Goethe - Gespräche

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Schwerdgeburth sc. Photogravure Bruckmann

GOETHE IM 82. LEBENSJAHRE

Verlag von L. Ehlermann in Dresden

LG
G599gL

Goethe-Gespräche

ausgewählt

von

Dr. Paul Lorentz

Direktor des Königl. Gymnasiums zu Friedeberg, Nm.

Mit zehn Kunstdruckbeilagen und einer Heliogravüre.

102787
24/6/10.

Verlag von L. Ehlermann

Leipzig Dresden Berlin

Einleitung.

Das, was uns am meisten die Möglichkeit gewährt, die Persönlichkeit eines Menschen kennen zu lernen, ist, seiner Natur nach, am seltensten durch die Literatur überliefert worden, das Gespräch. Ein besonderes Glück ist aber dem Deutschen gerade dadurch zuteil geworden, daß er von den drei größten Männern, auf denen seine moderne Kultur beruht, Luther, Goethe, Bismarck, Sammlungen ihrer Gespräche besitzt. Wie uns die Gestalt des Helden, der die Grundzüge des deutschen Christentums ein für allemal fest umrissen hat, durch die Kenntnis der „Tischreden" unendlich lebensvoller wird, wie die „Unterhaltungen" mit dem „Zwingherrn zur Deutschheit", der durch die Schöpfung des neuen Reichs ungeahnte Möglichkeiten zur Betätigung deutschen Wesens eröffnete, den Heros uns menschlich näher bringen, so gewähren uns die „Gespräche mit Goethe" den umfassendsten Einblick in die Persönlichkeit des Mannes, der die deutsche Geisteskultur so zu beherrschen berufen ist wie Homer und die griechischen Tragiker die hellenische.

Unter der unübersehbar großen Zahl von Personen, die das Bedürfnis empfunden haben, ihre Begegnungen mit Goethe der Nachwelt zu überliefern, weil sie dadurch einen unverlöschlichen Glanz auf ihr Leben gebreitet sahen, sind es doch nur ganz wenige, auch von denen, die längere Zeit seinen Umgang genossen, die eigentliche Sammlungen von Unterhaltungen mit ihm veranstaltet haben. Und der Wert solcher Aufzeichnungen hängt dann auch von der Persönlichkeit des Sammlers sehr stark ab, da sie es ist, die nicht nur das Was, sondern auch das Wie des Gehörten ganz wesentlich mitbestimmt. Den „Wert des Wortes", des gesprochenen eben, hat niemand klarer erkannt und treffender bezeichnet als Goethe selbst, wenn er es „der Seele Bild" nennt und gleich darauf dafür nur den Schatten dieses Bildes gesetzt wissen will, aber trotzdem den Reichtum der Eindrücke des ganzen Lebens betont, der sich uns in diesem flüchtigsten aller Gebilde so unvergleichlich offenbart:

Worte sind der Seele Bild —
Nicht ein Bild, sie sind ein Schatten!
Sagen herbe, deuten mild,
Was wir haben, was wir hatten. —
Was wir hatten, wo ist's hin?
Und was ist's denn, was wir haben? —
Nun, wir sprechen! Rasch im Fliehn
Haschen wir des Lebens Gaben.

Die umfangreichste und auch inhaltreichste Gesprächssammlung ist die von Johann Peter Eckermann. Eckermann hat als Einführung zu seinem Buch seine höchst merkwürdige Entwickelung bis zu der Bekanntschaft mit Goethe selbst beschrieben. Er war zu Anfang der neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts am Nordrande der Lüneburger Haide als Sohn eines herumziehenden kleinen Händlers geboren und hatte seine Jugend selbst mit Hausieren, Viehhüten, Holzlesen verbracht, bis ihm die Möglichkeit geboten wurde, auf Grund seines zeichnerischen Talentes sich eine bürgerliche Schulbildung anzueignen. Als Freiwilliger machte er dann den Feldzug des Winters von 1813 auf 1814 durch Mecklenburg, Holstein und vor Hamburg gegen Marschall Davoust mit und zog im Sommer in Flandern und Brabant mit dem Korps umher. Nach vergeblichem Versuch, die Künstlerlaufbahn einzuschlagen, wurde er Kanzlist, bis er seine dichterischen Anlagen entdeckte und, von dem Wunsche eines tieferen Eindringens in die Werke der großen deutschen Klassiker getrieben, durch größtenteils privatim angeeignete Gymnasialbildung sich für akademische Studien in Göttingen vorbereitete. Kritische Arbeiten über Poesie und eigene dichterische Versuche vermittelten Anfang Juni 1823 seine Bekanntschaft mit Goethe, von dem er sich über weitere Pflege seines Talentes Rat erholen wollte. Goethe wußte ihn allmählich zum Verzicht darauf zu bringen und behielt ihn dauernd als Gehilfen seiner literarischen Arbeiten bei sich. Eckermann wurde mit der Zeit auch Miterzieher des Erbprinzen Karl Alexander, des Enkels von Karl August, und später Bibliothekar der Großherzogin. 1854 ist er in Weimar gestorben. Die Feinfühligkeit und Feinhörigkeit Eckermanns war es, die es ihm ermöglichten, das von Goethe bei zahllosen Gelegenheiten Gehörte, das nicht selten durch sein

eigenes Eingreifen veranlaßt war, getreu wiederzugeben, so daß man die Sammlung seiner Gespräche geradezu unter die „Werke" Goethes rechnen könnte.

Nächst ihnen sind die „Unterhaltungen" mit Goethe, die der Kanzler von Müller herausgegeben hat, am wichtigsten. Müller entstammte einer durch viele Generationen im Dienst des Geschlechts v. Egloffstein stehenden Beamtenfamilie in Franken. Durch deren Vermittelung kam der hochbegabte junge Jurist 1801 als Assessor bei der Regierung nach Weimar. In allen Regierungsgeschäften bewies er eine glückliche Hand; mit besonderem diplomatischem Geschick verschaffte er dem Herzog und dem unglücklichen Lande eine erträgliche Stellung nach dem politischen Zusammenbruch von 1806 und verdiente sich dadurch die Erhebung in den Adelsstand. Seit 1815 stand er als Kanzler an der Spitze der Landesjustiz und zeichnete sich wiederholt als Abgeordneter und Landtagsvorstand aus. Die Gestaltung der deutschen Verhältnisse nach 1848, die seiner mit Freisinn gepaarten streng monarchischen Gesinnung nicht entsprachen, veranlaßten seinen Rücktritt. 1849 ist er gestorben. In seinem zeitweise täglichen Verkehr mit Goethe zeigte sich Müller nicht nur als anregender Freund, sondern als ein das Wesen Goethes tief erfassender Mann. Seine Aufzeichnungen über Gespräche mit ihm reichen erheblich weiter als die Eckermanns zurück, bis März 1808, und sind nicht wie diese auf Grund kurzer Notizen später ausgearbeitet, sondern unmittelbar niedergeschrieben.

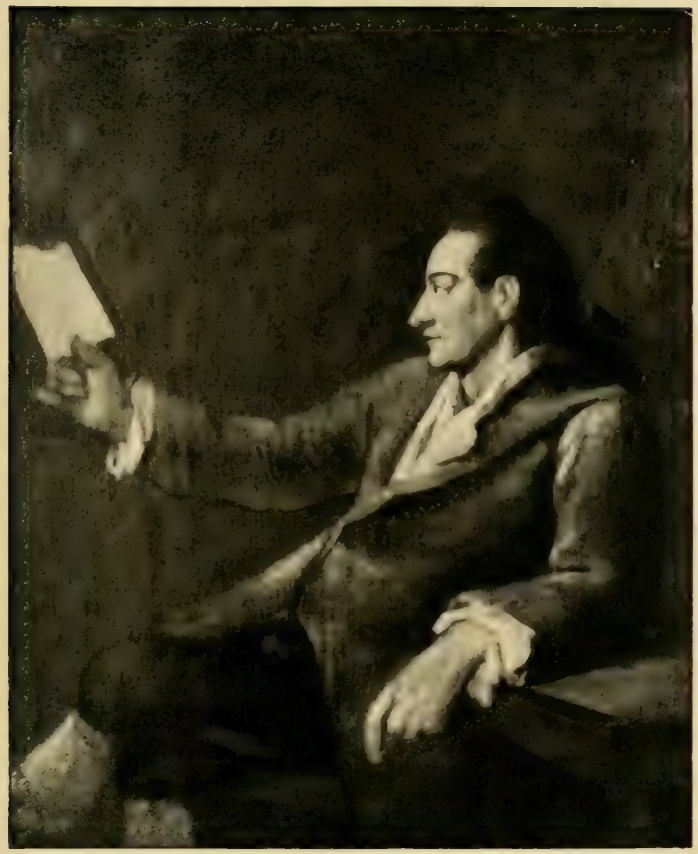
„Mitteilungen" über Goethe schrieb ferner der aus Schlesien stammende Philologe Friedrich Wilhelm Riemer. Er war seit 1803 neun Jahre lang der Hauslehrer von Goethes Sohn August, nachdem er vorher bei Wilhelm von Humboldt in Rom gewesen war. Später wurde er Professor am Weimarer Gymnasium und dann Bibliothekar. Er starb im Jahre 1845. Riemer wird als ein trockener, aber treuer und aufmerksamer Zuhörer geschildert, dem es weniger um eine Gesamtanschauung von Goethe als um Feststellung einzelner Ansichten von ihm zu tun war. Daher sind seine Aufzeichnungen nicht Gespräche und Unterhaltungen, sondern Gedanken. Goethe hat selbst noch viele von Riemer aufge-

zeichnete Aussprüche unter seine „Maximen und Reflexionen" aufgenommen.

Wieder von anderer Art ist, was Friedrich Soret von seinem Umgang mit Goethe aufgeschrieben hat. Soret, einer Emigrantenfamilie in Petersburg angehörig, hatte seine Studien in Genf gemacht. Er war von der Theologie zur Naturwissenschaft übergegangen und im Alter von 27 Jahren als Erzieher des Erbprinzen Karl Alexander, dessen Mutter die russische Großfürstin Maria Paulowna war, 1822 nach Weimar gekommen. Als vielseitiger wissenschaftlicher Schriftsteller förderte er Goethe bei seinen naturwissenschaftlichen Schriften, von denen er z. B. die Metamorphosenlehre ins Französische übersetzte. Häufig hatte er Besprechungen mit Goethe über Erziehungsgrundsätze. Später lebte und wirkte er in Genf, besonders auf dem Gebiet der Münzkunde, auf dem er als ein erster Fachmann galt. Goethe rühmte an ihm „ruhigen Verstand, freie, klare Weltanschauung, vielfache Bildung und ausgebreitete Kenntnis, hinter welchen allen ein schönes Gemüt und ein reines Herz durchblickten". Sorets Aufzeichnungen sind mehr Stoff als schon Darstellung; einen Teil von ihnen konnte bereits Eckermann für den dritten Band seiner Gespräche benutzen.

Das endlich, was Heinrich Voß, der Sohn des Homerübersetzers und Dichters der „Luise", von seinem Umgang mit Goethe — und übrigens auch mit Schiller — in Briefen an die Seinigen berichtet, wird hauptsächlich dadurch von Bedeutung, daß es 20 Jahre früher fällt als Eckermanns Umgang, und dann dadurch, daß er wie in einem Kindesverhältnis zu Goethe stand, der sich zu ihm denn auch mehr herabließ als zu andern. Die Frische jugendlicher Begeisterung des 21- bis 25jährigen Jünglings spricht aus seinen Berichten; die wirkliche Größe Goethes festzuhalten, ist er nicht fähig gewesen.

So ist es freilich nur der Goethe in der „Epoche der Vollendung", fast nur auch der alte Goethe, den wir durch fortlaufende Aufzeichnungen im Gespräche kennen lernen. Aber durch zahlreiche vereinzelte Berichte gewinnen wir von der Art, wie Goethe sich im Gespräche gab, doch auch recht lebendige Züge aus viel früherer Zeit, ja bis in die Studentenzeit herab. Zwar erhalten wir keine Kunde von seinen



Goethe 1775.
Nach dem Gemälde von G. M. Kraus.

Unterhaltungen etwa in der Familie des Professors Böhme in Leipzig oder mit seinen Freunden Behrisch oder Langer oder aus dem Verkehr bei Schönkopfs. Auch nach der Rückkehr nach Frankfurt vermissen wir vor allem Gespräche mit der Schwester Cornelia und dem pietistischen Kreise um Fräulein von Klettenberg. Aus Straßburg kennen wir nur die Stoffe von Gesprächen mit dem Vater des Sturms und Dranges, Herder, und auch von solchen während der Sesenheimer Idylle und der Durchwanderung des Elsaß, während uns ein lebhaftes Gesprächsbild selbst aus dem Kreise der Tischgesellschaft aufbewahrt ist, ebenso wie aus der Zeit seiner Tätigkeit am Reichs-Kammergericht in Wetzlar und seinem Verkehr mit Lavater und Jakobi. Seit dem Eintritt in Weimar aber werden die Züge des sprechenden Goethe immer reichhaltiger: Wir fühlen mit Iffland, der davon berichtet hat, „den Adlerblick, der nicht zu ertragen ist", und sehen ihn „die Augenbrauen in die Höhe ziehen, als ginge der Hirnknochen mit". Wir hören ihn die manierierten Dichtertalente seiner Zeit in drastischer Improvisation bei der Herzogin Amalie in Gegenwart Gleims verhöhnen und wieder nach der Rückkehr von der Redoute während des Restes der schlaflosen Nacht mit seinem Diener „mit soviel Heftigkeit als Gelehrsamkeit" über die Frage streiten: ob ein Volk nicht glücklicher sei, wenn es frei ist, als wenn es unter dem Befehl eines souveränen Herrn steht. Aber ahnen können wir nur, welcher Art die zahlreichen Gespräche mit dem Herzog waren über die Kunst, zu regieren, sich selbst und den Staat, von denen Andeutungen in den Tagebüchern stehen, wenn es etwa heißt: „Kam um 10 der Herzog. Sprachen wir unaussprechliche Dinge durch . . ., erklärt' ihm, warum ihm dies und das so schwer würde . . . Er erklärte sich dagegen, und es ward eine große, interessante Unterhaltung." (2. VIII. 1779.) Höchst charakteristisch für den Goethe in den ersten 10 Jahren in Weimar ist, daß er im Gespräch „mit Begriffen um sich herblitzte, die aufeinander folgten wie Wetterleuchten an einem Sommerabend", und daß man ihm „sein Herz über die wichtigsten Gegenstände öffnen kann", freilich nur, „wenn man ihn allein hat". Tiefere Einblicke wieder im Gespräche Goethes mit Frau von Stein, dieser seiner großen „Seelen-

führerin", gewinnen wir, freilich nicht unmittelbar, aber doch mittelbar durch die zahlreichen Briefe an sie. Die Italienische Reise dann, die eine vollständige Erneuerung und Höherführung seines inwendigen Menschen bewirken sollte, läßt die Vorstellung von dem folgenreichen Verkehr fast ausschließlich mit Künstlern in den Tagebüchern und Briefen wenigstens anklingen und in den Nachrichten der Freunde nach Goethes Scheiden aus Italien höchst bezeichnend wieder nachklingen. So, wenn Tischbein, dem wir den „Goethe in der Campagna" verdanken und bei dem Goethe in Rom Wohnung genommen hatte, zusammen mit den jungen Malern Schütz und Bury, seinen Hausgenossen, die Goethestätten wie ein Heiligtum verehrt, oder wenn die feinfühlige und vielseitige, kluge Malerin Angelika Kauffmann, die Szenen aus Goethes Iphigenie darstellte, die Sonntagsunterhaltungen in ihrem Künstlerheim vermißte, bei denen sich der Ästhetiker Karl Philipp Moritz, der Archäologe Hirt, der Bildhauer Trippel, dem wir die Apollinische Goethebüste in der Bibliothek zu Weimar verdanken, der grundgescheite Schweizer „Kunst-Meyer" einfanden und durchreisende Fremde mit künstlerischen Interessen gern gesehen wurden. Ahnen können wir nur etwas von dem Inhalt der Gespräche Goethes auf den Wanderungen durch Sizilien mit dem Maler Kniep, dessen Darstellungen italienischer Landschaften noch heute im Goethehause zu Weimar jene Zeit lebendig machen. Die Fülle der Eindrücke der Italienischen Reise kommt in Berichten von Karoline Herder und Wieland über Gespräche mit Goethe nach seiner Rückkehr zu ergreifendem Ausdruck. Das Geplauder in der häuslichen Idylle an der Seite Christianens lassen die „Römischen Elegien" erschließen und doch auch das große Gedicht über das „Pflanzenwesen", die Metamorphose.

Aus der folgenden Zeit vermissen wir am meisten Aufzeichnungen der Gespräche mit Schiller, zuerst in Jena, wo im Garten am Schillerhause nach Goethes eigenem Zeugnis zu Eckermann aus dem Jahre 1827 „manches gute und große Wort gesprochen wurde", dann, seit 1799, in Weimar. Aber auch hier bietet doch, abgesehen von Goethes Aufzeichnungen in den „Annalen", gerade der Briefwechsel zwischen beiden

einen höchst dankenswerten Ersatz. So kennen wir doch einen großen Teil wenigstens der Gegenstände ihrer Gespräche und ihrer Ansichten darüber, um zu wissen, daß in dieser gegenseitigen Aussprache die ethisch-ästhetische Kultur der Deutschen ein gewaltiges Stück gefördert wurde, wenn der „Mann, der, sein eigener Bildner und Schöpfer, durch der Tugend Gewalt selber die Parze bezwang", mit dem Genius Zwiesprache pflog, „welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöset, und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt".

Der Kreis von bedeutenden Männern in der Universitätsstadt Jena, wo Goethe sich jedes Jahr mehrere Monate aufzuhalten pflegte, war, zumal in der Zeit zwischen 1794 und 1805, ungewöhnlich groß, so daß man ihn dem des Perikles in Athen hat an die Seite setzen können. Fichte, Schelling, Hegel, Wilhelm von Humboldt, August Wilhelm und Friedrich Schlegel, Brentano, Tieck, Voß, Männer, die die Blütezeit des Klassizismus, die nach-kantische Philosophie und die Romantik charakteristisch vertreten. Dazu kam noch eine Reihe von Gelehrten, die ihre besondere Wissenschaft höchst ehrenvoll vertraten, wie der Anatom Loder, der Botaniker Batsch, der Jurist und der Mediziner Hufeland, die Theologen Griesbach und Paulus, der Philosoph Niethammer, sowie geistreiche und temperamentvolle Frauen wie Dorothea und Karoline Schlegel, Karoline von Wolzogen, Schillers Schwägerin, u. a. Sie alle haben wir uns in häufigen und bedeutsamen Gesprächen mit Goethe zu denken, aber in zusammenhängenden Berichten ist davon nichts überliefert worden (vgl. Bielschowsky, Goethe Bd. II S. 120—121).

In Weimar schuf Goethe dann in den Freitagsgesellschaften, die von 1791 bis 1797, zuerst wöchentlich, dann vierzehntägig und bald monatlich, stattfanden, einen anziehenden Mittelpunkt für wissenschaftliche Unterhaltung, an der außer mehreren jener Jenaer Größen vor allem Herder, Wieland, Bertuch, Goethes Kunstautorität Meyer, beteiligt waren, aber auch der Herzog Karl August und Fremde, die vorübergehend in Weimar weilten. Jedes Mitglied gab dort, nach Goethes eigener Darstellung, von seinen Geschäften, Arbeiten, Liebhabereien beliebige Kenntnis, die mit freimütigem

Urteil aufgenommen wurde, nichts war ausgeschlossen. Von Gegenständen, die Goethe selbst dort behandelte, wird besonders das Vorlesen der Vossischen Übersetzung der Ilias erwähnt, deren Eindruck ein Anwesender dahin beschreibt, daß selbst „die härtesten Stellen durch die treffliche Deklamation und richtig wechselndes Andante und Adagio außerordentlich sanft und milde wurden". Sonst wählte er Themata aus seinen naturwissenschaftlichen Studien.

Seit 1801 bestanden dann wieder für eine Reihe von Jahren die Mittwochskränzchen, die wir u. a. aus Schillers Bericht an Körner kennen lernen. Alle 14 Tage kam man mit den Damen zu Souper und Unterhaltung zusammen, auch der Herzog und die fürstlichen Kinder erschienen und das neckische Hoffräulein von Göchhausen, dieselbe, durch die uns die einzige Abschrift des „Urfaust" erhalten ist. Für diese Abende haben sowohl Goethe wie Schiller eine Reihe ihrer schönen „Geselligen Lieder" gedichtet, Goethe z. B. die „Generalbeichte", „Vanitas, vanitatum vanitas", „Ergo bibamus" und „Weltseele", Schiller „Die vier Weltalter", „An die Freunde", „Die Gunst des Augenblicks". Später wurden die dort gehaltenen Vorträge abgelöst durch Goethes „Vorträge für Damen". Zuerst waren es solche über Kunst und Literatur, z. B. über das Nibelungenlied, dann über Naturwissenschaft.

Eine Zeitlang hat Johanna Schopenhauer, die Mutter des Philosophen, die sich nach dem Tode ihres Gatten 1806 nach Weimar zurückgezogen hatte, den Mittelpunkt eines geselligen Kreises gebildet, als dessen Hauptanziehung natürlich die Person Goethes galt.

Den häufigsten Schauplatz der Gespräche mit Goethe, namentlich soweit sie in eigentlichen Sammlungen vorliegen, bildet natürlich sein Wohnhaus in Weimar, jene Stätte, die den Dichter ein halbes Jahrhundert lang beherbergt und die als „Goethe-National-Museum" heute noch die alte Einrichtung der Zimmer bewahrt hat. Das prächtige Treppenhaus schmücken antike Bildsäulen, wie der betende Jüngling, ein bocktragender Faun, ein Apollo und ein Achill, Kastor und Pollux, sowie Zeichnungen nach den Giebelfeldern des Parthenon. Im ersten Stock lagen nach vorn die Besuchs-

Junozimmer im Goethehaus in Weimar.

und Gesellschaftszimmer. Ihren Mittelpunkt bildete der Saal, in dem Goethe mit seiner Familie und seinen Gästen zu speisen pflegte; hier hielt er auch jene Vorlesungen für Damen. Der Jupiter von Otricoli, eine Klytia und eine Minerva sowie ein Kopf des Antinous bildeten den künstlerischen Schmuck, zu dem heute noch Bilder aus Goethes Familien- und Freundeskreise gekommen sind. Links schließt sich an den Saal das geräumige Junozimmer, so genannt nach dem kolossalen Kopf der Juno Ludovisi. Hier musizierte der junge Felix Mendelssohn und sang die schöne Polin Szymanowska. Eine Kopie des Stielerschen Goethe-Portraits schmückt nebst einem Bildnis Zelters und Kunstwerken von der Hand Meyers und Prellers diesen Raum. An das Junozimmer stößt das Urbinozimmer, das seinen Namen nach einem einen Herzog von Urbino darstellenden italienischen Gemälde hat. Unter den andern Bildern ragen die Tischbeinschen besonders hervor. Rechts von dem Saal folgt zunächst das Deckenzimmer. In ihm waren vorzugsweise Kunstsammlungen, wie Handzeichnungen alter und neuer Meister, auch solche von Goethe, in Mappen aufgestellt und ein Glasschrank mit optischen Apparaten und Mineralien; zwischen den Fenstern schaute die Medusa Rondanini auf den Besucher herab. Ähnliche Schätze enthielt das 2. Sammlungszimmer, so einen Schrank mit Büsten, unter denen ein Abguß der Trippelschen Goethebüste sich befand sowie italienische Bronzeplaquetten und Majoliken, durch deren Sammlung Goethe seiner Zeit voraneilte. Ihr größerer Teil ist sogar in dem darauf folgenden Majolikazimmer untergebracht, das außerdem noch reich an antiken Bronzestatuetten ist. Nach einer dritten Seite vom „Saal" aus gelangt man in das Büstenzimmer, in dem Abgüsse antiker Bildwerke und Originale moderner Künstler sich befinden, so die Goethebüsten von David und von Tieck. Vom Flur und zugleich vom Urbinozimmer aus gelangt man in Goethes Arbeitszimmer und das daran stoßende Schlafgemach. Beide sind im Gegensatz zu den Besuchs- und Empfangsräumen von einer auffallenden und beabsichtigten Einfachheit. Goethe äußerte sich darüber selbst zu Eckermann (am 23. März 1829): „Prächtige Gebäude und Zimmer sind für Fürsten und Reiche.

Wenn man darin lebt, fühlt man sich beruhigt, man ist zufrieden und will nichts weiter. Meiner Natur ist es ganz zuwider. Ich bin in einer prächtigen Wohnung, wie ich sie in Karlsbad gehabt, sogleich faul und untätig. Geringe Wohnung dagegen, wie dieses schlechte Zimmer, worin wir sind, ein wenig unordentlich ordentlich, ein wenig zigeunerhaft, ist für mich das beste; es läßt meiner inneren Natur volle Freiheit, tätig zu sein und aus mir selber zu schaffen;" und (am 25. März 1831): „Alle Arten von Bequemlichkeit sind eigentlich ganz gegen meine Natur. Sie sehen in meinem Zimmer kein Sofa; ich sitze immer in meinem alten hölzernen Stuhl und habe erst seit einigen Wochen eine Art von Lehne für den Kopf anfügen lassen. Eine Umgebung von bequemen, geschmackvollen Möbeln hebt mein Denken auf und versetzt mich in einen behaglichen, passiven Zustand. Ausgenommen, daß man von Jugend auf daran gewöhnt sei, sind prächtige Zimmer und elegantes Hausgeräte etwas für Leute, die keine Gedanken haben und haben mögen." So enthält das Arbeitszimmer nur eichene, unpolierte Möbel, eine Tischkommode, ein kleines Stehepult und einen großen Schreibtisch sowie einen Schrank mit Glastüren. Die Fenster von Arbeits- und Schlafzimmer gehen auf den Hausgarten hinaus, den Goethe sich nach seinem Sinn und Geschmack eingerichtet hatte, und wo wir ihn z. B. in dem Gespräch mit Falk finden (Nr. 25 im Juni 1809). In den Hausgarten gelangt man, wenn man aus dem Büstenzimmer durch ein kleines blaues Zimmer schreitet, eben das Gartenzimmer, in dem Goethe zur Sommerzeit mit den Seinen speiste; Abgüsse Rauchscher Bildwerke schmücken es. Die Mansardenräume des Goethehauses dienten der Familie, die nach dem Tode von Christiane 1816 hauptsächlich aus dem früh verheirateten Sohn August und dessen Kindern bestand, sowie den Gästen zum Aufenthalt, die längere Zeit bei Goethe weilten.

Zahlreich und äußerst mannigfaltig ist die Schar von Personen, die Goethe in diesem Hause aufgesucht und zu längerem oder kürzerem Gespräche bei ihm geweilt haben. Denn Weimar wurde immer mehr die geistige Hauptstadt Deutschlands, Goethe immer mehr der Mittelpunkt für alle geistigen Interessen seines Jahrhunderts. Seine Ansicht

Goethes Arbeitszimmer in Weimar.

wollte man hören, um den Wert der eigenen Leistungen richtig zu beurteilen, sei es auf literarischem, sei es auf künstlerischem oder wissenschaftlichem Gebiet, abgesehen davon, daß viele auch nur nach Weimar pilgerten, um den berühmten Dichter selbst zu sehen. Unter den Dichtern, die ihn aufsuchten, finden wir Grillparzer, Brentano, Heine, Jean Paul, Fouqué, Zacharias Werner, Holtei, den Dänen Öhlenschläger, den Polen Mickiewicz, unter den Gelehrten außer den oben schon genannten Jenensern den Philologen Friedrich August Wolf, Wilhelm Grimm, die beiden Humboldts, die Boisserées, die Franzosen Viktor Cousin und Ampère, von Künstlern Rauch, Schadow, Preller, Felix Mendelssohn mit seinem Lehrer Zelter, Clara Wieck, die Gattin von Robert Schumann; von Staatsmännern den französischen Gesandten Grafen Reinhard, einen geborenen Württemberger, sowie den Freiherrn von Gagern, den Präsidenten des ersten deutschen Parlaments. Besonders denkwürdig war Goethe auch der Besuch, mit dem der bayrische König Ludwig I. ihn zu seinem 78. Geburtstag überraschte (s. Nr. 78 und 79).

Ungewöhnlich reichhaltig und mannigfaltig sind denn auch die Gegenstände der Gespräche. Einen besonders großen Raum nimmt natürlich die Dichtung aller Zeiten und Völker, vor allem freilich die der Deutschen, ein. Schiller tritt vornehmlich in den Gesichtskreis der Unterhaltungen mit seinen Jugenddramen, mit seinem Wallenstein; der hohe Adel seiner Persönlichkeit findet seine unbedingte Würdigung, wie seine spekulative Neigung ihre ablehnende Kritik. Goethes eigene Dichtungen, der Faust namentlich, Iphigenie und Tasso, regen mit ihren Problemen zu vielen Besprechungen an. Die griechische Poesie, zumal Homer und die Tragiker, und ihr Unterschied von der modernen, die englische und die französische Dichtung der klassischen wie der romantischen Zeit, Shakespeare vor allem und Byron kommen wieder und wieder zur Sprache. Wert und Kritik der politischen und der patriotischen Dichtung und Abweisung der „Lazarettpoesie" gehören dann auch hierher. Das zweite große Gebiet ist die Kunst. Hier steht im Vordergrunde die Antike mit den unvergeßlichen Erinnerungen an Italien. Richtige und falsche Bewertung der

Antike wird erörtert, aber auch die eben wieder durch die Bemühungen der Boisserées lebendig gewordene altdeutsche Kunst findet ihre volle Würdigung. Allgemeine ästhetische Fragen nach dem Wesen der Schönheit und ihrem Verhältnis zur Sittlichkeit begegnen uns ebenso wie solche nach der Komposition von Gedichten. Unter den Wissenschaften ragen Naturwissenschaft und Philosophie als Gesprächsgegenstände hervor. Botanik und Osteologie und die Farbenlehre werden behandelt und so grundlegende Gedanken wie die des Urphänomens, der Lehre von der Entwickelung im gesamten Naturreich. Deutsche und französische Philosophie in ihrem charakteristischen Unterschiede, Kant, Hegel, Fichte, Schelling werden in den bleibenden Grundzügen ihrer Systeme gezeichnet. Fragen nach dem Verhältnis von Religion und Mathematik, von Wissen und Charakter, der Gegensatz von geoffenbarter und natürlicher Religion, das Bleibende und Zukunftsichere des Christentums und das Vergängliche seiner kirchlichen Erscheinungen, Anschauungen über die Unsterblichkeit der Seelen und das Wesen des Dämonischen werden ebenso behandelt wie die Themata: Idee und Erfahrung, Sinnlichkeit und Sittlichkeit, Verstand und Gefühl. Aber auch das volle Leben der Wirklichkeit mit seinen tausend Problemen, Forderungen und Äußerungen tritt in den Gesichtskreis der Teilnehmer an den Unterhaltungen: von dem Verhältnis von Nationalität und Humanität, von Volk, Freiheit und Vaterland, Staatenregierung und Polizei, von Hofleben und Bürgersinn, deutschem Wert und Unwert, der welterobernden englischen Nation Vorzügen und Mängeln hören wir; über Popularität der Fürsten und Einschätzung der Majorität, über das Recht der Jugend auf Fortschritt in allen Verhältnissen fallen geistreiche und tiefblickende Bemerkungen. Die technischen Künste finden ihre verdiente Würdigung sowie das Verkehrsleben mit seinen wirtschaftlichen Beeinflussungen. Und schließlich gewinnen wir auch eine reiche Fülle von Beobachtungen über Goethes eigenes Wesen und über die, welche von Bedeutung für ihn gewesen sind.

Längere Unterhaltungen fanden meist bei Tisch statt. Wilhelm Zahn, der Maler und Architekt, der nach Weimar gekommen war, um Goethe seine farbigen Zeichnungen nach

Pompejanischen Wandgemälden zu zeigen, schildert uns eine solche: „Da war der Oberbaudirektor Coudray", der Kanzler von Müller und der Leibarzt Vogel ... Ferner sah ich den Professor Riemer, Eckermann und Hofrat Meyer. Alle Gäste und Goethe selber waren im Frack ... Ich saß zwischen Goethe und Fräulein Ulrike von Pogwisch, einem Liebling des Dichters ... Uns gegenüber saß Frau Ottilie, die Schwiegertochter des Dichters und die Schwester von Ulrike ... Die Unterhaltung war eine allgemeine, lebendige und nie stockende. Goethe leitete sie meisterhaft, ohne aber jemanden zu beschränken. Um ihn saßen seine lebenden Lexika, die er bei Gelegenheit aufrief; denn er mochte sich nicht selber mit dem Ballast der bloßen Stubengelehrsamkeit beschweren. Riemer vertrat die Philologie, Meyer die Kunstgeschichte, und Eckermann entrollte sich als ein endloser Zitatenknäuel für jedes beliebige Fach. Dazwischen lauschte er mit eingezogenem Atem den Worten des Meisters, die er wie Orakelsprüche sofort auswendig zu lernen schien. Meyer dagegen, den man wegen seiner schweizerischen Mundart den „Kunschtmeyer" nannte, verweilte auf dem Antlitz seines alten Jugendfreundes mit rührenden Blicken, die ebensoviel Zärtlichkeit wie Bewunderung ausdrückten." Nach Tisch werden die Zahnschen Zeichnungen entrollt und erklärt, wobei Goethe jedes Bild mit Liebe und Inbrunst betrachtet und dazu die feinsinnigsten, schlagendsten Bemerkungen macht. „Plötzlich erklangen hinter uns straffe Schritte," so erzählt Zahn weiter, „und als ich mich wandte, erblickte ich einen untersetzten Mann in Feldmütze und kurzem, grünsamtnen Jagdrock mit goldenen Schnüren besetzt. Es war der Großherzog ... Er war durch den Garten gekommen und durch die Hintertür eingetreten, von der er stets den Schlüssel hatte. Goethe begrüßte ihn mit den charakteristischen Worten: ‚Kommen recht zum Gastmahl, königliche Hoheit!' Karl August hatte eine kurze Meerschaumpfeife in der Hand, aus der er, wo es irgend anging, beständig paffte, aber jetzt ließ er sie ausgehen; denn Goethe verabscheute den Tabak. Auch gab er seinem alten Duzbruder heute das Höflichkeits-Sie" (September 1827). Zuweilen wird auch, als besondere Tafelfreude, bei festlichen Gelegenheiten, das Mahl

mit Gesängen gewürzt, nach jedem Gang ein Gesang, wie z. B. „Mich ergreift, ich weiß nicht, wie, himmlisches Behagen", und solche humorvollen Vorgänge wie die Doktorpromotion des jungen Voß sind durchaus charakteristisch für Goethe auch in der „Epoche seiner Vollendung" (vgl. Nr. 9). Goethe bei Tisch, wenn er bei andern, z. B. bei Knebel in Jena, zu Besuch ist, schildert uns einmal Professor Luden: „Anfangs wurde hin und her geplaudert in gewöhnlicher Weise, kaum aber mochte eine Viertelstunde verlaufen sein, so hatte Goethe es übernommen, die Gesellschaft zu unterhalten. Und er unterhielt sie auf eine bewunderungswürdige Weise; er erzählte Anekdoten und Abenteuer von seinen Reisen . . . und charakterisierte die Menschen auf das lebendigste." Dem Berichterstatter ist mehr als eine Anekdote im Gedächtnis. Aber sie zu erzählen wagt er nicht, da das Anmutigste und Pikanteste fehlen würde: Goethes Augen, Stimme und Gebärdenspiel; denn er erzählte nicht bloß, sondern er stellte alles mimisch dar.

Im Gespräch finden wir Goethe dann wieder in seinem Hausgarten oder bei dem Vorzeigen der Schätze seiner Kunstsammlungen, vor und nach dem Theater, bei der Redaktion seiner Schriften mit Riemer, Eckermann, Soret. Auf Spazierfahrten wieder kommt es zu Unterhaltungen, wenn die Umgebung von Weimar aufgesucht wird, oder auch bei längerem Aufenthalt auf einem der herzoglichen Schlösser zu Dornburg oder Wilhelmstal, in früheren Jahren besonders auch auf den Reisen in die böhmischen Bäder, wo er 1823 den Sturm seiner letzten Leidenschaft in Marienbad erlebte, oder auf jenen Reisen an den Main, Rhein und Neckar in den Jahren 1814 und 1815, wo er die Heimat besuchte, die altdeutsche Kunst durch die Brüder Boisserée schätzen lernte und mit dem Freiherrn vom Stein im Kölner Dom und in Nassau zusammentraf. Eine reiche Gelegenheit zu Gesprächen boten ferner jene zahlreichen Besuche vorübergehender Art, die häufig den Charakter von Audienzen trugen, und vor allem auch so festliche Tage wie das Jubiläum der fünfzigjährigen Regierung des Großherzogs, der fünfzigjährigen Wiederkehr des Tages von Goethes Ankunft in Weimar und sein achtzigjähriger Geburtstag. Und ein ganz eigenartiger Anlaß zur Unterhaltung war jene denk-

würdige Audienz, die Goethe bei Napoleon auf dem Fürstenkongreß in Erfurt hatte.

Die Art, wie Goethe sich im Gespräch gab, und Wirkung und Eindruck war je nach den Personen der Unterredner selbst und den Gegenständen der Unterhaltung außerordentlich verschieden. Bei Tisch herrschte, wie wir sahen, entschieden die heitre, die Gegenstände rasch wechselnde Art vor, wo denn die Lebhaftigkeit der Stimmung sich über alle Teilnehmer rasch verbreitete. Und auch sonst hat sich Goethe bis in sein hohes Alter eine Kraft und ein Feuer bei aller innern Ausgeglichenheit seines Wesens bewahrt, die der der Jugend nichts nachgaben. „Wie ein Gewitter", bemerkt einmal der Kanzler von Müller 1823, „suchte er sich seiner Kraftfülle durch geistige Blitze und Donnerschläge zu entledigen." „Seine Beredsamkeit und sein Feuer", urteilt ein anderer Unterredner (Ritter von Leonhard), „waren die eines Jünglings, aber zugleich großartige Ruhe, welche ihm den Glanz einer Würde verliehen, deren er nicht zu bedürfen schien." Das Jupiterhafte des hohen Wuchses, das Kolossale der Gestalt, die Würde des Antlitzes, zumal der Stirn, wird noch im Jahre 1829 als imponierend empfunden: „Ohne Diadem strahlt die Stirn von Majestät. Das Haar, noch wenig weiß, ist nur über der Stirne etwas grauer. Die Augenbrauen klar, lebhaft, zeichnen sich noch durch eine Eigentümlichkeit aus, nämlich durch eine lichtgraue, wie emaillierte Linie, welche die Iris beider Augen am äußeren Rande rings umfaßt." Bei großer Feierlichkeit freilich, wo die Form in allen Gestalten aufdringlich vorherrscht, oder wenn der Besucher nur Neugierde befriedigen will, wird das Jupiterhafte zum Statuenhaften, Förmlich-Konventionellen. Johanna Schopenhauer hat das gelegentlich als Goethes Liebe zur „Verbindung des Natürlichen mit dem Plastischen" bezeichnet und sieht in dem Feierlichen wesentlich eine gewaltige Herrschaft über sich selbst, ähnlich, wie Henriette von Egloffstein von Goethes „starrer Maske" spricht, die er „aus Verlegenheit und Konvenienz vorzuhalten pflegte". Wohl zieht er sich — vor einem Fremden —, wenn er eine lebhafte Erregung spürt, in ein Nebenzimmer zurück oder sucht den Anblick seiner Antiken, um sich zu beruhigen, und erscheint

dann bald wieder mit heiterm Antlitz. Im engen Kreise aber, wenn die Abendstille und die Ruhe nach schwerem Tagesgeschäft ihn heiter und gesprächig machen, sucht er die Bequemlichkeit des Sofas auf, unterhält sich oder läßt sich vorlesen. Und wenn er dann wieder recht lebendig wird, springt er auf und geht hastig im Zimmer auf und nieder, und jede Gestikulation, ihm selbst unbewußt, wird zur lebendigsten Sprache. „Was Goethes Gespräche so lehrreich und interessant macht, welchen Gegenstand er auch berührt, ist das Allgemeine, was allem, auch dem Speziellsten, seiner Rede zugrunde liegt," so schildert es der junge Voß, dem es nach eigenem Geständnis in Goethes Gegenwart so ging, wie er im Faust gleichnisweise vom Webstuhle sagt:

Wo ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber, hinüber schießen,
Die Fäden ungesehen fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.

„So inhaltsreich und doch so einfach und so darstellend" wird sein Gespräch genannt, wenn er, anfangs zurückhaltend, dann immer mehr auftaut, sobald er sieht, daß er einen regen Geist und ein redliches Gemüt vor sich hat. Den Eindruck, „so reich, so reif und mild, daß man wirklich noch nie so hat sprechen hören", und das Gefühl, „sich mit ihm gleichsam auf eine höhere Stufe gestellt zu sehen", gewinnt nicht nur Frau von Knebel von den naturwissenschaftlichen Vorträgen für Damen, wo es sich um die Beziehung handelte, die der Mensch zu sich selbst und zu den Dingen außer ihm hat, sondern auch Ritter von Leonhard sagt es uns: „Hatte sich Goethe einmal eines Gegenstandes bemächtigt, so verstand er diesen gleichsam aufs neue zu schaffen." Seine einfachen, lichtgebenden Worte hatten einen eigentümlichen Reiz und bestätigten Jean Pauls Wort: „Goethe ist der klarste Mann von Europa." Eine Menge verborgener Saiten fühlten die Zuhörer im eigenen Herzen zum ersten Male tönen, und wie eine Verklärung lag oft solch ein Eindruck auf dem Wesen derer, die von der Unterhaltung mit ihm kamen, wie es dem Bildhauer Rauch erging, der dem Freunde in Berlin nach seiner Rückkehr aus Weimar „in einem höhern Gefühl" erscheint. Es ist der Abglanz der dem Reinmenschlichen, d. h. dem Ideal- und doch Einfach-Menschlichen bis zum Ende in immer reicherer Weise zugetanen Seele des Dichters und des Weisen, die im Gespräche Gestalt und Leben gewonnen: „Worte sind der Seele Bild." —

1. Mit Jung-Stilling in Straßburg.

19. September 1770.

Herr Trooſt war nett und nach der Mode gekleidet; Stilling auch ſo ziemlich. Er hatte einen ſchwarzbraunen Rock mit manchesternen Unterkleidern, nur war ihm noch eine runde Perücke übrig, die er zwiſchen ſeinen Beutelperücken doch auch gern verbrauchen wollte. Dieſe hatte er einſtmalen aufgeſetzt und kam damit an den Tiſch. Niemand ſtörte ſich daran, als nur Herr Waldberg von Wien [Meyer von Lindau]. Dieſer ſah ihn an, und da er ſchon vernommen hatte, daß Stilling ſehr für die Religion eingenommen war, ſo fing er an und fragte ihn, ob wohl Adam im Paradies eine runde Perücke möchte getragen haben. Alle lachten herzlich bis auf Salzmann, Goethe und Trooſt; dieſe lachten nicht. Stillingen fuhr der Zorn durch die Glieder, und er antwortete darauf: „Schämen Sie ſich dieſes Spottes. Ein ſolcher alltäglicher Einfall iſt nicht wert, daß er belacht werde.“ Goethe aber fiel ein und verſetzte: „Probier' erſt einen Menſchen, ob er des Spottes wert ſei. Es iſt teufelsmäßig, einen rechtſchaffenen Mann, der keinen beleidigt hat, zum beſten zu haben.“ Von dieſer Zeit nahm ſich Herr Goethe Stillings an, beſuchte ihn, gewann ihn lieb, machte Brüderſchaft und Freundſchaft mit ihm und bemühte ſich bei allen Gelegenheiten, Stillingen Liebe zu erzeigen.

2. Mit Keſtner in Wetzlar.

Mai—Juni 1772.

Er [Goethe] hat ſehr viele Talente, iſt ein wahres Genie und ein Menſch von Charakter; beſitzt eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft, daher er ſich meiſtens in Bildern und Gleichniſſen ausdrückt.

Er pflegt auch selbst zu sagen, daß er sich immer uneigentlich ausdrücke, niemals eigentlich ausdrücken könne: wenn er aber älter werde, hoffe er die Gedanken selbst, wie sie wären, zu denken und zu sagen.

Er ist in allen seinen Affekten heftig, hat jedoch oft viel Gewalt über sich. Seine Denkungsart ist edel, von Vorurteilen so viel frei, handelt er, wie es ihm einfällt, ohne sich darum zu bekümmern, ob es andern gefällt, ob es Mode ist, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang ist ihm verhaßt.

Er liebt die Kinder und kann sich mit ihnen sehr beschäftigen. Er ist bizarre und hat in seinem Betragen, seinem Äußerlichen verschiedenes, das ihn unangenehm machen könnte. Aber bei Kindern, bei Frauenzimmern und vielen andern ist er doch wohl angeschrieben. Für das weibliche Geschlecht hat er sehr viel Hochachtung.

In principiis ist er noch nicht fest und strebt noch erst nach einem gewissen System. Um etwas davon zu sagen, so hält er viel von Rousseau, ist jedoch nicht ein blinder Anbeter von demselben. Er ist nicht, was man orthodox nennt, jedoch nicht aus Stolz oder Kaprice oder um etwas vorstellen zu wollen. Er äußert sich auch über gewisse Hauptmaterien gegen wenige; stört andere nicht gern in ihren ruhigen Vorstellungen.

Er haßt zwar den scepticismum, strebt nach Wahrheit und nach Determinierung über gewisse Hauptmaterien, glaubt auch schon über die wichtigsten determiniert zu sein; so viel ich aber gemerkt, ist er es noch nicht. Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch selten. Denn, sagt er, ich bin dazu nicht genug Lügner.

Zuweilen ist er über gewisse Materien ruhig, zuweilen aber nichts weniger wie das.

Vor der christlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsere Theologen vorstellen. Er glaubt ein künftiges Leben, einen besseren Zustand. Er strebt nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derselben als von ihrer Demonstration.

Er hat schon viel getan und viele Kenntnisse, viel Lektüre; aber doch noch mehr gedacht und räsonniert. Aus den schönen Wissenschaften und Künsten hat er sein Hauptwerk gemacht, oder vielmehr aus allen Wissenschaften, nur nicht den sogenannten Brotwissenschaften.

3. Mit Johann Kaspar Lavater. Ende Juni 1774.

Zum ersten Male sah Lavater auf dieser Reise Goethe, den er in Frankfurt fand. Das war eine schöne Stunde, deren noch viel schönere folgten, ohne die dunkeln der Trennung, die noch in fernerem Hintergrunde standen, nur ahnen zu lassen. „Bist's?" „Ich bin's!" Unaussprechlich süßer, unbeschreiblicher Auftritt des Schauens — sehr ähnlich und unähnlich der Erwartung. Alles war Geist und Wahrheit, was Goethe mit mir sprach. In ziemlich großer Gesellschaft sagte mir Goethe einst: „Sobald man in Gesellschaft ist, nimmt man vom Herzen den Schlüssel ab und steckt ihn in die Tasche — die, welche ihn stecken lassen, das sind Dummköpfe." Viel las er mir aus seinen Papieren vor und las — las — man hätte sich verschworen, er spräche eben dies das erste Mal im Feuer mit mir.

4. Bei der Herzogin Amalia. Ende Juni 1777.

Kurz darauf, nachdem Goethe seinen Werther geschrieben hatte, erzählte mir [Falk] der alte, ehrwürdige Gleim, kam ich nach Weimar und wollte ihn kennen lernen. Ich war abends zu einer Gesellschaft bei der Herzogin Amalie geladen, wo es hieß, daß Goethe späterhin auch kommen würde. Als literarische Neuigkeit hatte ich den neuesten „Göttinger Musenalmanach" mitgebracht, aus dem ich eins und das andere der Gesellschaft mitteilte. Indem ich noch las, hatte sich auch ein junger Mann, auf den ich kaum merkte, mit Stiefeln und Sporen und einem kurzen, grünen, aufgeschlagenen Jagdrocke, unter die übrigen Zuhörer gemischt. Er saß mir gegenüber und hörte sehr aufmerksam zu. Außer einem Paar schwarzglänzender italienischer Augen, die er im Kopf hatte, wüßte ich sonst

nichts, das mir besonders an ihm aufgefallen wäre. Allein es war dafür gesorgt, ich sollte ihn schon näher kennen lernen. Während einer kleinen Pause nämlich, wo einige Herren und Damen über dies oder jenes Stück ihr Urteil abgaben, eins lobten, das andere tadelten, erhob sich jener feine Jägersmann — denn dafür hatte ich ihn anfänglich gehalten — vom Stuhle, nahm das Wort und erbot sich in demselben Augenblicke, wo er sich auf eine verbindliche Weise gegen mich verneigte, daß er, wofern es mir so beliebte, im Vorlesen, damit ich nicht allzu sehr ermüdete, von Zeit zu Zeit mit mir abwechseln wollte. Ich konnte nicht umhin, diesen höflichen Vorschlag anzunehmen und reichte ihm auf der Stelle das Buch. Aber Apollo und die neun Musen, die drei Grazien nicht zu vergessen, was habe ich da zuletzt hören müssen! Anfangs ging es zwar ganz leidlich:

Die Zephyrn lauschten,
Die Bäche rauschten,
Die Sonne
Verbreitete ihr Licht mit Wonne.

Auch die etwas kräftigere Kost von Voß, Stolberg, Bürger wurde so vorgetragen, daß sich keiner darüber zu beschweren hatte. Auf einmal aber war es, als ob den Vorleser der Satan des Übermuts beim Schopf nähme, und ich glaubte den wilden Jäger in leibhaftiger Gestalt vor mir zu sehen. Er las Gedichte, die gar nicht im „Almanach" standen, er wich in alle nur mögliche Tonarten und Weisen aus. Hexameter, Jamben, Knittelverse und wie es nur immer gehen wollte, alles unter- und durcheinander, wie wenn er es nur so herausschüttelte. Was hat er nicht alles in seinem Humor an diesem Abend zusammenphantasiert! Mitunter kamen so prächtige, wiewohl nur ebenso flüchtig hingeworfene als abgerissene Gedanken, daß die Autoren, denen er sie unterlegte, Gott auf den Knieen dafür hätten danken müssen, wenn sie ihnen vor ihrem Schreibpulte eingefallen wären. Sobald man hinter den Scherz kam, verbreitete sich eine allgemeine Fröhlichkeit durch den Saal. Er versetzte allen Anwesenden etwas. Auch meiner Mäzen-

Abendgesellschaft bei der Herzogin Anna Amalia.
Nach einem Gemälde von G. M. Kraus.

schaft, die ich von jeher gegen junge Gelehrte, Dichter und Künstler für eine Pflicht gehalten habe — so sehr er sie auf der einen Seite belobte, so vergaß er doch nicht auf der andern Seite, mir einen kleinen Stich dafür beizubringen, daß ich mich zuweilen in den Individuen, denen ich diese Unterstützung zuteil werden ließ, vergriffe. Deshalb verglich er mich witzig genug in einer kleinen ex tempore in Knittelversen gedichteten Fabel mit einem frommen und dabei über die Maßen geduldigen Truthahn, der eigene und fremde Eier in großer Menge und mit großer Geduld besitzt und ausbrütet, dem es aber en passant wohl auch einmal begegnet, und der es nicht übelnimmt, wenn man ihm ein Ei von Kreide statt eines wirklichen unterlegt.

„Das ist entweder Goethe oder der Teufel!" rief ich Wieland zu, der mir gegenüber am Tische saß. „Beides" — gab mir dieser zur Antwort; — „er hat einmal heute wieder den Teufel im Leibe; da ist er wie ein mutiges Füllen, das vorn und hinten ausschlägt, und man tut wohl, ihm nicht allzu nahe zu kommen."

5. Mit Dietmar. 24. Juli 1786.

„So wahr und gut es wäre, den Kindern frühzeitig Geographie zu lehren, so bin ich doch der Meinung, daß man mit den nächsten Umgebungen der bildenden Natur zuerst anfangen müßte. Alles, was auf ihre Augen und Ohren Eindruck macht, erregt ihre Aufmerksamkeit. Sonne, Mond und Sterne, Feuer, Wasser, Schnee, Eis, Wolken, Gewitter, Tiere, Pflanzen und Steine sind die besonders wirksamsten Eindrücke auf das kindliche Gemüt. Kinder haben Mühe, die von Menschen gebildeten Formen von den natürlichen Gestalten zu unterscheiden, und es wäre nicht zu verwundern, wenn sie den Vater fragen: „wie machst du die Bäume?"

6. Mit Schiller. 7. September 1788.

Endlich kann ich Dir [Körner] von Goethe erzählen, worauf Du, wie ich weiß, sehr begierig warteſt. Ich habe

vergangenen Sonntag beinahe ganz in seiner Gesellschaft zugebracht, wo er uns mit der Herder, Frau von Stein und der Frau von Schardt, der, die Du im Bad gesehen hast, besuchte. Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach wirklich sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen; und wenn er bei gutem Humor ist, welches diesmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse. — Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang; freilich war die Gesellschaft zu groß und alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte sein oder etwas anderes als allgemeine Dinge mit ihm sprechen können. Er spricht gern und mit leidenschaftlichen Erinnerungen von Italien; aber was er mir davon erzählt hat, gab mir die treffendste und gegenwärtigste Vorstellung von diesem Lande und diesen Menschen. Vorzüglich weiß er einem anschaulich zu machen, daß die Nation mehr als jede andere europäische in gegenwärtigen Genüssen lebt, weil die Milde und Fruchtbarkeit des Himmelstriches die Bedürfnisse einfacher macht und ihre Erwerbung erleichtert. — Alle ihre Laster und Tugenden sind die natürlichen Folgen einer feurigen Sinnlichkeit. Er eifert sehr gegen die Behauptung, daß in Neapel so viele müßige Menschen seien. Das Kind zu fünf Jahren soll dort schon anfangen, zu erwerben; aber freilich ist es ihnen weder nötig noch möglich, ganze Tage, wie wir tun, der Arbeit zu widmen. . . . In der Behandlung des andern Geschlechts soll man hier die Annäherung an den Orient sehr stark wahrnehmen. Rom, meint er, müsse sich erst durch einen längeren Aufenthalt den Ausländern empfehlen. In Italien

Schillers Garten in Jena; Zeichnung von Goethe.

soll sich's nicht teurer und kaum so teuer leben als in der Schweiz. Die Unsauberkeit sei einem Fremden fast ganz unausstehlich.

Angelika Kauffmann rühmt er sehr, sowohl von seiten ihrer Kunst als ihres Herzens. Ihre Umstände sollen äußerst glücklich sein, aber er spricht mit Entzücken von dem edlen Gebrauch, den sie von ihrem Vermögen macht. Bei allem ihren Wohlstande hat weder ihre Liebe zur Kunst noch ihr Fleiß nachgelassen. Er scheint sehr in diesem Hause gelebt zu haben und die Trennung davon mit Wehmut zu fühlen.

7. Mit Schiller. Mai 1794.

Schiller zog nach Jena, wo ich [Goethe] ihn . . . nicht sah. Zu gleicher Zeit hatte [Prof.] Batsch durch unglaubliche Regsamkeit eine naturforschende Gesellschaft in Tätigkeit gesetzt, auf schöne Sammlungen, auf bedeutenden Apparat gegründet. Ihren periodischen Sitzungen wohnte ich gewöhnlich bei. Einstmals fand ich Schiller daselbst; wir gingen zufällig beide zugleich heraus: ein Gespräch knüpfte sich an, er schien an dem Vorgetragenen teilzunehmen, bemerkte aber sehr verständig und einsichtig und mir sehr willkommen, wie eine so zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, den Laien, der sich gern darauf einließe, keineswegs anmuten könne.

Ich erwiderte, daß sie den Eingeweihten selbst vielleicht unheimlich bleibe, und daß es doch wohl noch eine andere Weise geben könne, die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Teile strebend, darzustellen. Er wünschte hierüber aufgeklärt zu sein, verbarg aber seine Zweifel nicht; er konnte nicht eingestehen, daß ein Solches, wie ich behauptete, schon aus der Erfahrung hervorgehe.

Wir gelangten zu seinem Hause; das Gespräch lockte mich hinein: da trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor und ließ, mit manchen charakteristischen Federstrichen, eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen. Er vernahm und schaute das alles mit großer

Teilnahme, mit entschiedener Fassungskraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee! Ich stutzte, verdrießlich einigermaßen; denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet ... der alte Groll wollte sich regen, ich nahm mich aber zusammen und versetzte: „Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe."

Schiller, der viel mehr Lebensklugheit und Lebensmut hatte als ich, und mich auch wegen der Horen, die er herauszugeben im Begriffe stand, mehr anzuziehen als abzustoßen gedachte, erwiderte darauf als ein gebildeter Kantianer; und als aus meinem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerspruch entstand, so ward viel gekämpft und dann Stillstand gemacht: keiner von beiden konnte sich für den Sieger halten, beide hielten sich für unüberwindlich. Sätze wie folgende machten mich ganz unglücklich: „Wie kann jemals Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemessen sein sollte? Denn darin besteht eben das Eigentümliche der letzteren, daß ihr niemals eine Erfahrung kongruieren könne." Wenn er das für eine Idee hielt, was ich als Erfahrung aussprach, so mußte doch zwischen beiden irgend etwas Vermittelndes, Bezügliches obwalten! Der erste Schritt war jedoch getan. Schillers Anziehungskraft war groß, er hielt alle fest, die sich ihm näherten ... und so besiegelten wir durch den größten, vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettkampf zwischen Objekt und Subjekt einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für uns und andere manches Gute gewirkt hat.

8. Mit Heinrich Voß. 13.—20. Februar 1804.

Lustig ist's, Goethe über die Stael reden zu hören. Er erkennt die „Delphine" als ein geistreiches Werk, tadelt vieles daran, was auf Rechnung der Französin fällt, aber lobt doch mehr. Einen Mittag sprach er darüber und sagte, einige Darstellungen, die er nun auf seine Weise, mit der größten, lebendigsten Klarheit wieder darstellte, hätten ihn beinahe außer sich gesetzt; und wäre das Ganze diesen gleich,

„so müßte die ganze Welt davor auf den Knieen liegen.“ Mitunter mokiert er sich über die Stael. „Ich pflege sie in die Enge zu treiben, wenn sie räsonniert“, sagte er, „erst vermaure ich sie auf dieser Seite, dann auf jener (und dies alles zeigte er mit dem Finger auf der Serviette). Bin ich dann so ganz im Kreise um sie herumgekommen, dann kann sie nicht vorwärts und nicht rückwärts; dann will sie aber durchaus entfliehen, sie muß sich einen effort geben, schwingt sich in die Höhe und macht es jetzt wie der Flußgott Achelous, sie entflieht in einer fremden Gestalt.“ Madame Stael hat meines Vaters „Luise“ gelesen und sich sehr daran ergötzt. Nur die Tabakspfeife hat sie nicht verdauen können. Goethe erinnert sie an die Schweine im Homer. „Ja“, sagt sie, „die gehören auch nicht in ein honettes Gedicht.“ Darauf erinnert Goethe sie an den Bandwurm in Delilles „L'homme des champs“, der sich durch zwei Alexandriner hindurchschlängelt — da wird sie verdutzt und — entflieht in einer fremden Gestalt.

9. Mit Heinrich Voß.

Ende März, Anfang April 1804.

Man hatte mich in Jena während meiner Abwesenheit zum Doctor philosophiae gemacht, und Goethe erhielt mein Diplom, es mir zu überreichen. Er schickt seinen Sohn nach dem Gewächshause, Lorbeer- und Pommeranzenzweiglein zu holen. Nach der Mahlzeit, wie wir noch bei Tische saßen, sagt Goethe zur Vulpius: „sie möchte noch einen kleinen Nachtisch besorgen, weil der Voß ihm noch so hungrig aussähe, und man nach dem Gastrechte doch seinen Gästen satt zu essen geben müsse.“ Ich entschuldigte mich natürlich in demselben lustigen Tone und versicherte, ich sei voll satt; aber es half nichts. August mußte eine große Schüssel holen, die er mir auf den Kopf setzte. Mir wurde ein komisch-feierliches Versprechen abgezwungen, daß ich vom Gerichte wenigstens noch einen Bissen essen sollte. Und nun stand vor mir ein Schaugericht, mit Lorbeeren gekrönt. Denke Dir mein Erstaunen. Ich sah Goethe an und wußte nichts zu sagen. Äußerst rührend war mir die Herzlichkeit,

mit der ich von den drei Anwesenden beglückwünscht wurde. Goethe schloß mich in seine Arme und nannte mich zum ersten Mal seinen „lieben Sohn", ein Schmeichelwort, das er nachher öfter wiederholt hat. Nun wurde ich Herr Doktor genannt. Ich bat dagegen. „Nein", sagte Goethe zur Vulpius, „er bleibe Herr Doktor heute durch und morgen bis zum Abend, aus Strafe, daß er Doktor geworden ist. Dann haben wir eine kleine Gesellschaft, wo auch der neue Doktor Bode sein wird, dann trinken wir der Herren Doktoren Gesundheit und nehmen ihm", auf mich zeigend, „den Doktortitel wieder ab, damit er wieder unser ‚guter Voß' werde. Und nun (zur Vulpius) wäre es nicht übel, wenn wir in einem Glase Champagner des neuen Doktors Gesundheit tränken." . . .

10. Mit Heinrich Voß. 6. Mai 1804.

Könnte ich Dir doch den einen Nachmittag schildern, wo ich bis in den Abend hinein fünf volle Stunden bei ihm allein war. Er war vom Hofe gekommen, alle seine Hausgenossen waren spazieren gefahren, da schickte er zu mir mit den Worten: ich solle ihm Gesellschaft leisten. Als ich zu ihm ins Zimmer trat, fand ich ihn, schon wieder in seinem blauen, heimischen Überrock, seine Medaillen und Münzen durchmusternd; er gab mir freundlich die Hand und sah mir noch freundlicher ins Gesicht. Er sah so recht behaglich und gemütlich aus und war es auch in der Tat. „Sie sollen meine Münzen sehn", sagte er. Dies hatte er mir schon lange versprochen. Er besitzt eine herrliche Sammlung, die er als Künstler und kritischer Kenner zu ehren weiß. Diese zeigte er mir stückweise mit vollständigen Erläuterungen, die ihn aber oft auf die lieblichsten Allotria führten. Das Gepräge der Peterskirche endlich brachte ihn ganz von den Münzen ab, wir standen nun auf und gingen auf und ab im Zimmer. Es ist unbeschreiblich, wie diese großen Gegenstände auf seine große Seele wirkten, und was während der Stunde, wo er darüber sprach, in seinem Innern vorging und durch Worte, Mienen, Bewegungen

und noch sonst so viel Bedeutsames sich kund tat. Er erzählte, wie der erste Ursprung der Idee zu solch einem Gebäude in dem Augenblicke entsprossen sei, als man es gewagt habe, die Basilika Neronis einzureißen. Nun aber wagte keiner ans Werk zu gehen, bis Michael Angelo kam und den Bau unternahm. Dann erzählte er, wie nach diesem wohl fünfzig Baumeister den Bau fortgesetzt hätten, und kam dahin, worauf er's von Anfang an anlegte: daß die Einheit der Idee durch diesen sukzessiven Wechsel der Künstler gänzlich zerstört sei; daß der ein Tor sei, der aus dem jetzigen Gebäude eine homogene und einfache Idee herauskonstruieren wolle; daß man nur auf dem praktischen Wege der Erklärung hier Befriedigung erhalten dürfe. Mit wahrer Begeisterung rief er einmal aus: „Was sind wir doch gegen jene Künstler dieses kraftvollen Jahrhunderts, wahre Schufte, wahre Taugenichtse!" Ich bin in meinem Leben nicht in einer so schönen Stimmung gewesen als dazumal. Mir wurde recht wohl und weh ums Herz; ich habe meinen Blick nicht von ihm gewandt; es war mir, als müßte ich mich immer recht fest an ihn schmiegen. Wenn das fromm sein heißt, Gott in seinem Meisterwerk zu lieben und zu ehren, so bin ich in der Stunde recht fromm gewesen. Bode sagte mir neulich etwas sehr Wahres: ‚Es ist nicht möglich, in Goethes Gegenwart zu sein, ohne ihn anzusehn'. Und nun denke dir Goethes edle Gestalt, noch veredelter durch den Ausdruck eines Gedankens, der nicht bloß uns, sondern ihm selbst erhaben dünkt — wahrlich, dann ist er ein Gott unter den Sterblichen.

11. Mit Heinrich Voß. Anfang Mai 1805.

In der letzten Krankheit Schillers war Goethe ungemein niedergeschlagen. Ich habe ihn einmal in seinem Garten weinend gefunden; aber es waren nur einzelne Tränen, die ihm in den Augen blinkten. Sein Geist weinte, nicht seine Augen; und in seinen Blicken las ich, daß er etwas Großes, Überirdisches, Unendliches fühlte. Ich erzählte ihm vieles von Schiller, das er mit unnennbarer

Fassung anhörte. „Das Schicksal ist unerbittlich und der Mensch wenig!" Das war alles, was er sagte; und wenige Augenblicke nachher sprach er von heitern Dingen.

Aber als Schiller gestorben war, war eine große Besorgnis, wie man es Goethe beibringen wollte. Niemand hatte den Mut, es ihm zu melden. Meyer war bei Goethe, als draußen die Nachricht eintraf, Schiller sei tot. Meyer wurde hinausgerufen, hatte nicht den Mut, zu Goethe zurückzukehren, sondern ging weg, ohne Abschied zu nehmen. Die Einsamkeit, in der sich Goethe befindet, die Verwirrung, die er überall wahrnimmt, das Bestreben, ihm auszuweichen, das ihm nicht entgehen kann, — alles dies läßt ihn wenig Tröstliches erwarten. „Ich merke es", sagt er endlich, „Schiller muß sehr krank sein", und ist die übrige Zeit des Abends in sich gekehrt. Die gute Vulpius hat doch soviel Fassung, daß sie Goethe nichts entdeckt, sondern nur von einer langen Ohnmacht erzählt, aus der er sich jedoch erholt habe. Goethe läßt sich täuschen, aber er ahnt was Schlimmes. Als er zu Bette gegangen ist, stellt sich die Vulpius, die die ganze Nacht kein Auge zugetan hat, schlafend, um Goethe sicher zu machen, daß kein besorgliches Unglück vorgefallen sei, und Goethe, der die Vulpius ruhig atmen hört, schläft auch am Ende ein. Am Morgen [Freitag, 10. Mai] sagt er zur Vulpius: „Nichtwahr, Schiller war gestern sehr krank?" Der Nachdruck, den er auf das ‚sehr' legt, wirkt so heftig auf jene, daß sie sich nicht länger halten kann. Statt ihm zu antworten, fängt sie laut an zu schluchzen. „Er ist tot?" fragt Goethe mit Festigkeit. ‚Sie haben es selbst ausgesprochen!' antwortet sie. „Er ist tot", wiederholt Goethe noch einmal, wendet sich seitwärts, bedeckt sich die Augen mit den Händen und weint, ohne eine Silbe zu sagen. —

12. Über Johann Joseph Gall. August? 1805.

. . . „Das den Schädel ein wenig emportreibende kleine Partikelchen Hirn tut's freilich nit, sondern der gesamte Teil des Nervensystems, der in jenem Partikelchen endet. Ich stelle es mir so vor: wenn wir einen Schädel in den

Händen haben und auf ein an demselben befindliches sogenanntes Organ hinabsehen, so blicken wir aus der Höhe auf einen belaubten Wipfel eines Baumes, dessen Äste wir aus unserem Standpunkte nicht bemerken und noch weniger [den hier in Rückenmark eingehüllten] Stamm sehen können. Aber wenn ich aus meinem Fenster meiner obersten Etage auf einen tief darunter stehenden Baum hinabsehe, so unterscheide ich gewiß sehr richtig an der Belaubung des Wipfels, ob der Baum in gesundem, starkem Trieb stehe oder ob er am Stamm den Brand habe, an der Wurzel von Wassermäusen angenagt sei und dergl. Selbst die einzelnen kränkelnden oder gesunden Äste erkenne ich von oben herab sehr sicher an der Beschaffenheit ihrer Belaubung. Nicht als wenn die Kraft des Baumes von dem üppigen Laube abhinge, sondern ich dort oben, der ich nicht hinabsteigen und Stamm und Wurzel untersuchen kann, erkenne nur die kräftige und kränkelnde Vegetation am Laube des Wipfels.

13. Bei der Herzogin Amalie. 16. Januar 1806.

Unter dem Lobe, das ihnen [den Tischbeinschen Zeichnungen] Goethe erteilte, sprach er viel von Talent und Übung in der Kunst, welche durchaus zu ehren und zu preisen wäre, sollte es auch nur an dem Manne sein, welcher einst vor Alexander dem Großen die Hirsekörner durch ein Nadelöhr geworfen hätte. Es war artig, wie Wieland noch lange ruhig zuhörte und endlich gleich wieder bei den Hirsekörnern anfing, welche Kunst er so dumm und albern fand, daß er den Mann noch ganz besonders hätte strafen lassen, daß er so unendlich viel Zeit darauf verwendet hätte. Alle Künste der Technik, wodurch die Engländer sich auszeichneten, behauptete Goethe, wären durch diese Geduld und Anhaltsamkeit entstanden, und Alexander als Monarch hätte ganz unrecht gehabt, den Mann so verächtlich zu behandeln; er hätte vielmehr zu den Umstehenden sagen sollen: Seht! Dieser Mann hat es durch außerordentliche Geduld und Übung zu solch einer Fertigkeit gebracht; könntet ihr es nicht in etwas Gescheidterm auch so weit bringen?

14. Mit Riemer. 10. Mai 1806.

„Es ist lächerlich, wenn die Philister sich der größern Verständigkeit und Aufklärung ihres Zeitalters rühmen und die früheren barbarisch nennen. Der Verstand ist so alt, wie die Welt, auch das Kind hat Verstand: aber er wird nicht in jedem Zeitalter auf gleiche Weise und auf einerlei Gegenstände angewendet. Unser Zeitalter wendet seinen ganzen Verstand auf Moral und Selbstbetrachtung; daher er in der Kunst und wo er sonst noch tätig sein und mitwirken muß, fast gänzlich mangelt. Die Phantasie wirkte in frühern Jahrhunderten ausschließend und vor, und die übrigen Seelenkräfte dienten ihr; jetzt ist es umgekehrt, sie dient den andern und erlahmt in diesem Dienst.

Die frühern Jahrhunderte hatte ihre Ideen in Anschauungen der Phantasie; unseres bringt sie in Begriffe. Die großen Ansichten des Lebens waren damals in Gestalten, in Götter gebracht; heutzutage bringt man sie in Begriffe. Dort war die Produktionskraft größer, heute die Zerstörungskraft oder die Scheidekunst."

15. Mit Riemer. 18. November 1806.

„Der Freiheitssinn und die Vaterlandsliebe, die man aus den Alten zu schöpfen meint, wird in den meisten Leuten zur Fratze. Was dort aus dem ganzen Zustand der Nation, ihrer Jugend, ihrer Lage zu andern, ihrer Kultur hervorging, wird bei uns eine ungeschickte Nachahmung. Unser Leben führt uns nicht zur Absonderung und Trennung von andern Völkern, vielmehr zu dem größten Verkehr; unsere bürgerliche Existenz ist nicht die der Alten; wir leben auf der einen Seite viel freier, ungebundener und nicht so einseitig beschränkt als die Alten, auf der andern ohne solche Ansprüche des Staats an uns, daß wir eifersüchtig auf seine Belohnung zu sein Ursache und deswegen einen Patrizieradel zu soutenieren hätten. Der ganze Gang unserer Kultur, der christlichen Religion selbst führt uns zur Mitteilung, Gemeinmachung, Unterwürfigkeit und zu allen gesellschaftlichen Tugenden, wo man nachgibt, gefällig ist, selbst mit

Aufopferung der Gefühle und Empfindungen, ja Rechte, die man im rohen Naturzustande haben kann. Sich der Obern zu widersetzen, einem Sieger störrig und widerspenstig zu begegnen, darum, weil uns Griechisch und Lateinisch im Leibe steckt, er aber von diesen Dingen wenig oder nichts versteht, ist kindisch und abgeschmackt. Das ist Professorenstolz, wie es Handwerkerstolz, Bauernstolz und dergleichen gibt, der seinen Inhaber ebenso lächerlich macht, als er ihm schadet."

16. Mit Riemer. November 1806.

„Die Weiber haben das Eigene, daß sie das Fertige zu ihren Absichten verarbeiten und verbrauchen. Das Wissen, die Erfahrung des Mannes nehmen sie als ein Fertiges und schmücken sich und anderes damit. Nicht die Raupe zu erziehen, das Kokon abzuhaspeln, die Seide zu spinnen, zu färben und zu appretieren, sondern sie zu Blumen zu versticken oder in schon gewebtem Stoffe sich damit zu putzen, ist im allegorischen Sinne dieses Bildes ihre Sache. Daher folgen sie dem Manne nicht in seiner Deduktion und Konstruktion, ob sie ihnen schon manchmal artig vorkommen kann, sondern sie halten sich an das Resultat; und wenn sie ihm auch folgen, so können sie ihm doch darin nicht nachahmen und es in anderem Falle wieder so machen. Der Mann schafft und erwirbt, die Frau verwendet's: das ist auch im intellektuellen Sinne das Gesetz, unter dem beide Naturen stehen. Daher muß man einer Frau das Fertige geben; und aus eben dieser Ursache sind sie das wünschenswerteste Auditorium für einen Dogmatiker, der nur Geist genug hat, das, was er ihnen sagt, angenehm und sinnlich ergreifend zu sagen. Das Positive lieben sie in diesem Falle, solche Unduliſten sie auch in andern Rücksichten sein mögen."

17. Mit Riemer. 3. Februar 1807.

„Die Reflexion führt darum so leicht aufs Unrichtige, aufs Falsche, weil sie eine einzelne Erscheinung, eine Einzel-

heit, ein Jedesmaliges zur Idee erheben möchte, aus der sie alles ableite; mit einem Worte, weil es eine partielle Hypothese ist. Z. E. wenn man sagt: „Jeder handle aus Eigennutz.“ — „Die Liebe sei nur Selbstsucht.“ — Als wenn die Natur nicht so eingerichtet wäre, daß die Zwecke des Einzelnen dem Ganzen nicht widersprechen, ja sogar zu seiner Erhaltung dienen; als wenn ohne Motiv etwas geschehen könnte, und als wenn diese Motive außerhalb des handelnden Wesens liegen könnten und nicht vielmehr im Innersten desselben; ja, als wenn ich die Wohlfahrt des andern befördern könnte, ohne daß sie auf mich inundierte, keineswegs mit meinem Verlust, mit meiner Aufopferung, welche nicht immer dazu erfordert wird, und welches nur in gewissen Fällen geschehen kann.

Wäre es wahr, daß Jeder nur aus und zu seinem Vorteil handle, so würde einmal folgen, daß, wenn ich zu meinem Abbruch, Nachteil, Detriment handelte, ich erst die Wohlfahrt des andern beförderte, welches absurd ist. Ferner, daß, wenn ich dem andern Schaden täte, wenn ich in Zorn gegen ihn aufwallte und ihn schlüge oder dergl., daß ich alsdann zu meinem Vorteil, für mein Interesse handelte, welches ebenso absurd ist. Man unterscheidet hier nicht die Aufwallung, die Regung der Natur, die in jedem Einzelnen den Mittelpunkt vom Ganzen aufschlagen will.“

„Außerordentliche Menschen, wie Napoleon, treten aus der Moralität heraus. Sie wirken zuletzt wie physische Ursachen, wie Feuer und Wasser.“

18. Mit Riemer. 19. März 1807.

„Die Natur kann zu allem, was sie machen will, nur in einer Folge gelangen. Sie macht keine Sprünge. Sie könnte z. E. kein Pferd machen, wenn nicht alle übrigen Tiere voraufgingen, auf denen sie wie auf einer Leiter bis zur Struktur des Pferdes heransteigt. So ist immer eines um alles, alles um eines willen da, weil ja eben das Eine auch das Alles ist. Die Natur, so mannigfaltig sie erscheint, ist doch immer ein Eines, eine Einheit, und so muß,

wenn sie sich teilweise manifestiert, alles übrige diesem zur Grundlage dienen, dieses in dem übrigen Zusammenhang haben."

19. Mit Riemer. August 1807.

„Der Mann soll gehorchen, das Weib soll dienen. Beide streben nach der Herrschaft. Jener erreicht sie durch Gehorchen, diese durch Dienen. Gehorchen ist dicto audientem esse; dienen heißt zuvorkommen. Jedes Geschlecht verlangt von dem andern, was es selbst leistet, und erfreut sich dann erst: Der Mann, wenn ihm das Weib gehorcht (was er selbst tut und tun muß); das Weib, wenn ihr der Mann dient, zuvorkommt, aufmerksam, galant und wie es heißen mag, ist. So tauschen sie in der Liebe ihre Rollen um; der Mann dient, um zu herrschen, das Weib gehorcht, um zu herrschen."

20. Mit Riemer. 18. August 1807.

„Der Philister negiert nicht nur andere Zustände, als der seinige ist, er will auch, daß alle übrigen Menschen auf seine Weise existieren sollen. Er geht zu Fuß und ist sein Leben lang zu Fuß gegangen. Nun sieht er jemand in einem Wagen fahren. Was das für eine Narrheit ist, ruft er aus, zu fahren, sich dahin schleppen lassen, von Pferden! Hat der Kerl nicht Beine! wozu sind denn die Beine anders als zum Gehen? Wenn wir fahren sollten, würde uns Gott keine Beine gegeben haben! — Was ist es denn aber auch weiter! Wenn ich mich auf einen Stuhl setze und Räder unten anbringe und Pferde vorspanne, so kann ich auch fahren, so gut wie jener. Das ist keine Kunst!

Man wird in philisterhaften Äußerungen immer finden, daß der Kerl immer zugleich seinen eigenen Zustand ausspricht, indem er den fremden negiert, und daß er also den seinigen als allgemein sein sollend verlangt. Es ist der blindeste Egoismus, der von sich selbst nichts weiß, und nicht weiß, daß der der andern ebensoviel Recht hätte, den seinigen auszuschließen, als der seinige hat, den der andern."

21. Mit Riemer. Oktober und November 1807.

„Der Mensch ist wie eine Republik oder vielmehr wie ein Kriegsheer: Hand, Fuß und alle Gliedmaßen dienen und helfen dem Zwecke, den sich das Haupt vorgesetzt hat, und ermüden nicht, beseelt von der Vorstellung des Zwecks; darum nennen es auch die Alten das ἡγεμονικόν. Aber das ἡγεμονικόν muß auch die Einsicht haben und den Soldaten die gehörige Erholung lassen. An den Franzosen sieht man recht die Zusammenwirkung von Geist und Leib, die ganze Armee ist ein Mensch, der keine Anstrengung, keine Ermattung und nichts scheut. Das Ganze ist ein großer Riese, dem vielleicht hie und da ein Finger oder eine Hand verloren geht oder ein Bein usw. abgeschossen wird, das er wie der Fierabras ersetzt, aber den Kopf verliert er nie."

22. Mit Riemer. 27. August 1808.

Über Tische vom Charakter. Er sei, sagte Goethe, die Tüchtigkeit vis-à-vis von etwas Höherem, das er über sich erkenne, und seine Selbstschätzung. Der Charakter ruhe auf der Persönlichkeit, nicht auf dem Talente.

„Der Charakter ist eine psychische Gewohnheit, eine Gewohnheit der Seele, und seinem Charakter gemäß handeln heißt seinen physischen und geistigen Gewohnheiten gemäß handeln; denn diese sind ihm allein bequem und nur das Bequeme gehört uns eigentlich an.

Wer nicht nachgibt, ob er schon einsieht, daß der andere Recht hat, heißt ein trotziger Charakter. Es wird ihm aber leichter, nicht nachzugeben (wie es mancher gewohnt ist, mit der linken Hand alles zu tun, was vielen schwer deucht), es ist seine Gewohnheit. Man muß Gewohnheit aber so verstehen: wir können uns eigentlich nichts angewöhnen, nichts, was nicht eigentlich schon unser wäre; es ist nur das Wiederholen des ersten ursprünglichen Tuns, und der Charakter ist eigentlich vor aller Gewöhnung und Gewohnheit. Er erscheint uns nur als Gewohnheit; denn wir müssen etwas wiederkehren sehen, wenn wir wissen sollen, daß es da ist, und diese Wiederkehr, dieses Wiederholen des Ersten und Einen heißen wir Gewohnheit.

Die gewöhnlichen Vorstellungsarten sind absurd. Man sagt: weil er das und das so oft getan hat, ist es ihm zur Gewohnheit geworden. Dies ist ein Idem per idem. Es ist, wie wenn ich sagte: weil ich den Handschuh so oft aus- und angezogen habe, ist er weit geworden. Wenn es nicht die Natur des Handschuhleders wäre, sich zu dehnen, so hätte ich ihn tausend- und abertausendmal anziehen können, er wäre nicht weiter geworden. Warum wird es denn kein Stahlhandschuh oder ein steinerner? ich mag sie noch so oft anziehen. Nein! er hat es getan, so oft und so oft, weil er's mußte, weil es seine Eigenschaft ist; und diese Eigenschaft erscheint uns als Gewohnheit, weil wir sie wiederholt sehen. Charakter ist also Eigenschaft und Gewohnheit zugleich. Jenes a priori angesehen, dieses a posteriori.

Nimmt man das Willkürliche aus dem Leben und Handeln und Verfahren hinweg, so hat man das Beste hinweggenommen. Sei ich noch so weise und verständig und zweckmäßig: ich muß sterben wie der Allerunvernünftigste, wie der Tor. Und ich habe keine Freude davon gehabt und andern keine damit gemacht."

23. Mit Riemer. 28. August 1808.

... Abends über das antike Tragische und das Romantische. „Das antike Tragische ist das menschlich Tragierte. Das Romantische ist kein natürliches, ursprüngliches, sondern ein gemachtes, ein gesuchtes, gesteigertes, übertriebenes, bizarres, bis ins Fratzenhafte und Karrikaturartige. Kommt mir vor wie ein Redoutenwesen, eine Maskerade, grelle Lichtbeleuchtung. Ist humoristisch (d. h. ironisch, vergl. Ariost, Cervantes; daher ans Komische grenzend und selbst komisch) oder wird es augenblicklich, sobald der Verstand sich daran macht, sonst ist es absurd und phantastisch. Das Antike ist noch bedingt (wahrscheinlich, menschlich), das Moderne willkürlich, unmöglich.

Das antike Magische und Zauberische hat Stil, das moderne nicht. Das antike Magische ist Natur, menschlich

betrachtet, das moderne dagegen ein bloß Gedachtes, Phantastisches.

Das Antike ist nüchtern, modest, gemäßigt, das Moderne ganz zügellos, betrunken. Das Antike erscheint nur ein idealisiertes Reales, ein mit Großheit (Stil) und Geschmack behandeltes Reales; das Romantische ein Unwirkliches, Unmögliches, dem durch die Phantasie nur ein Schein des Wirklichen gegeben wird.

Das Antike ist plastisch, wahr und reell; das Romantische täuschend wie die Bilder einer Zauberlaterne, wie ein prismatisches Farbenbild, wie die atmosphärischen Farben. Nämlich eine ganz gemeine Unterlage erhält durch die romantische Behandlung einen seltsamen, wunderbaren Anstrich, wo der Anstrich eben alles ist und die Unterlage nichts.

Das Romantische grenzt ans Komische (Hüon und Amanda, Oberon), das Antike ans Ernste und Würdige.

Das Romantische, wo es in der Großheit an das Antike grenzt, wie in den Nibelungen, hat wohl auch Stil, d. h. eine gewisse Großheit in der Behandlung, aber keinen Geschmack. Die sogenannte romantische Poesie zieht besonders unsere jungen Leute an, weil sie der Willkür der Sinnlichkeit, dem Hange nach Ungebundenheit, kurz der Neigung der Jugend schmeichelt. Mit Gewalt setzt man Alles durch. Seinem Gegner bietet man Trotz. Die Weiber werden angebetet: Alles, wie es die Jugend macht. — —

24. Mit Napoleon. 2. Oktober 1808.

Bei Frau von der Recke lernte er [Goethe] den Minister Maret kennen, auf den er einen außerordentlichen Eindruck machte und der davon dem Kaiser erzählte, worauf Napoleon ihn sogleich am 2. Oktober zu sich einladen ließ. Die Audienz dauerte fast eine volle Stunde. Ich [von Müller] hatte Goethe bis ins Vorzimmer begleitet und harrte da seiner Rückkehr. Nur Talleyrand, Berthier und Savary waren bei dieser Audienz gegenwärtig; gleich nach Goethes Eintritt in das kaiserliche Kabinett kam auch noch der Generalintendant Daru hinzu.

Der Kaiser saß an einem großen, runden Tische frühstückend. Zu seiner Rechten stand Talleyrand, zu seiner linken Daru, mit dem er sich zwischendurch über die preußischen Kontributionsangelegenheiten unterhielt. Er winkte Goethe näher zu kommen und fragte, nachdem er ihn aufmerksam betrachtet hatte, nach seinem Alter. Als er erfuhr, daß er im sechzigsten Jahre stehe, äußerte er seine Verwunderung, ihn noch so frischen Aussehens zu finden, und ging alsbald zu der Frage nach Goethes Trauerspielen über, wobei Daru Gelegenheit nahm, sich näher über sie auszulassen und überhaupt Goethes dichterische Werke zu rühmen, namentlich auch seine Übersetzung des „Mahomet" von Voltaire. „Das ist kein gutes Stück!" sagte der Kaiser und setzte umständlich auseinander, wie unschicklich es sei, daß der Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung mache. Werters Leiden versicherte er siebenmal gelesen zu haben und machte zum Beweise dessen eine tief eindringende Analyse dieses Romans, wobei er jedoch an gewissen Stellen eine Vermischung der Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der leidenschaftlichen Liebe finden wollte. „Das ist nicht naturgemäß und schwächt bei dem Leser die Vorstellung von dem übermächtigen Einfluß, den die Liebe auf Werther gehabt. Warum haben Sie das getan?"

Goethe fand die weitere Begründung des kaiserlichen Tadels so richtig und scharfsinnig, daß er ihn späterhin oftmals gegen mich mit dem Gutachten eines kunstverständigen Kleidermachers verglich, der an einem angeblich ohne Naht gearbeiteten Ärmel sobald die fein versteckte Naht entdeckt.

Dem Kaiser erwiderte er: es habe ihm noch niemand diesen Vorwurf gemacht, allein er müsse ihn als ganz richtig anerkennen; einem Dichter dürfe jedoch zu verzeihen sein, wenn er sich mitunter eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffs bediene, um eine gewisse Wirkung hervorzubringen, die er auf einfachem, natürlichem Wege nicht hervorbringen zu können glaube.

Nun auf das Drama zurückkommend, machte Napoleon mehrfach sehr bedeutende Bemerkungen, die den Beweis lieferten, daß er die tragische Bühne mit der größten Aufmerksamkeit, gleich einem Kriminalrichter, betrachte, und die deutlich genug zeigten, wie tief er das Abweichen des französischen Charakters von Natur und Wahrheit empfinde. Auf die Schicksalsstücke übergehend, mißbilligte er sie höchlich: „Sie haben einer dunkleren Zeit angehört; was will man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal!"

Hierauf sprach er lange mit Daru über die Kontributionsangelegenheiten, während dessen der Marschall Soult hereintrat, den der Kaiser scherzend über einige unangenehme Ereignisse in Polen ansprach. Auf einmal stand Napoleon auf, ging auf Goethe zu und fragte mit gemäßigterer Stimme nach Goethes Familie und seinen Verhältnissen zu den verschiedenen Personen des herzoglichen Hauses. Die Antworten, die er erhielt, übersetzte er sich sogleich nach seiner Weise in entschiedenere Urteile. Doch bald wieder auf das Trauerspiel zurückkommend, sagte er: „Das Trauerspiel sollte die Lehrschule der Könige und der Völker sein; das ist das Höchste, was der Dichter erreichen kann. Sie z. B. sollten den Tod Cäsars auf eine vollwürdige Weise, großartiger als Voltaire, schreiben. Das könnte die schönste Aufgabe Ihres Lebens werden. Man müßte der Welt zeigen, wie Cäsar sie beglückt haben würde, wie alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine hochsinnigen Pläne auszuführen. Kommen Sie nach Paris! Ich fordere es durchaus von Ihnen. Dort gibt es größere Weltanschauung, dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Dichtungen finden."

Jedesmal, wenn er über etwas sich ausgesprochen hatte, setzte er hinzu: „Qu'en dit Monsieur Goet?"

Als nun Goethe endlich abtrat, hörte man den Kaiser bedeutsam zu Berthier und Daru sagen: „Voilà un homme!"

Goethe beobachtete lange ein tiefes Schweigen über den Hergang bei dieser Audienz, sei es, weil es überhaupt in seinem Charakter lag, sich über wichtige, ihn persönlich

Hausgarten hinter dem Goethehause in Weimar.

betreffende Vorgänge nicht leicht auszusprechen, sei es aus Bescheidenheit und Delikatesse. Daß aber Napoleons Äußerungen ihm einen mächtigen Eindruck hinterließen, konnte man ihm sehr bald abmerken, obschon er selbst den Fragen seines Fürsten nach dem Inhalte der Unterredung auf geschickte Weise auszuweichen verstand. Die Einladung nach Paris insbesondere beschäftigte ihn noch geraume Zeit recht lebhaft; er fragte mich mehrmalen nach dem ungefähren Betrag des Aufwandes, den sie wohl erfordern würde, nach den verschiedenen, für ihn nötigen Einrichtungen in Paris, Zeitabteilungen usw. Späterhin mochte ihn wohl die Erwägung so mancher nicht zu beseitigenden Unbequemlichkeiten in Paris von dem Vorhaben abgebracht haben.

25. Mit Falk. 14. oder 30. Juni 1809.

Ein ander Mal, es war im Sommer 1809, wo ich Goethe nachmittags besuchte, fand ich ihn bei milder Witterung in seinem Garten sitzend. Kaaz, der Landschaftsmaler, den Goethe ausnehmend schätzte, war soeben dagewesen. Er saß vor einem kleinen Gartentische; vor ihm auf demselben stand ein langgehalstes Zuckerglas, worin sich eine kleine lebendige Schlange munter bewegte, die er mit einem Federkiele fütterte und täglich Betrachtungen über sie anstellte. Er behauptete, daß sie ihn bereits kenne und mit dem Kopfe näher zum Rande des Glases komme, sobald sie seiner ansichtig würde. „Die herrlich verständigen Augen!" fuhr er fort. „Mit diesem Kopf ist freilich manches unterwegs, aber, weil es das unbeholfene Ringeln des Körpers nun einmal nicht zuläßt, wenig genug angekommen. Hände und Füße ist die Natur diesem länglich ineinandergeschobenen Organismus schuldig geblieben, wiewohl dieser Kopf und diese Augen beides wohl verdient hätten; wie sie denn überhaupt manches schuldig bleibt, was sie für den Augenblick fallen läßt, aber späterhin doch wieder unter günstigen Umständen aufnimmt. Das Skelett von manchem Seetiere zeigt uns deutlich, daß sie schon damals, als sie dasselbe verfaßte, mit dem Gedanken einer höhern Gattung

von Landtieren umging. Gar oft muß sie in einem hinderlichen Elemente sich mit einem Fischschwanze abfinden, wo sie gern ein paar Hinterfüße in den Kauf gegeben hätte, ja, wo man sogar die Ansätze dazu bereits im Skelett bemerkt hat."

Neben dem Glase mit der Schlange lagen einige Kokons von eingesponnenen Raupen, deren Durchbruch Goethe nächstens erwartete. Es zeigte sich in ihnen eine der Hand fühlbare, besondere Regsamkeit. Goethe nahm sie vom Tische, betrachtete sie noch einmal scharf und aufmerksam und sagte sodann zu seinem Knaben: „Trage sie herein; heute kommen sie schwerlich! Die Tageszeit ist zu weit vorgerückt!" Es war Nachmittag um 4 Uhr. In diesen Augenblicken kam auch Frau v. Goethe in den Garten hereingetreten. Goethe nahm dem Knaben die Kokons aus der Hand und legte sie wieder auf den Tisch.

„„„Wie herrlich der Feigenbaum in Blüten und Laub steht!"" rief Frau v. Goethe uns schon von weitem zu, indem sie durch den Mittelgang des Gartens auf uns zukam. Nachdem sie mich darauf begrüßt und meinen Gegengruß empfangen hatte, fragte sie mich gleich, ob ich auch wohl den schönen Feigenbaum schon in der Nähe gesehen und bewundert hätte.

„„„Wir wollen ja nicht vergessen"", so richtete sie in dem nämlichen Augenblicke an Goethe selber das Wort, „„„ihn diesen Winter einlegen zu lassen!"" Goethe lächelte und sagte zu mir: „Lassen Sie sich ja, und das auf der Stelle, den Feigenbaum zeigen, sonst haben wir den ganzen Abend keine Ruhe. Er ist aber auch wirklich sehenswert und verdient, daß man ihn prächtig hält und mit aller Vorsicht behandelt." „„„Wie heißt doch die ausländische Pflanze"", fing Frau v. Goethe wieder an, „„„die uns neulich ein Mann von Jena herüberbrachte?"" Etwa die große Nieswurz?" „„„Recht! Sie kommt ebenfalls trefflich fort."" „Das freut mich! Am Ende können wir noch ein zweites Anticyra hiesigen Ortes anlegen!" „„„Da seh' ich, liegen auch die Kokons. Haben Sie noch nichts bemerkt?"" „Ich hatte sie für Dich zurückgelegt. Ich

bitt' euch", indem er sie aufs neue in die Hand nahm und an sein Ohr hielt, „wie das klopft, wie das hüpft und ins Leben hinaus will! Wundervoll möcht' ich sie nennen, diese Übergänge der Natur, wenn nicht das Wunderbare in der Natur eben das Allgewöhnliche wäre. Übrigens wollen wir auch unserm Freunde hier das Schauspiel nicht vorenthalten. Morgen oder übermorgen kann es sein, daß der Vogel da ist, und zwar ein so schöner und anmutiger, wie Ihr wohl selten gesehen habt. Ich kenne die Raupe und bescheide euch morgen Nachmittag um dieselbe Stunde in den Garten hierher, wenn Ihr etwas sehen wollt, was noch merkwürdiger ist als das Allermerkwürdigste, was Kotzebue in seinem merkwürdigsten Lebensjahre auf seiner weiten Reise bis Tobolsk irgend gesehen hat. Indes laßt uns die Schachtel hier, worin sich unsere noch unbekannte, schöne Sylphide befindet und sich aufs prächtigste zu morgen anlegt, in irgend ein sonniges Fenster des Gartenhauses stellen! So! Hier stehst du, gutes, artiges Kind! Niemand wird dich in diesem Winkel daran hindern, deine Toilette fertig zu machen!" „„Aber wie möchte ich nur"", hub Frau v. Goethe wieder aufs neue an, indem sie einen Seitenblick auf die Schlange richtete, „„ein so garstiges Ding um mich leiden, wie dieses, oder es gar mit eigenen Händen großfüttern? Es ist ein so unangenehmes Tier. Mir graut jedesmal, wenn ich es nur ansehe."" „Schweig' Du!" gab ihr Goethe zur Antwort, wiewohl er von Natur ruhig, diese muntere Lebendigkeit nicht ungern in seiner Umgebung hatte. „Ja!" indem er das Gespräch zu mir herübertrug, „wenn die Schlange ihr nur den Gefallen erzeugte, sich einzuspinnen und ein schöner Sommervogel zu werden, da würde von dem greulichen Wesen gleich nicht weiter die Rede sein. Aber, liebes Kind, wir können nicht alle Sommervögel und nicht alle mit Blüten und Früchten geschmückte Feigenbäume sein. Arme Schlange! Sie vernachlässigen dich! Sie sollten sich deiner besser annehmen! Wie sie mich ansieht! Wie sie den Kopf emporstreckt! Ist es nicht, als ob sie merkte, daß ich Gutes von ihr mit euch spreche? Armes Ding! Wie das drinnen

steckt und nicht herauskann, so gern es auch wollte! Ich meine zwiefach: einmal im Zuckerglas und sodann in dem Hauptfutteral, das ihr die Natur gab." Als er das gesagt, fing er an, seinen Reisstift und das Zeichenpapier, worauf er bisher einzelne Striche zu einer phantastischen Landschaft zusammengezogen hatte, ohne sich dadurch beim Sprechen im geringsten irre machen zu lassen, ebenfalls beiseite zu legen. Der Bediente brachte Wasser, und indem er sich die Hände wusch, sagte er: „Um noch einmal auf Maler Kaaz zurückzukommen, dem Sie bei Ihrem Eintritte begegnet sein müssen, so ist er mir eine recht angenehme, ja liebliche Erscheinung. Er macht es hier in Weimar gerade so, wie er es in der Villa Borghese machte. So oft ich ihn sehe, ist es mir, als ob er ein Stück von dem seligen far niente des römischen Kunsthimmels in meine Gesellschaft mitbrächte! Ich will mir doch noch, weil er da ist, ein kleines Stammbuch aus meinen Zeichnungen anordnen. Wir sprechen überhaupt viel zu viel. Wir sollten weniger sprechen und mehr zeichnen. Ich meinerseits möchte mir das Reden ganz abgewöhnen und wie die bildende Natur in lauter Zeichnungen fortsprechen. Jener Feigenbaum, diese kleine Schlange, der Kokon, der dort vor dem Fenster liegt und seine Zukunft ruhig erwartet, alles das sind inhaltschwere Signaturen; ja, wer nur ihre Bedeutung recht zu entziffern vermöchte, der würde alles Geschriebenen und alles Gesprochenen bald zu entbehren imstande sein! Je mehr ich darüber nachdenke, es ist etwas so Unnützes, so Müßiges, ich möchte fast sagen Geckenhaftes im Reden, daß man vor dem stillen Ernste der Natur und ihrem Schweigen erschrickt, sobald man sich ihr vor einer einsamen Felsenwand oder in der Einöde eines alten Berges gesammelt entgegenstellt!"

„Ich habe hier eine Menge Blumen- und Pflanzengewächse", indem er auf seine phantastische Zeichnung wies, „wunderlich genug auf dem Papier zusammengebracht. Diese Gespenster könnten noch toller, phantastischer sein, so ist es doch die Frage, ob sie nicht auch irgendwo so vorhanden sind."

„Die Seele musiziert, indem sie zeichnet, ein Stück von ihrem innersten Wesen heraus, und eigentlich sind es die größten Geheimnisse der Schöpfung, die, was ihre Grundlagen betrifft, gänzlich auf Zeichnen und Plastik beruht, welche sie dadurch ausplaudert. Die Kombinationen in diesem Felde sind so unendlich, daß selbst der Humor eine Stelle darin gefunden hat. Ich will nur die Schmarotzerpflanzen nehmen; wie viel Phantastisches, Possenhaftes, Vogelmäßiges ist nicht allein in den flüchtigen Schriftzügen derselben enthalten! Wie Schmetterlinge setzt sich ihr fliegender Same an diesen oder jenen Baum an und zehrt an ihm, bis das Gewächs groß wird. So in die Rinde eingesäet, eingewachsen finden wir das sogenannte viscum, woraus Vogelleim bereitet wird, zunächst als Gesträuch am Birnbaum. Hier, nicht zufrieden damit, daß er sich als Gast um denselben herum schlingt, muß ihm der Birnbaum sogar sein Holz machen."

„Das Moos auf den Bäumen, das auch nur parasitisch dasitzt, gehört ebendahin. Ich besitze sehr schöne Präparate über die Geschlechter, die nichts für sich in der Natur übernehmen, sondern sich in allen Stücken nur auf bereits Vorhandenes einlassen. Ich will sie Ihnen bei Gelegenheit vorzeigen. Sie mögen mich daran erinnern. Das Würzhafte gewisser Stauden, die auch zu den Parasiten gehören, läßt sich aus der Steigerung der Säfte recht gut erklären, da dieselben nicht nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur mit einem roh irdischen, sondern mit einem bereits gebildeten Stoffe ihren ersten Anfang machen."

„Kein Apfel wächst mitten am Stamm, wo Alles rauh und holzig ist. Es gehört schon eine lange Reihe von Jahren und die sorgsamste Vorbereitung dazu, so ein Apfelgewächs in einen tragbaren, weinichten Baum zu verwandeln, der allererst Blüten und sodann auch Früchte hervortreibt. Jeder Apfel ist eine kugelförmige, kompakte Masse und fordert als solche beides, eine große Konzentration und auch zugleich eine außerordentliche Veredelung und Verfeinerung der Säfte, die ihm von allen Seiten zufließen. Man denke sich die Natur, wie sie gleichsam

vor einem Spieltische steht und unaufhörlich au double! ruft, d. h. mit dem bereits Gewonnenen durch alle Reiche ihres Wirkens glücklich, ja bis ins Unendliche wieder fortspielt. Stein, Tier, Pflanze, alles wird nach einigen solchen Glückswürfen beständig von neuem wieder aufgesetzt, und wer weiß, ob nicht auch der ganze Mensch wieder nur ein Wurf nach einem höhern Ziel ist?"

Während dieser angenehmen Unterhaltung war der Abend herbeigekommen, und weil es im Garten zu kühl wurde, gingen wir herauf in die Wohnzimmer. Späterhin standen wir an einem Fenster. Der Himmel war mit Sternen besät. Die durch die freiere Gartenumgebung angeklungenen Saiten in Goethes Seele zitterten noch immer fort und konnten auch zu Abend nicht aus ihren Schwingungen kommen. „Es ist alles so ungeheuer", sagte er zu mir, „daß an kein Aufhören von irgend einer Seite zu denken ist. Oder meinen Sie, daß selbst die Sonne, die doch alles verschafft, schon mit der Schöpfung ihres eigenen Planetensystems völlig zu Rande wäre, und daß sonach die Erden und Monde bildende Kraft in ihr entweder ausgegangen sei oder doch untätig und völlig nutzlos daliege? Ich glaube dies keineswegs. Mir ist es sogar höchst wahrscheinlich, daß hinter Merkur, der an sich schon klein genug ausgefallen ist, einst noch ein kleinerer Stern als dieser zum Vorschein kommen wird. Man sieht freilich schon aus der Stellung der Planeten, daß die Projektionskraft der Sonne merklich abnimmt, weil die größten Massen im Systeme auch die größte Entfernung einnehmen. Eben auf diesem Wege aber kann es, fortgeschlossen, dahin kommen, daß wegen Schwächung der Projektionskraft irgend ein versuchter Planetenwurf irgend einmal verunglückte. Kann die Sonne sodann den jungen Planeten nicht wie die vorigen gehörig von sich absondern und ausstoßen, so wird sich vielleicht, wie beim Saturn, ein Ring um sie legen, der uns armen Erdenbewohnern, weil er aus irdischen Bestandteilen zusammengesetzt ist, ein böses Spiel machen dürfte. Und nicht nur für uns, sondern auch für alle übrigen Planeten unseres Systems würde die Schatten-

nähe eines solchen Ringes wenig Erfreuliches bewirken. Die milden Einflüsse von Licht und Wärme müßten natürlich dadurch verringert werden, und alle Organisationen, deren Entwickelung ihr Werk ist, die einen mehr, die andern weniger sich dadurch gehemmt fühlen."

„Nach dieser Betrachtung könnten die Sonnenflecke allerdings eine Unruhe für die Zukunft erwecken. So viel ist gewiß, daß wenigstens in dem ganzen uns bekannt gewordenen Bildungshergang und -gesetz unsers Planeten nichts enthalten ist, was der Formation eines Sonnenringes entgegenstände, wiewohl sich freilich für eine solche Entwickelung keine Zeit angeben läßt."

26. Mit Riemer. 24. Juli 1809.

„Gewiß, nur der am empfindlichsten gewesen ist, kann der Kälteste und Härteste werden, denn er muß sich mit einem harten Panzer umgeben, um sich vor den unsanften Berührungen zu sichern; und oft wird ihm selbst dieser Panzer zur Last."

27. Mit Riemer. 3. Juli 1810.

„Nihil contra Deum nisi Deus ipse."

Ein herrliches Dictum, von unendlicher Anwendung. Gott begegnet sich immer selbst, Gott im Menschen, sich selbst wieder im Menschen. Daher keiner Ursache hat, sich gegen den Größten gering zu achten. Denn wenn der Größte ins Wasser fällt und nicht schwimmen kann, so zieht ihn der ärmste Hallore heraus. — Napoleon, der den ganzen Kontinent erobert, findet es nicht unter sich, sich mit einem Deutschen über die Poesie und die tragische Kunst zu unterhalten, einen artis peritum zu konsultieren. — So göttlich ist die Welt eingerichtet, daß jeder an seiner Stelle, an seinem Ort, zu seiner Zeit alles übrige gleichwägt.

28. Mit Falk. 25. Januar 1813.

Montag, den 25. Januar ... war Wielands Begräbnistag ... Ich war auf Nachmittag zu Goethe beschieden, für dessen Gesundheit wir mehr als jemals unter

diesen Umständen zu fürchten hatten. Er war ebenfalls durch den Todesfall des Dichters äußerst bewegt . . . „dem", wie Goethe bemerkte, „es allein gegeben war, dem Publikum teilweise seine Werke im ‚Deutschen Merkur' vorzulegen, ohne daß er durch die verkehrten Urteile der Menge, mit denen er sich in Berührung setzte, je die Freude an seiner Arbeit verlor. Er änderte sie wohl auch dem Publikum zu Gefallen ab, welches ich da, wo das Werk aus einem Gusse ist, am wenigsten gutheißen kann."

„Der unvergleichliche Humor, den er besaß, war, sobald er über ihn kam, von einer solchen Ausgelassenheit, daß er mit seinem Herrn und Gebieter hinging, wohin er nur wollte. Mochte sich derselbe über Sittenlehre, Welt und geselligen Anstand tausenderlei weismachen und sich und andern seinesgleichen unverbrüchliche Regeln und Gesetze darüber in Menge vorschreiben, sie wurden alle nicht gehalten, sobald er ins Feuer, oder vielmehr, sobald das Feuer über ihn kam. Und da war er eben recht, und das, was er immer hätte sein sollen, eine schöne, höchst anmutige Natur. Ich erinnere mich noch der Vorlesung eines der ersten Märchen aus „Tausend und eine Nacht", das er in Versen bearbeitete, und worin das „Fische! Fische! tut ihr eure Pflicht" vorkommt. In diesem ersten Entwurfe war alles so kurios, so allerliebst toll, närrisch, phantastisch, daß ich auch nicht die Änderung der kleinsten Zeile davon mir würde gestattet haben. Wie sollte das aber Wieland über sein Herz bringen, der Kritik, womit er sich und andere sein lebelang plagte, ein solches Opfer darzubringen? In der rechten Ausgabe mußte das Tolle verständig, das Närrische klug, das Berauschte nüchtern werden. Ich möchte Sie wohl aufmuntern, dergleichen Gedichte wie „Pervonte" und andere öfters in Gesellschaft vorzulesen. Es fordert indessen einige Vorbereitung: Wielands Verse wollen mit einer prächtigen Lebendigkeit vorgetragen sein, wenn man sich einer augenblicklichen Wirkung davon versichern will. Es ist ein unvergleichliches Naturell, was in ihm vorherrscht. Alles Fluß, alles Geist, alles Geschmack! Eine heitere Ebene ohne den geringsten

Anstoß, wodurch sich die Ader eines komischen Witzes nach allen Richtungen ergießt und, je nachdem die Kapricen sind, wovon sein Genius befallen wird, auch sogar seinen eigenen Urheber nicht verschont. Keine, auch nicht die entfernteste Spur von jener bedachtsam mühseligen Technik, die einem die besten Ideen und Gefühle durch einen verkünstelten Vortrag zuwider macht oder wohl gar auf immer verleidet. Eben diese hohe Natürlichkeit ist der Grund, warum ich den Shakespeare, wenn ich mich wahrhaft ergötzen will, jedesmal in der Wielandschen Übersetzung lese. Den Reim behandelte Wieland mit großer Meisterschaft. Ich glaube, wenn man ihm einen ganzen Setzkasten voll Wörter auf sein Schreibpult hingeworfen hätte, er wäre damit zu Rande gekommen, sie zu einem lieblichen Gedichte zu ordnen. Von der neuen Schule und der Ansicht, womit sie sich Wieland und seinen Schriften gegenüberstellt, und seinen wohlverdienten, vieljährigen Ruhm dadurch in Schatten zu bringen hoffte, möchte ich lieber ganz geschwiegen haben. Sie hatten es freilich so übel nicht vor; sie wollten einen falschen Enthusiasmus auf die Bahn bringen, und dabei mußte ihnen freilich Wielands Verspottung alles Enthusiastischen sehr ungelegen in den Weg kommen. Laßt aber nur ein paar Jahrzehnte vergangen sein, so wird aller dieser Schattenseiten, die man so geflissentlich in Wieland aufzudecken suchte, nur sehr wenig gedacht werden, er selber aber wird als humoristischer, geschmackvoller Dichter denjenigen heitern Platz im Jahrhundert behaupten, worauf er von Natur die gerechtesten Ansprüche besitzt.

Selbst eine ursprünglich enthusiastische Natur, wie sich aus den „Sympathien eines Christen", sowie aus einigen andern Jugendprodukten Wielands zur Genüge abnehmen läßt, lebte er gleichsam in beständiger Furcht vor einem Rückfalle und hatte sich dagegen die verständige Kritik als Präservativ verschrieben. Schon die oftmalige Rückkehr zu den nämlichen Gegenständen seines Spottes erweist diese Behauptung. Die höheren Anforderungen seiner Seele wollen sich nun einmal nicht abweisen lassen, und es trifft

sich recht oft, wo er den Platonismus oder irgend eine andere Schwärmerei verspotten will, daß er beide recht schön, ja mit der Glut einer liebenswürdigen Begeisterung darstellt. Alles unterwarf er dem Verstande und besonders einem seiner Lieblingszweige, der Kritik. Auf diesem Wege gelangt man freilich zu keinem Resultate. Dies sieht man deutlich auch an Wielands letztem Werke, den von ihm übersetzten Briefen des Cicero. Dieselben enthalten die höchste Verdeutlichung des damaligen Zustandes der Welt, die sich zwischen den Anhängern des Cäsar und Brutus geteilt hatte; sie lesen sich mit derselben Frische wie eine Zeitung aus Rom, indes sie uns über die Hauptsache, worauf eigentlich alles ankommt, in völliger Ungewißheit lassen. Das macht, es war Wieland in allen Stücken weniger um einen festen Standpunkt als um eine geistreiche Debatte zu tun. Zuweilen berichtigt er den Text in einer Note, würde es aber auch nicht übelnehmen, wenn jemand aufträte und wieder durch eine neue Note seine Note berichtigte. Übrigens muß man Wieland deswegen nicht gram werden; denn gerade diese Unentschiedenheit ist es, welche den Scherz zulässig macht, indes der Ernst immer nur eine Seite umfaßt und denn diese mit Ausschließung aller heitern Nebenbeziehungen festhält. Die besten und anmutigsten seiner Produkte sind auf diesem Wege entstanden und würden ohne diese seine Launenhaftigkeit gar nicht einmal denkbar sein. Dieselbe Eigenschaft, die ihn in der Prosa zuweilen beschwerlich macht, ist es, die ihn in der Poesie höchst liebenswürdig erscheinen läßt. Charaktere, wie Musarion, haben ihre ganz eigentümliche Liebenswürdigkeit auf eben diesem Wege erhalten."

Als Goethe hörte, daß ich gestern Wieland im Tode gesehen und mir dadurch einen schlimmen Abend und eine noch schlimmere Nacht bereitet hatte, wurde ich darüber tüchtig von ihm ausgescholten. „Warum", sagte er, „soll ich mir die lieblichen Eindrücke von den Gesichtszügen meiner Freunde und Freundinnen durch die Entstellungen einer Maske zerstören lassen? Es wird ja dadurch etwas Fremdartiges, ja völlig Unwahres meiner Einbildungs-

kraft aufgedrungen. Ich habe mich wohl in acht genommen, weder Herder, Schiller, noch die verwitwete Frau Herzogin Amalia im Sarge zu sehen. Der Tod ist ein sehr mittelmäßiger Porträtmaler. Ich meinerseits will ein seelenvolleres Bild als seine Masken von meinen sämtlichen Freunden im Gedächtnis aufbewahren. Also bitte ich Euch, wenn es dahin kommen sollte, es auch einmal mit mir zu halten. Auch will ich es nicht verhehlen, eben das ist es, was mir an Schillers Heimgang so ausnehmend gefällt. Unangemeldet und ohne Aufsehen zu machen kam er nach Weimar, und ohne Aufsehen zu machen, ist er auch wieder von hinnen gegangen. Die Paraden im Tode sind nicht das, was ich liebe. Zwar ist uns Ausstellen der Leichen eine uralte, gute Gewohnheit und sogar nötig für's Volk und die öffentliche Sicherheit. Es beruht etwas darauf für die Gesellschaft, nicht nur, daß man weiß, daß ein Mensch, sondern auch, wie er gestorben ist. Deshalb, daß man überhaupt stirbt, läßt sich niemand ein graues Haar wachsen; aber jedem von uns muß daran gelegen sein, daß kein Leben früher, als der Naturlauf es gebietet, sei es von geldgierigen Erben oder auf eine andere, jedesmal unbeliebige Weise den Kreisen, worin es sich bewegt, unterschlagen werde." —

An Wielands Begräbnistage ... bemerkte ich eine so feierliche Stimmung in Goethes Wesen, wie man sie selten an ihm zu sehen gewohnt ist. Es war etwas so Weiches, ich möchte fast sagen Wehmütiges in ihm; seine Augen glänzten häufig, selbst sein Ausdruck, seine Stimme waren anders als sonst. Dies mochte auch wohl der Grund sein, daß unsere Unterhaltung diesmal eine Richtung ins Übersinnliche nahm, was Goethe in der Regel, wo nicht verschmäht, doch lieber von sich ablehnt; völlig aus Grundsatz, wie mich dünkt, indem er, seinen angeborenen Neigungen gemäß, sich lieber auf die Gegenwart und die lieblichen Erscheinungen beschränkt, welche Kunst und Natur in den uns zugänglichen Kreisen dem Auge und der Betrachtung darbieten. Unser abgeschiedener Freund war natürlich der Hauptinhalt unseres Gespräches. Ohne im

Gange desselben besonders auszuweichen, fragte ich bei irgend einem Anlasse, wo Goethe die Fortdauer nach dem Tode wie etwas, das sich von selbst verstehe, voraussetzte: „Und was glauben Sie wohl, daß Wielands Seele in diesen Augenblicken vornehmen möchte?" — „Nichts Kleines, nichts Unwürdiges, nichts mit der sittlichen Größe, die er sein ganzes Leben hindurch behauptete, Unverträgliches", war die Antwort. „Aber, um nicht mißverstanden zu werden, da ich selber von diesen Dingen spreche, müßte ich wohl etwas weiter ausholen. Es ist etwas um ein achtzig Jahre hindurch so würdig und ehrenvoll geführtes Leben; es ist etwas um die Erlangung so geistig zarter Gesinnungen, wie sie in Wielands Seele so angenehm vorherrschten; es ist etwas um diesen Fleiß, um diese eiserne Beharrlichkeit und Ausdauer, worin er uns alle miteinander übertraf!" „Möchten Sie ihm wohl einen Platz bei seinem Cicero anweisen, mit dem er sich noch bis an den Tod so fröhlich beschäftigte?" — „Stört mich nicht, wenn ich dem Gange meiner Ideen eine vollständige und ruhige Entwicklung geben soll! Von Untergang solcher hohen Seelenkräfte kann in der Natur niemals und unter keinen Umständen die Rede sein; so verschwenderisch behandelt sie ihre Kapitalien nie. Wielands Seele ist von Natur ein Schatz, ein wahres Kleinod. Dazu kommt, daß sein langes Leben diese geistig schönen Anlagen nicht verringert, sondern vergrößert hat.

Noch einmal, bedenkt mir sorgsam diesen Umstand! Raffael war kaum in den Dreißigern, Kepler kaum einige Vierzig, als beide ihrem Leben plötzlich ein Ende machten, indes Wieland —" „Wie?" fiel ich hier Goethe mit einigem Erstaunen ins Wort, „sprechen Sie doch vom Sterben, als ob es ein Akt von Selbständigkeit wäre?" — „Das erlaube ich mir öfters", gab er mir zur Antwort, „und wenn es Ihnen anders gefällt, so will ich Ihnen darüber auch von Grund aus, weil es mir in diesem Augenblicke erlaubt ist, meine Gedanken sagen."

Ich bat ihn dringend, mir dieselben nicht vorzuenthalten. „Sie wissen längst", hub er an, „daß Ideen, die

eines festen Fundaments in der Sinnenwelt entbehren, bei all ihrem übrigen Werte für mich keine Überzeugung mit sich führen, weil ich der Natur gegenüber wissen, nicht bloß vermuten und glauben will. Was nun die persönliche Fortdauer unserer Seele nach dem Tode betrifft, so ist es damit auf meinem Wege also beschaffen. Sie steht keineswegs mit den vieljährigen Beobachtungen, die ich über die Beschaffenheit unserer und aller Wesen in der Natur angestellt, in Widerspruch; im Gegenteil, sie geht sogar aus denselben mit neuer Beweiskraft hervor. Wieviel aber oder wie wenig von dieser Persönlichkeit übrigens verdient, daß es fortdauere, ist eine andere Frage und ein Punkt, den wir Gott überlassen müssen. Vorläufig will ich nur dieses zuerst bemerken: ich nehme verschiedene Klassen- und Rangordnungen der letzten Urbestandteile aller Wesen an, gleichsam der Anfangspunkte aller Erscheinungen in der Natur, die ich Seelen nennen möchte, weil von ihnen die Beseelung des Ganzen ausgeht, oder noch lieber Monaden — lassen Sie uns immer diesen Leibnizischen Ausdruck beibehalten! Die Einfachheit des einfachsten Wesens auszudrücken, möchte es kaum einen bessern geben. — Nun sind einige von diesen Monaden oder Anfangspunkten, wie uns die Erfahrung zeigt, so klein, so geringfügig, daß sie sich höchstens nur zu einem untergeordneten Dienst und Dasein eignen. Andere dagegen sind gar zu stark und gewaltig. Die letzten pflegen daher alles, was sich ihnen naht, in ihren Kreis zu reißen und in ein ihnen Angehöriges, d. h. in einen Leib, in eine Schlange, in ein Tier oder noch höher herauf, in einen Stern zu verwandeln. Sie setzen dies solange fort, bis die kleine oder große Welt, deren Intention geistig in ihnen liegt, auch nach außen leiblich zum Vorschein kommt. Nur die letzten möchte ich eigentlich Seelen nennen. Es folgt hieraus, daß es Weltmonaden, Weltseelen, wie Ameisenmonaden, Ameisenseelen gibt, und daß beide in ihrem Ursprunge, wo nicht völlig eins, doch im Urwesen verwandt sind.

Jede Sonne, jeder Planet trägt in sich eine höhere Intention, einen höheren Auftrag, vermöge dessen seine

Entwicklungen ebenso regelmäßig und nach demselben Gesetze wie die Entwicklungen eines Rosenstockes durch Blatt, Stiel und Krone zustande kommen müssen. Mögen Sie dies eine Idee oder eine Monade nennen, wie Sie wollen, ich habe auch nichts dawider; genug, daß diese Intention unsichtbar und früher als die sichtbare Entwicklung aus ihr in der Natur vorhanden ist. Die Larven der Mittelzustände, welche diese Idee in den Übergängen vornimmt, dürfen uns dabei nicht irre machen. Es ist immer nur dieselbe Metamorphose oder Verwandlungsfähigkeit der Natur, die aus dem Blatte eine Blume, eine Rose, aus dem Ei eine Raupe und aus der Raupe einen Schmetterling heraufführt. Übrigens gehorchen die niedern Monaden einer höhern, weil sie eben gehorchen müssen, nicht aber, daß es ihnen besonders zum Vergnügen gereichte. Es geht dieses auch im Ganzen sehr natürlich zu. Betrachten wir z. B. diese Hand. Sie enthält Teile, welche der Hauptmonas, die sie gleich bei ihrer Entstehung unauflöslich an sich zu knüpfen wußte, jeden Augenblick zu Dienste stehen. Ich kann dieses oder jenes Musikstück vermittels derselben abspielen; ich kann meine Finger, wie ich will, auf den Tasten eines Klaviers umherfliegen lassen. So verschaffen sie mir allerdings einen geistig schönen Genuß; sie selbst aber sind taub, nur die Hauptmonas hört. Ich darf also voraussetzen, daß meiner Hand oder meinen Fingern wenig oder gar nichts an meinem Klavierspiele gelegen ist. Das Monadenspiel, wodurch ich mir ein Ergötzen bereite, kommt meinen Untergebenen wenig zugute, außer daß ich sie vielleicht ein wenig ermüde. Wie weit besser stände es um ihr Sinnenvergnügen, könnten sie, wozu allerdings eine Anlage in ihnen vorhanden ist, anstatt auf den Tasten meines Klaviers müßig umherfliegen, lieber als emsige Bienen auf den Wiesen umherschwärmen, auf einem Baume sitzen oder sich an dessen Blütenzweigen ergötzen. Der Moment des Todes, der darum auch sehr gut eine Auflösung heißt, ist eben der, wo die regierende Hauptmonas alle ihre bisherigen Untergebenen ihres treuen Dienstes entläßt. Wie das Entstehen, so betrachte ich auch

das Vergehen als einen selbständigen Akt dieser nach ihrem eigentlichen Wesen uns völlig unbekannten Hauptmonas.

Alle Monaden aber sind von Natur so unverwüstlich, daß sie ihre Tätigkeit im Moment der Auflösung selbst nicht einstellen oder verlieren, sondern noch in demselben Augenblick wieder fortsetzen. So scheiden sie nur aus den alten Verhältnissen, um auf der Stelle wieder neue einzugehen. Bei diesem Wechsel kommt alles darauf an, wie mächtig die Intention sei, die in dieser oder jener Monas enthalten ist. Die Monas einer gebildeten Menschenseele und die eines Bibers, eines Vogels oder eines Fisches, das macht einen gewaltigen Unterschied. Und da stehen wir wieder an den Rangordnungen der Seelen, die wir gezwungen sind anzunehmen, sobald wir uns die Erscheinungen der Natur nur einigermaßen erklären wollen. Swedenborg hat dies auf seine Weise versucht und bedient sich zur Darstellung seiner Ideen eines Bildes, das nicht glücklicher gewählt sein kann. Er vergleicht nämlich den Aufenthalt, worin sich die Seelen befinden, mit einem in drei Hauptgemächer eingeteilten Raume, in dessen Mitte ein großer befindlich ist. Nun wollen wir annehmen, daß aus diesen verschiedenen Gemächern sich auch verschiedene Kreaturen, z. B. Fische, Vögel, Hunde, Katzen in den großen Saal begeben; eine freilich sehr gemengte Gesellschaft! Was wird davon die unmittelbare Folge sein? Das Vergnügen, beisammen zu sein, wird bald genug aufhören; aus den einander so heftig entgegengesetzten Neigungen wird sich ein ebenso heftiger Krieg entspinnen; am Ende wird sich das Gleiche zum Gleichen, die Fische zu den Fischen, die Vögel zu den Vögeln, die Hunde zu den Hunden, die Katzen zu den Katzen gesellen, und jede von diesen besondern Gattungen wird auch, womöglich, ein besonderes Gemach einzunehmen suchen. Da haben wir völlig die Geschichte von unsern Monaden nach ihrem irdischen Ableben. Jede Monade geht, wo sie hingehört, ins Wasser, in die Luft, in die Erde, ins Feuer, in die Sterne; ja, der geheime Zug, der sie dahin führt, enthält zugleich das Geheimnis ihrer zukünftigen Bestimmung.

An eine Vernichtung ist gar nicht zu denken; aber von irgend einer mächtigen und dabei gemeinen Monas unterwegs angehalten und ihr untergeordnet zu werden, diese Gefahr hat allerdings etwas Bedenkliches, und die Furcht davor wüßte ich auf dem Wege einer bloßen Naturbetrachtung meinerseits nicht ganz zu beseitigen."

Indem ließ sich ein Hund auf der Straße mit seinem Gebell zu wiederholten Malen vernehmen. Goethe, der von Natur eine Antipathie wider alle Hunde besitzt, fuhr mit Heftigkeit ans Fenster und rief ihm entgegen: „Stelle Dich, wie Du willst, mich sollst Du doch nicht unterkriegen!" Höchst befremdend für den, der den Zusammenhang Goethescher Ideen nicht kennt; für den aber, der damit bekannt ist, ein humoristischer Einfall, der eben am rechten Orte war. „Dies niedrige Weltgesindel", nahm er nach einer Pause und etwas beruhigter wieder das Wort, „pflegt sich über die Maßen breit zu machen; es ist ein wahres Monadenpack, womit wir in diesem Planetenwinkel zusammengeraten sind, und möchte wenig Ehre von dieser Gesellschaft, wenn sie auf anderen Planeten davon hörten, für uns zu erwarten sein."

Ich fragte weiter: ob er wohl glaube, daß die Übergänge aus diesen Zuständen für die Monaden selbst mit Bewußtsein verbunden wären? Worauf Goethe erwiderte: „Daß es einen allgemein historischen Überblick, sowie daß es höhere Naturen als wir selbst, unter den Monaden geben könne, will ich nicht in Abrede sein. Die Intention einer Weltmonade kann und wird manches aus dem dunkeln Schoße ihrer Erinnerung hervorbringen, das wie Weissagung aussieht und doch im Grunde nur dunkle Erinnerung eines abgelaufenen Zustandes, folglich Gedächtnis ist; völlig wie das menschliche Genie die Gesetztafeln über die Entstehung des Weltalls entdeckte, nicht durch trockene Anstrengung, sondern durch einen ins Dunkel fallenden Blitz der Erinnerung, weil es bei deren Abfassung selbst zugegen war. Es würde vermessen sein, solchem Aufblitzen im Gedächtnis höherer Geister ein Ziel zu setzen, oder den Grad, in welchem sich diese Erleuchtung halten müßte, zu be-

stimmen. So im allgemeinen und historisch gefaßt, finde ich in der Fortdauer von Persönlichkeit einer Weltmonas durchaus nichts Undenkbares.

Was uns selbst zunächst betrifft, so scheint es fast, als ob die von uns früher durchgangenen Zustände dieses Planeten im ganzen zu unbedeutend und zu mittelmäßig seien, als daß vieles daraus in den Augen der Natur einer zweiten Erinnerung wert gewesen wäre. Selbst unser jetziger Zustand möchte einer großen Auswahl bedürfen, und unsere Hauptmonas wird ihn wohl ebenfalls künftig einmal summarisch, d. h. in einigen großen historischen Hauptpunkten, zusammenfassen."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Wollen wir uns einmal auf Vermutungen einlassen", setzte Goethe hierauf seine Betrachtungen weiter fort, „so sehe ich wirklich nicht ab, was die Monade, welcher wir Wielands Erscheinung auf unserm Planeten verdanken, abhalten sollte, in ihrem neuen Zustande die höchsten Verbindungen dieses Weltalls einzugehen. Durch ihren Fleiß, durch ihren Eifer, durch ihren Geist, womit sie so viele weltgeschichtliche Zustände in sich aufnahm, ist sie zu allem berechtigt. Ich würde mich so wenig wundern, daß ich es sogar meinen Ansichten völlig gemäß finden müßte, wenn ich einst diesem Wieland als einer Weltmonade, als einem Stern erster Größe, nach Jahrtausenden wieder begegnete und sähe und Zeuge davon wäre, wie er mit seinem lieblichen Licht alles, was ihm irgend nahe käme, erquickte und aufheiterte. Wahrlich, das nebelartige Wesen irgend eines Kometen in Licht und Klarheit zu verfassen, das wäre wohl für die Monas unseres Wielands eine erfreuliche Aufgabe zu nennen, wie denn überhaupt, sobald man die Ewigkeit dieses Weltzustandes denkt, sich für Monaden durchaus keine andre Bestimmung annehmen läßt, als daß sie ewig auch ihrerseits an den Freuden der Götter als selig mitschaffende Kräfte teilnehmen. Das Werden der Schöpfung ist ihnen anvertraut. Gerufen oder ungerufen, sie kommen von selbst auf allen Wegen, von allen Bergen, aus allen Meeren, von allen Sternen; wer mag sie auf-

halten? Ich bin gewiß, wie Sie mich hier sehen, schon tausendmal dagewesen und hoffe wohl noch tausendmal wiederzukommen." — „Um Verzeihung", fiel ich ihm hier ins Wort, „ich weiß nicht, ob ich eine Wiederkunft ohne Bewußtsein eine Wiederkunft nennen möchte! Denn wieder kommt nur derjenige, welcher weiß, daß er zuvor dagewesen ist. Auch Ihnen sind bei Betrachtungen der Natur glänzende Erinnerungen und Lichtpunkte aus Weltzuständen aufgegangen, bei welchem Ihre Monas vielleicht selbsttätig zugegen war; aber alles dieses steht doch nur auf einem Vielleicht; ich wollte doch lieber, daß wir über so wichtige Dinge eine größere Gewißheit zu erlangen imstande wären, als die wir uns durch Ahnungen und jene Blitze des Genies verschaffen, welche zuweilen den dunkeln Abgrund der Schöpfung erleuchten. Sollten wir unserm Ziele nicht näher gelangen, wenn wir eine liebende Hauptmonas im Mittelpunkt der Schöpfung voraussetzten, die sich aller untergeordneten Monaden dieses ganzen Weltalls auf dieselbe Art und Weise bediente, wie sich unsere Seele der ihr zum Dienste untergebenen geringeren Monaden bedient?" —

„Ich habe gegen diese Vorstellung, als Glauben betrachtet, nichts", gab Goethe hierauf zur Antwort, „nur pflege ich auf Ideen, denen keine sinnliche Wahrnehmung zugrunde liegt, keinen ausschließenden Wert zu legen. Ja, wenn wir unser Gehirn und den Zusammenhang desselben mit dem Uranus und die tausendfältigen einander durchkreuzenden Fäden kennten, worauf der Gedanke hin und her läuft! So aber werden wir der Gedankenblitze immer dann erst inne, wann sie einschlagen. Wir kennen nur Ganglien, Gehirnknoten; vom Wesen des Gehirns wissen wir so viel als garnichts. Was wollen wir denn also von Gott wissen? Man hat es Diderot sehr verdacht, daß er irgendwo gesagt: wenn Gott noch nicht ist, so wird er vielleicht noch. Gar wohl lassen sich aber, nach meinen Ansichten von der Natur und ihren Gesetzen, Planeten denken, aus welchen die höheren Monaden bereits ihren Abzug genommen, oder wo ihnen das Wort noch gar nicht vergönnt

ist. Es gehört eine Konstellation dazu, die nicht alle Tage zu haben ist, daß das Wasser weicht und daß die Erde trocken wird. So gut wie es Menschenplaneten gibt, kann es auch Fischplaneten und Vogelplaneten geben. Ich habe in einer unserer früheren Unterhaltungen den Menschen das erste Gespräch genannt, das die Natur mit Gott hält. Ich zweifle gar nicht, daß dies Gespräch auf andern Planeten viel höher, tiefer und verständiger gehalten werden kann. Uns gehen vorderhand tausend Kenntnisse dazu ab. Das erste gleich, was uns mangelt, ist die Selbstkenntnis; nach dieser kommen alle übrigen. Streng genommen kann ich von Gott doch weiter nichts wissen, als wozu mich der ziemlich beschränkte Gesichtskreis von sinnlichen Wahrnehmungen auf diesem Planeten berechtigt, und das ist in allen Stücken wenig genug. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß durch diese Beschränkung unserer Naturbetrachtungen auch dem Glauben Schranken gesetzt wären. Im Gegenteil kann, bei der Unmittelbarkeit göttlicher Gefühle in uns, der Fall gar leicht eintreten, daß das Wissen als Stückwerk besonders auf einem Planeten erscheinen muß, der, aus seinem ganzen Zusammenhange mit der Sonne herausgerissen, alle und jede Betrachtung unvollkommen läßt, die eben darum erst durch den Glauben ihre vollständige Ergänzung erhält. Schon bei Gelegenheit der Farbenlehre habe ich bemerkt, daß es Urphänomene gibt, die wir in ihrer göttlichen Einfalt durch unnütze Versuche nicht stören und beeinträchtigen, sondern der Vernunft und dem Glauben übergeben sollen. Versuchen wir von beiden Seiten mutig vorzudringen, nur halten wir zugleich die Grenzen streng auseinander! Beweisen wir nicht, was durchaus nicht zu beweisen ist! Wir werden sonst nur früh oder spät in unserm sogenannten Wissenswerk unsre eigne Mangelhaftigkeit bei der Nachwelt zur Schau tragen. Wo das Wissen genügt, bedürfen wir freilich des Glaubens nicht; wo aber das Wissen seine Kraft nicht bewährt oder ungenügend erscheint, sollen wir auch dem Glauben seine Rechte nicht streitig machen. Sobald man nur von dem Grundsatz ausgeht, daß Wissen und Glauben nicht dazu

sind, um einander aufzuheben, sondern nur einander zu ergänzen, so wird schon überall das Rechte ausgemittelt werden." — — —

29. Mit Luden. November 1813.

„Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgiltig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein! diese Ideen sind in uns; sie sind ein Teil unsers Wesens, und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen; ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag; denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität. Aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören.

In derselben Weise tröstet auch nur der Gedanke an Deutschlands Zukunft; ich halte ihn so fest als Sie, diesen Glauben. Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft, hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist — mit Napoleon zu reden — noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe zu erfüllen gehabt als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zu Grunde gegangen sein; da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie nach meinem Glauben noch eine große Zukunft haben, eine Bestimmung, welche umso viel größer sein wird denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reiches und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht. Aber die Zeit, die Gelegenheit, vermag ein menschliches Auge nicht vorauszusehen und menschliche Kraft nicht zu beschleunigen oder

herbeizuführen. Uns einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem jeden nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten und wie nach unten, so auch, und vorzugsweise, nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den andern Völkern, sondern wenigstens hierin voraufstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmütig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen Tat, wenn der Tag des Ruhmes anbricht. — Aber wir haben es jetzt nicht mit der Zukunft zu tun, nicht mit unsern Wünschen, unsern Hoffnungen, unserm Glauben, und auch nicht mit den Schicksalen, die uns und unserm Vaterlande bevorstehen mögen, sondern wir sprechen von der Gegenwart, von den Verhältnissen, unter welchen Sie Ihre Zeitschrift beginnen wollen . . .

Ist denn wirklich das Volk erwacht? Weiß es, was es will? Haben Sie das prächtige Wort vergessen, das der ehrliche Philister in Jena seinem Nachbar in seiner Freude zurief, als er seine Stuben gescheuert sah und nun nach dem Abzuge der Franzosen die Russen bequemlich empfangen konnte? Der Schlaf ist zu tief gewesen, als daß auch die stärkste Rüttelung so schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte. Und ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestöbert wird? Wir sprechen nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer, wir sprechen von der Menge, den Millionen. Und was ist denn errungen oder gewonnen worden? Sie sagen: die Freiheit; vielleicht würden wir es aber Befreiung nennen — nämlich Befreiung nicht vom Joche der Fremden, sondern von Einem fremden Joche. Es ist wahr: Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener, dafür aber sehe ich Kosaken, Baschkiren, Kroaten, Magyaren, Kassuben, Samländer, braune und andere Husaren. Wir haben uns seit einer langen Zeit daran gewöhnt, unsern Blick nur nach Westen zu richten und alle Gefahr nur von dorther zu erwarten, aber die Erde dehnt sich auch noch weithin nach Morgen aus. Selbst wenn wir all das Volk

vor unsern Augen sehen, fällt uns keine Besorgnis ein, und schöne Frauen haben Mann und Roß umarmt. Lassen Sie mich nicht mehr sagen. Sie zwar berufen sich auf die vortrefflichen Proklamationen fremder Herren und einheimischer. Ja, ja! Ein Pferd, ein Pferd! ein Königreich für ein Pferd!"

30. Mit Riemer. 26. März 1814.

„Die Menschen sind nur so lange produktiv (in Poesie und Kunst), als sie noch religiös sind; dann werden sie bloß nachahmend und wiederholend, wie wir vis-à-vis des Altertums, dessen inventa alle Glaubenssachen waren, von uns aber nur, aus und um Phantasterei, phantastisch nachgeahmt werden.

Die Menge der Dichter ist es, die die Dichtkunst herunterbringt in Ansehen und Wirkung."

31. Mit v. Müller. 30. Mai 1814.

Häßliches Regenwetter bis gegen Abend. Frühe Fahrt nach Weimar, nach Goethes Wunsch das vorseiende Duell seines Sohnes mit Rittmeister v. Werthern auf schickliche Weise zu verhindern. Es gelang durch Herrn v. Gersdorffs eifrige Mitwirkung, und dieser fuhr selbst mit mir nach Berka zurück. Nach einem heiteren Mittagsmahle gingen wir im Vorsaale auf und ab, in welchem der große, ausführliche Plan von Rom aufgehängt war.

Goethe animierte mich sehr zu einer Reise nach Italien. Biester habe sie einst in drei Monaten gemacht. Plötzlich blieb er vor jenem Abbilde Roms sinnend stehen und zeigte auf Ponte Molle, über welchen man, von Norden herkommend, in die ewige Roma einzieht. „Euch darf ich's wohl gestehen", sagte er, — „seit ich über den Ponte molle heimwärts fuhr, habe ich keinen rein glücklichen Tag mehr gehabt." Und dabei waltete tiefe Rührung über seinen Zügen. „Ich lebte", fuhr er fort, „zehn Monate lang zu Rom ein zweites akademisches Freiheitsleben, die vornehmere Gesellschaft ganz vermeidend, weil ich diese ja zu Hause schon habe." Im Fortlauf des Gesprächs erzählte er von einer seltsamen Unterredung mit Lord Bristol, der

ihm den durch seinen Werther angerichteten Schaden vorwarf. „Wieviel tausend Schlachtopfer fallen nicht dem englischen Handelssystem zu Gefallen", entgegnete er noch derber; „warum soll ich nicht auch einmal das Recht haben, meinem System einige Opfer zu weihen?"

Als er darauf ein herrliches Blatt von Israel von Mecheln (1504), den Tanz der Herodias vorstellend, uns zeigte, setzte er hinzu: „Der Mensch mache sich nur irgend eine würdige Gewohnheit zu eigen, an der er sich die Lust in heiteren Tagen erhöhen und in trüben aufrichten kann. Er gewöhne sich z. B. täglich in der Bibel oder im Homer zu lesen oder Medaillen oder schöne Bilder zu schauen oder gute Musik zu hören. Aber es muß etwas Treffliches, Würdiges sein, woran er sich so gewöhnt, daß ihm stets und in jeder Lage der Respekt dafür bleibe."

32. Mit Johann Baptist Bertram in Heidelberg.

Zwischen 24. Septbr. und 8. Oktbr. 1814.

Wie Goethe sich in die farbenprächtige und wahrheitsvolle Idealwelt dieser altdeutschen Bilder [der Boisserées'schen Sammlung], in die überraschende Ursprünglichkeit ihrer Gedanken hineinlebte und über die empfangenen Eindrücke sich äußerte, ist für den alten Herrn im hohen Grade charakteristisch. Er betrachtete die Bilder nicht, wie sie eins neben dem andern an der Wand hingen, wodurch der Eindruck zerstreut und mehr oder minder abgeschwächt wird; er ließ sich immer nur eins, abgesondert von den andern, auf die Staffelei stellen und studierte es, indem er es behaglich genoß und seine Schönheiten, unverkümmert durch fremdartige Eindrücke von außen, sei es der Bilder- oder Menschenwelt, in sich aufnahm. Er verhielt sich dabei still, ohne viel zu reden, bis er des Gesehenen, seines Inhalts und seiner tieferen Beziehungen Herr zu sein glaubte, und fand er dann Anlaß, Personen, die er liebte und schätzte, gegenüber seinen Empfindungen Ausdruck zu geben, so geschah es in einer Weise, die alle Hörer zwang. Es war vor dem Bilde der Anbetung der Hl. drei Könige, das damals für einen van Eyck galt, da sagte er: „Das ist

lautere Wahrheit und Natur; man kann von der Ruine zum Bilde und umgekehrt vom Bilde zur Schloßruine wandern und fände sich hier wie dort in gleich ernster Art angeregt und gehoben." —

„Da hat man nun", äußerte er ein ander Mal, „auf seine alten Tage sich mühsam von der Jugend, welche das Alter zu stürzen kommt, seines eignen Bestehens wegen abgesperrt und hat sich, um sich gleichmäßig zu erhalten, vor allen Eindrücken neuer und störender Art zu hüten gesucht, und nun tritt da mit einem Male vor mich hin eine ganz neue und bisher mir ganz unbekannte Welt von Farben und Gestalten, die mich aus dem alten Gleise meiner Anschauungen und Empfindungen herauszwingt — eine neue, ewige Jugend; und wollte ich auch hier etwas sagen, es würde diese oder jene Hand aus dem Bilde herausgreifen, um mir einen Schlag ins Gesicht zu versetzen, und der wäre mir wohl gebührend." . . . — „Wie ganz anders muß zu Eyck's Zeit", sagte er, „das Kunstleben und die Kunstliebe geblüht haben! Jetzt verschlingt der schlechte Luxus alles."

33. Mit Boisserée. 8. September 1815.

„Die Natur ist so, daß die Dreieinigkeit sie nicht besser machen könnte. Es ist eine Orgel, auf der unser Herrgott spielt, und der Teufel tritt die Bälge dazu."

34. Mit Georg Friedrich Creuzer.

Ende September 1815.

Eines Nachmittags begegneten wir [G. Parthey und Genossen] Creuzer oben auf dem Schlosse [in Heidelberg] und begleiteten ihn durch ein paar Gänge. Er hielt ein Blatt des wunderbaren chinesischen oder japanischen Baumes Gingko biloba in der Hand, von dem ein Stämmchen im Schloßgarten steht. Dabei teilte er uns mit, er habe, als Goethe 1815 Heidelberg besuchte, mit diesem bei einem Spaziergange im Schloß ein langes und interessantes Gespräch über die symbolische Deutung und Sinnigkeit der hellenischen mythologischen Personen und Erzählungen geführt; er habe versucht, Goethen auseinanderzusetzen, wie

jede hellenische Gestalt doppelt anzusehen sei, weil hinter der bloßen Realität ein höheres Symbol verborgen liege. Die einfachen Fälle seien bekannt genug: Ares als Kriegsgott bedeute auch den Krieg, Hebe als die Jugendgöttin auch die Jugend ... Den Glaubenden genügte das strikte Wortverständnis, den Wissenden ward der höhere Sinn in geheimen Weihen aufgeschlossen. — Goethe ging auf diese Erörterungen mit dem regsten Eifer ein, als sie gerade bei dem Gingko biloba stille standen; er pflückte ein Blatt und sagte: „Also ungefähr wie dieses Blatt: eins und doppelt."

35. **Mit Frommanns.** Anfang Dezember 1817.

Goethe aß den Mittag auch bei uns und wie [der Untersuchungskommissar] G. fort war, äußerte er, daß er noch sitzen bleiben wolle, und wurde nun so gesprächig und liebenswürdig, wie ich ihn nie gesehen. Er kam nämlich auf die Wartburggeschichte, und nun erklärte er sich so, daß ich ganz aus den Wolken fiel. Unter anderem sagte er ungefähr: ob es etwas Schöneres geben könne, als wenn die Jugend aus allen Weltgegenden zusammenkäme, um sich fester für das Gute zu verbünden mit dem Entschlusse, in jeder Lage ihres Lebens alle ihre Kräfte aufzuwenden usw.

36. **Mit v. Müller u. a.** 29. April 1818.

Wir fuhren bei heiterster Frühlingssonne gegen 8 Uhr morgens von Weimar aus nach Dornburg. — Blütenburg — sollte man sagen, denn Dornen fanden wir keine, aber duftende, herrliche Blüten in Menge.

Wie der Wagen so vorüberrollte an friedlichen, stillen Dörfern, von frischgrünenden Obst- und Grasgärten umschlungen, überkam uns alle ein unaussprechliches Gefühl heiterer Frühlingslust und Ahnung. Trauliche Gespräche, meist ernsteren Inhalts, kürzten den Weg. Falks gestrige Äußerungen über Toleranz und Mischung des Guten und Bösen in der Natur gaben bald Anlaß zu tieferen Erwägungen. Alles Böse, behauptete ich, nach Weishaupts und Goethes Lehre komme eigentlich nur aus Irrtum oder Trägheit; es gäbe kein radikales, ursprüngliches Böse,

so wenig als der Schatten ein positives Etwas sei; der Dualismus habe von jeher die meisten Verwirrungen und Irrtümer erzeugt, das wahrhaft Menschliche zerspalten und die Menschen in Kampf und Widerspruch mit sich selbst verwickelt. So habe man töricht Gutes und Böses, Kunst und Natur, Offenbarung und Deismus, Geist und Körper, Ideal und Wirklichkeit einander schneidend und schroff entgegengesetzt und die Mitteltinten und Übergänge ganz übersehen. Die höchste Stufe der Kultur und Humanität sei Duldung und heiteres Bewußtsein, daß alle Disharmonie früher oder später in Harmonie sich auflösen werde und müsse! Solches Ziel habe Herder erstrebt, aber freilich nicht rein, nicht vollständig errungen, da seine Reizbarkeit und Tadelsucht ihn oft abgeführt habe vom rechten Wege. Goethe sei höchst tolerant mit dem Verstande, aber freilich nicht immer mit dem Gemüte.

Gegen 11 Uhr langten wir an. Eine Viertelstunde vorher ward der Weg steiniger, die Gegend öder, die Aussicht beschränkter; plötzlich tat das reizend blühende Saaltal in seiner ganzen Herrlichkeit sich unsern überraschten Blicken auf, und das Auge stürzte sich jubelnd und trunken die steilen Felsenabhänge hinab. Gastlich öffneten sich die Pforten des allerliebsten Feenschlößchens, das an schroffem Felsabhange wie durch Zauberei aufgerichtet scheint. Eilig durchflogen wir die Zimmer rechts und links, grüßten freudig die schönen Lahngegenden, die in bunten Landschaften hier aufgehängt sind und unter denen vorzüglich Weilburg und Limburg uns als alte Bekannte traulich ansprachen, und postierten uns dann sofort an das Eckfenster im Zimmer der Frau Großherzogin Luise, damit unsre eifrige Zeichnerin von hier aus einen Teil der Gegend, vom alten Schlosse gegen die Brücke hinab, aufnehmen könne. Wir mochten so etwa eine halbe Stunde am offenen Fenster gesessen haben, als durch den kleinen Garten unter dem Fenster ein stattlicher Mann ernst und feierlich aus den Gebüschen heranschritt.

Es war Goethe, der hochverehrte Meister, den ein Brief von mir gestern Abend von unserer Hierherreise be-

Die Dornburg.

nachrichtigt und zu uns eingeladen hatte! — Jubelnd flogen wir ihm entgegen, und sein heiteres Auge lohnte unserer herzlichen Bewillkommnung. Alsobald mußte das Zeichnen fortgesetzt werden, mit der zärtlichsten Sorgfalt machte er auf alle kleinen Vorteile in Aufnahme und Behandlung des Gegenstandes aufmerksam und förderte so das begonnene Werk zum allerheitersten, bald lobend, bald scheltend. „Ach! wärst du mein Töchterchen", rief er scherzend aus, „wie wollt' ich dich einsperren, bis du dein Talent völlig und folgerecht entwickelt hättest! Kein Stutzer sollte dir nahen, kein Heer von Freundinnen dich umlagern; aber kopieren müßtest du mir von früh bis in die Nacht, in systematischer Folge, und dann erst, wenn hierin genug geschehen, komponieren und selbständig schaffen. Nach Jahresfrist ließe ich dich erst wieder aus meinem Käfig ausfliegen und weidete mich dann am Triumphe deiner Erscheinung." Unsere Zeichnerin zeigte aber keine sonderliche Lust, sich einer solchen Kunstdiät zu unterwerfen, obwohl sie mit der munterſten Laune den alten Meister beschwor, ihr seine strengen Lehren auch auf ihrem gewohnten Lebensgange nicht zu versagen. Er schüttelte skeptisch den Kopf, verneinend: solche hübsche Kinder horchten gar freundlich auf die Lehren der alten Murrköpfe, weil sie sich stillschweigend den Trost gäben, nur so viel davon zu befolgen, als ihnen gerade beliebte. „Willst du aber, mein Engelchen", fuhr er fort, „hierin wirklich eine Ausnahme machen, so fordere ich zur Probe dreißig Kopien von Everdingens in Kupfer gestochenen kleinen Landschaften, die ich dir zum Beginn eines folgerechten Portefeuille geben werde und setze dir 60 Tage unerstreckliche Frist."

Die Freundin schrie hoch auf über die gewaltige Aufgabe; aber Goethe blieb unerbittlich und setzte wie ein wahrer Imperator hinzu: „Wie du es ausführst, das ist deine Sache; genug, ich fordere es und weiche kein Haar breit von meinem Gebote ab."

So verstrich unter Scherzen und Neckereien der Rest des Vormittags; unterdessen war im zierlichen Saale das kleine Mittagsmahl aufgetischt, und das fröhliche Quartett

ließ sich nicht lange mahnen. Auf derselben Stelle wurde es eingenommen, wo einst vor 16 Jahren eine verwandte fröhliche Gesellschaft bei ähnlicher Lustfahrt in heiterm Übermut auf rosenbestreuten Polstern unter Guitarrenspiel und Gesang sich niedergelassen und dem Genius des Ortes manch' geflügeltes Wort und Lied geopfert hatte. . . .

Doch bald nahm das Gespräch eine höhere Richtung. In solcher Naturherrlichkeit, in solchem Freiheitsgefühl von allem Zwang und Konvenienz schließt der edlere Mensch sein Inneres willig auf und verschmäht es, die strenge Maske der Gleichgiltigkeit vor sich zu halten, die im täglichen Leben den Andrang der lästigen Menge abzuhalten bestimmt ist. So auch unser Goethe! Er, dem über die heiligsten und wichtigsten Anliegen der Menschheit so selten ein entschiedenes Wort abzugewinnen ist, sprach diesmal über Religion, sittliche Ausbildung und letzten Zweck der Staatsanstalten mit einer Klarheit und Wärme, wie wir sie noch nie an ihm in gleichem Grade gefunden hatten. „Das Vermögen, jedes Sinnliche zu veredeln und auch den totesten Stoff durch Vermählung mit der Idee zu beleben", sagte er, „ist die schönste Bürgschaft unseres übersinnlichen Ursprungs. Der Mensch, wie sehr ihn auch die Erde anzieht mit ihren tausend und abertausend Erscheinungen, hebt doch den Blick forschend und sehnend zum Himmel auf, der sich in unermeßlichen Räumen über ihm wölbt, weil er es tief und klar in sich fühlt, daß er ein Bürger jenes geistigen Reiches sei, woran wir den Glauben nicht abzulehnen noch aufzugeben vermögen. In dieser Ahnung liegt das Geheimnis des ewigen Fortstrebens nach einem unbekannten Ziele; es ist gleichsam der Hebel unseres Forschens und Sinnens, das zarte Band zwischen Poesie und Wirklichkeit. Die Moral ist ein ewiger Friedensversuch zwischen unseren persönlichen Anforderungen und den Gesetzen jenes unsichtbaren Reiches; sie war gegen Ende des letzten Jahrhunderts schlaff und knechtisch geworden, als man sie dem schwankenden Kalkül einer bloßen Glückseligkeitstheorie unterwerfen wollte; Kant faßte sie zuerst in ihrer übersinnlichen Bedeutung auf, und wie überstreng er sie auch

in seinem kategorischen Imperativ ausprägen wollte, so hat er doch das unsterbliche Verdienst, uns von jener Weichlichkeit, in die wir versunken waren, zurückgebracht zu haben. Der Charakter der Roheit ist es, nur nach eigenen Gesetzen leben, in fremde Kreise willkürlich übergreifen zu wollen. Darum wird der Staatsverein geschlossen, solcher Roheit und Willkür abzuhelfen, und alles Recht und alle positiven Gesetze sind wiederum nur ein ewiger Versuch, die Selbsthilfe der Individuen gegeneinander abzuwehren.

Wenn man das Treiben und Tun der Menschen seit Jahrtausenden überblickt, so lassen sich einige allgemeine Formeln erkennen, die je und immer eine Zauberkraft ausgeübt haben, und diese Formeln, ewig wiederkehrend, ewig unter tausend bunten Verbrämungen dieselben, sind die geheimnisvolle Mitgabe einer höhern Macht ins Leben. Wohl übersetzt sich jeder diese Formeln in die ihm eigentümliche Sprache, paßt sie auf mannigfache Weise seinen beengten individuellen Zuständen an und mischt dadurch oft so viel Unlauteres darunter, daß sie kaum mehr in ihrer ursprünglichen Bedeutung zu erkennen sind. Aber diese letztere taucht doch immer unversehens wieder auf, bald in diesem, bald in jenem Volke, und der aufmerksame Forscher setzt sich aus solchen Formeln eine Art Alphabet des Volksgeistes zusammen."

37. Gesellschaft bei Goethe. 28. April 1819.

Goethe erzählte der Line von Egloffstein, wie er nur noch bei Bewährung seltener sittlicher oder ästhetischer Trefflichkeit weinen könne, nie mehr aus Mitleid oder aus eigner Not.

38. Bei Knebels. 24. August 1820.

„Die Frau [Christiane geb. Vulpius] ist sehr beneidet worden . . . und deshalb viel angefeindet und verleumdet." Sie [Frau v. Knebel] sagte mir nun, daß diese Frau einen vortrefflichen Charakter, das beste Herz gehabt habe, daß sie alle der Überzeugung wären, daß Goethe nach seiner

Eigentümlichkeit nie eine passendere Frau für sich hätte finden können, wie ihr ganzes Leben nur ihm geweiht gewesen sei, wie sie ihm gegenüber nie an sich selbst gedacht, sondern immer nur bemüht gewesen sei, es ihm angenehm und behaglich zu machen. „Dabei hatte sie", sagte Frau v. Knebel, „eine sehr heitere Laune, verstand es, ihn aufzumuntern und kannte ihn so genau, daß sie immer wußte, welchen Ton sie anschlagen mußte, um wohltuend auf ihn einzuwirken. Sie war keine sehr ausgebildete Frau", fügte sie hinzu, „aber sie hatte sehr vielen natürlichen, hellen Verstand. Goethe hat uns oft gesagt, daß, wenn er mit einer Sache in seinem Geiste beschäftigt wäre und die Ideen zu stark ihn drängten, er dann manchmal zu weit käme und sich selbst nicht mehr zurechtfinden könne, wie er dann zu ihr ginge, ihr einfach die Sache vorlege und oft erstaunen müßte, wie sie mit ihrem einfachen natürlichen Scharfblicke immer gleich das Wichtige herauszufinden wisse und er ihr in dieser Beziehung schon manches verdanke." Frau v. Knebel sagte mir auch, wie tief er ihren Tod empfunden hätte und wie er auch jetzt noch immer ihren Verlust nicht verschmerzen könne."

39. Mit v. Müller. 8. Juni 1821.

„Der Verfasser [Roth, Lebensabriß des Senators Merkel in Nürnberg] hatte nämlich, bei Erwähnung von Merkels heterodoxem Freunde Cnopf, geoffenbarte und natürliche Religion in schroffen Gegensatz gestellt, was Goethe zum allerhöchsten mißbilligte. „Hier sieht man den Schelm, der nicht ehrlich herausgeht mit der wahren Farbe", rief er aus; „das sind die verdammten Rednerkünste, die alles bemänteln, über alles hingleiten wollen, ohne das Rechte und Wahre herauszusprechen. Was hat denn der christlichen Religion den Sieg über alle andern verschafft, wodurch ist sie Herrin der Welt geworden und verdient es zu sein, als weil sie die Wahrheiten der natürlichen Religion in sich aufgenommen? Wo ist denn da der Gegensatz? Die Grenzen fließen ja ineinander."

40. Mit v. Müller und Riemer. 31. März 1823.

Einer der interessantesten, behaglichsten und gemütlichsten Abende unter vielen! Goethe war durchaus heiter, gemäßigt, mitteilend, lehrreich, ohne Pique, keine Ironie, nichts Leidenschaftliches oder Abstoßendes.

Riemer bemerkte, daß es ein großer Irrtum sei, das Wissen und den Charakter von einander zu trennen; eins sei erst durch das andere etwas, durch den Charakter trete jenes erst recht hervor; man könne allenfalls ohne Wissen, aber nicht ohne Charakter leben. „Ja wohl", versetzte Goethe, „der Charakter ersetzt nicht das Wissen, aber er suppliert es. Mir ist in allen Geschäften und Lebensverwickelungen das Absolute meines Charakters sehr zustatten gekommen; ich konnte Vierteljahre lang schweigen und dulden wie ein Hund, aber meinen Zweck immer festhalten; trat ich dann mit der Ausführung hervor, so drängte ich unbedingt mit aller Kraft zum Ziele, mochte fallen rechts oder links, was da wollte. Aber wie bin ich oft verlästert worden; bei meinen edelsten Handlungen am meisten. Doch das Geschrei der Leute kümmerte mich nichts. Die Kinder und ihr Benehmen gegen mich waren oft mein Barometer hinsichtlich der Gesinnungen der Eltern. Ich nahm alle Zustände der Personen, meine Kollegen z. B., durchaus real, als gegebene, einmal fixierte Naturwesen, die nicht anders handeln können, als sie handeln, und ordnete hiernach meine Verhältnisse zu ihnen. Dabei suchte ich ringsum mich selbst richtig zu sehen. In die Kriegskommission trat ich nur, um den Finanzen durch die Kriegskasse aufzuhelfen, weil da am ersten Ersparnisse zu machen waren.

Der Ilmenauer Bergbau würde sich wohl gehalten haben, wäre er nicht isoliert da gestanden; hätte er sich an ein Harzer oder Freiberger Bergwesen anschließen können.

Einen Parvenu wie mich konnte bloß die entschiedenste Uneigennützigkeit aufrecht erhalten. Ich hatte von vielen Seiten Anmahnungen zum Gegenteil; aber ich habe meinen schriftstellerischen Erwerb und zwei Drittel meines väter-

lichen Vermögens hier zugesetzt und erst mit 1200 Taler, dann mit 1800 Taler bis 1815 gedient."

41. Mit Eckermann. 29. Oktober 1823.

Diesen Abend zur Zeit des Lichtanzündens ging ich zu Goethe. Ich fand ihn sehr frischen, aufgeweckten Geistes, seine Augen funkelten im Widerschein des Lichts, sein ganzer Ausdruck war Heiterkeit, Kraft und Jugend.

Er fing sogleich von den Gedichten, die ich ihm gestern zugeschickt, zu reden an, indem er mit mir in seinem Zimmer auf- und abging.

„Ich begreife jetzt", begann er, „wie Sie in Jena gegen mich äußern konnten, Sie wollten ein Gedicht über die Jahreszeiten machen. Ich rate jetzt dazu; fangen Sie gleich mit dem Winter an. Sie scheinen für natürliche Gegenstände besondern Sinn und Blick zu haben.

„Nur zwei Worte will ich Ihnen über die Gedichte sagen. Sie stehen jetzt auf dem Punkt, wo Sie notwendig zum eigentlich Hohen und Schweren der Kunst durchbrechen müssen, zur Auffassung des Individuellen; Sie müssen mit Gewalt, damit Sie aus der Idee herauskommen; Sie haben das Talent und sind so weit vorgeschritten, jetzt müssen Sie. Sie sind dieser Tage in Tiefurt gewesen, das möchte ich Ihnen zunächst zu einer solchen Aufgabe machen. Sie können vielleicht noch drei- bis viermal hingehen und Tiefurt betrachten, ehe Sie ihm die charakteristische Seite abgewinnen und alle Motive beisammen haben; doch scheuen Sie die Mühe nicht, studieren Sie alles wohl und stellen Sie es dar; der Gegenstand verdient es. Ich selbst hätte es längst gemacht; allein ich kann es nicht, ich habe jene bedeutenden Zustände selbst mit durchlebt, ich bin zu sehr darin befangen, so daß die Einzelheiten sich mir in zu großer Fülle aufdrängen. Sie aber kommen als Fremder und lassen sich vom Kastellan das Vergangene erzählen und sehen nur das Gegenwärtige, Hervorstechende, Bedeutende."

Ich versprach, mich daran zu versuchen, obgleich ich nicht leugnen könne, daß es eine Aufgabe sei, die mir sehr fern stehe und die ich für sehr schwierig halte.

„Ich weiß wohl", sagte Goethe, „daß es schwer ist, aber die Auffassung und Darstellung des Besondern ist auch das eigentliche Leben der Kunst.

„Und dann, so lange man sich im allgemeinen hält, kann es uns jeder nachmachen; aber das Besondere macht uns niemand nach. Warum? Weil es die andern nicht erlebt haben.

„Auch braucht man nicht zu fürchten, daß das Besondere keinen Anklang finde. Jeder Charakter, so eigentümlich er sein möge, und jedes Darzustellende, vom Stein herauf bis zum Menschen, hat Allgemeinheit; denn alles wiederholt sich, und es gibt kein Ding in der Welt, das nur einmal da wäre.

„Auf dieser Stufe der individuellen Darstellung", fuhr Goethe fort, „beginnt dann zugleich dasjenige, was man Komposition nennt." ...

Goethe fuhr fort:

„Und dann setzen Sie unter jedes Gedicht immer das Datum, wann Sie es gemacht haben." Ich sah ihn fragend an, warum das so wichtig. „Es gilt dann", fügte er hinzu, „zugleich als Tagebuch Ihrer Zustände. Und das ist nichts Geringes. Ich habe es seit Jahren getan und sehe ein, was das heißen will."

42. Mit Eckermann u. a. 14. November 1823.

Gegen Abend sendete Goethe mir eine Einladung, ihn zu besuchen; Humboldt sei am Hofe, und ich würde ihm daher um so willkommener sein. Ich fand ihn noch wie vor einigen Tagen in seinem Lehnstuhl sitzend; er reichte mir freundlich die Hand, indem er mit himmlischer Sanftmut einige Worte sprach. Ein großer Ofenschirm stand ihm zur Seite und gab ihm zugleich Schatten vor den Lichtern, die weiterhin auf dem Tische standen. Auch der Herr Kanzler trat herein und gesellte sich zu uns. Wir setzten uns in Goethes Nähe und führten leichte Gespräche, damit er sich nur zuhörend verhalten könnte. Bald kam auch der Arzt, Hofrat Rehbein. Er fand Goethes Puls, wie er sich ausdrückte, ganz munter und leichtfertig, worüber

wir uns freuten und Goethe einige Scherze machte. „Wenn nur der Schmerz von der Seite des Herzens weg wäre!“ klagte er dann. Rehbein schlug vor, ihm ein Pflaster dahin zu legen; wir sprachen über die guten Wirkungen eines solchen Mittels, und Goethe ließ sich dazu geneigt finden. Rehbein brachte das Gespräch auf Marienbad, wodurch bei Goethe angenehme Erinnerungen erweckt zu werden schienen. Man machte Pläne, nächsten Sommer wieder hinzugehen und bemerkte, daß auch der Großherzog nicht fehlen würde, durch welche Aussichten Goethe in die heiterste Stimmung versetzt wurde. Auch sprach man über Madame Szymanowska und gedachte der Tage, wo sie hier war und die Männer sich um ihre Gunst bewarben.

Als Rehbein gegangen war, las der Kanzler die Indischen Gedichte. Goethe sprach derweilen mit mir über seine „Elegie von Marienbad“.

Um acht Uhr ging der Kanzler; ich wollte auch gehen, Goethe bat mich aber, noch ein wenig zu bleiben. Ich setzte mich wieder. Das Gespräch kam auf das Theater, und daß morgen der „Wallenstein“ würde gegeben werden. Dies gab Gelegenheit, über Schiller zu reden.

„Es geht mir mit Schiller eigen“, sagte ich; „einige Szenen seiner großen Theaterstücke lese ich mit wahrer Liebe und Bewunderung, dann aber komme ich auf Verstöße gegen die Wahrheit der Natur, und ich kann nicht weiter. Selbst mit dem ‚Wallenstein‘ geht es mir nicht anders. Ich kann nicht umhin, zu glauben, daß Schillers philosophische Richtung seiner Poesie geschadet hat; denn durch sie kam er dahin, die Idee höher zu halten als alle Natur, ja die Natur dadurch zu vernichten. Was er sich denken konnte, mußte geschehen, es mochte nun der Natur gemäß oder ihr zuwider sein.“

„Es ist betrübend“, sagte Goethe, „wenn man sieht, wie ein so außerordentlich begabter Mensch sich mit philosophischen Denkweisen herumquälte, die ihm nichts helfen konnten. Humboldt hat mir Briefe mitgebracht, die Schiller in der unseligen Zeit jener Spekulationen an ihn geschrieben. Man sieht daraus, wie er sich damals mit der

Intention plagte, die sentimentale Poesie von der naiven ganz frei zu machen. Aber nun konnte er für jene Dichtart keinen Boden finden, und dies brachte ihn in unsägliche Verwirrung. Und als ob", fügte Goethe lächelnd hinzu, „die sentimentale Poesie ohne einen naiven Grund, aus welchem sie gleichsam hervorwächst, nur irgend bestehen könnte!

„Es war nicht Schillers Sache", fuhr Goethe fort, „mit einer gewissen Bewußtlosigkeit und gleichsam instinktmäßig zu verfahren, vielmehr mußte er über jedes, was er tat, reflektieren; woher es auch kam, daß er über seine poetischen Vorsätze nicht unterlassen konnte sehr viel hin- und herzureden, so daß er alle seine spätern Stücke Szene für Szene mit mir durchgesprochen hat.

„Dagegen war es ganz gegen meine Natur, über das, was ich von poetischen Planen vorhatte, mit irgend jemand zu reden, selbst nicht mit Schiller. Ich trug alles still mit mir herum, und niemand erfuhr in der Regel etwas, als bis es vollendet war. Als ich Schillern meinen ‚Hermann und Dorothea' fertig vorlegte, war er verwundert, denn ich hatte ihm vorher mit keiner Silbe gesagt, daß ich dergleichen vorhatte.

„Aber ich bin neugierig, was Sie morgen zum ‚Wallenstein' sagen werden! Sie werden große Gestalten sehen, und das Stück wird auf Sie einen Eindruck machen, wie Sie es sich wahrscheinlich nicht vermuten."

43. Mit Eckermann. 4. Dezember 1823.

Diesen Morgen brachte mir Sekretär Kräuter eine Einladung bei Goethe zu Tische. Dabei gab er mir von Goethe den Wink, Zeltern doch ein Exemplar meiner „Beiträge zur Poesie" zu verehren. Ich tat so und brachte es ihm ins Wirtshaus. Zelter gab mir dagegen die „Gedichte" von Immermann. „Ich schenkte das Exemplar Ihnen gern", sagte er; „allein Sie sehen, der Verfasser hat es mir zugeschrieben, und so ist es mir ein wertes Andenken, das ich behalten muß."

Ich machte darauf mit Zelter vor Tische einen Spazier-

gang durch den Park nach Oberweimar. Bei manchen Stellen erinnerte er sich früherer Zeiten und erzählte mir dabei viel von Schiller, Wieland und Herder, mit denen er sehr befreundet gewesen, was er als einen hohen Gewinn seines Lebens schätzte . . .

Wind und Regen nötigten uns, früher zurückzugehen als wir gern wollten. Ich begleitete ihn bis vor Goethes Haus, wo er zu Frau von Goethe hinaufging, um mit ihr vor Tisch noch einiges zu singen.

Darauf um zwei Uhr kam ich zu Tische. Ich fand Zelter bereits bei Goethe sitzen und Kupferstiche italienischer Gegenden betrachten. Frau von Goethe trat herein, und wir gingen zu Tische. Fräulein Ulrike war heute abwesend, desgleichen der junge Goethe, welcher bloß hereinkam, um guten Tag zu sagen, und dann wieder an Hof ging.

Die Tischgespräche waren heute besonders mannigfaltig. Sehr viel originelle Anekdoten wurden erzählt, sowohl von Zelter als Goethe, welche alle dahin gingen, die Eigenschaften ihres gemeinschaftlichen Freundes Friedrich August Wolf zu Berlin ins Licht zu setzen. Dann ward über die Nibelungen viel gesprochen, dann über Lord Byron und seinen zu hoffenden Besuch in Weimar, woran Frau v. Goethe besonders teilnahm. Das Rochusfest zu Bingen war ferner ein sehr heiterer Gegenstand, wobei Zelter sich besonders zweier schöner Mädchen erinnerte, deren Liebenswürdigkeit sich ihm tief eingeprägt hatte und deren Andenken ihn noch heute zu beglücken schien. Das gesellige Lied „Kriegsglück" von Goethe ward darauf sehr heiter besprochen. Zelter war unerschöpflich in Anekdoten von blessierten Soldaten und schönen Frauen, welche alle dahingingen, um die Wahrheit des Gedichts zu beweisen. Goethe selber sagte, er habe nach solchen Realitäten nicht weit zu gehen brauchen, er habe alles in Weimar persönlich erlebt. Frau v. Goethe aber hielt immerwährend ein heiteres Widerspiel, indem sie nicht zugeben wollte, daß die Frauen nicht so wären, als das „garstige" Gedicht sie schildere."

Und so vergingen denn auch heute die Stunden bei Tische sehr angenehm. Als ich darauf später mit Goethe

allein war, fragte er mich über Zelter. „Nun", sagte er, „wie gefällt er Ihnen?" Ich sprach über das durchaus Wohltätige seiner Persönlichkeit. „Er kann", fügte Goethe hinzu, „bei der ersten Bekanntschaft etwas sehr derbe, ja mitunter sogar etwas roh erscheinen. Allein das ist nur äußerlich. Ich kenne kaum jemand, der zugleich so zart wäre wie Zelter. Und dabei muß man nicht vergessen, daß er über ein halbes Jahrhundert in Berlin zugebracht hat. Es lebt aber, wie ich an allem merke, dort ein so verwegener Menschenschlag beisammen, daß man mit der Delikatesse nicht weit reicht, sondern daß man Haare auf den Zähnen haben und mitunter etwas grob sein muß, um sich über Wasser zu halten."

44. Mit Eckermann. 4. Januar 1824.

Heute nach Tische ging Goethe mit mir das Portefeuille von Rafael durch. Er beschäftigt sich mit Rafael sehr oft, um sich immerfort im Verkehr mit dem Besten zu erhalten und sich immerfort zu üben, die Gedanken eines hohen Menschen nachzudenken. Dabei macht es ihm Freude, mich in ähnliche Dinge einzuführen.

Hernach sprachen wir über den ‚Divan', besonders über das ‚Buch des Unmuts', worin manches ausgeschüttet, was er gegen seine Feinde auf dem Herzen hatte.

„Ich habe mich übrigens sehr mäßig gehalten", fügte er hinzu; „wenn ich alles hätte aussprechen wollen, was mich wurmte und mir zu schaffen machte, so hätten die wenigen Seiten wohl zu einem ganzen Bande anwachsen können.

„Man war im Grunde nie mit mir zufrieden und wollte mich immer anders, als es Gott gefallen hatte, mich zu machen. Auch war man selten mit dem zufrieden, was ich hervorbrachte. Wenn ich mich Jahr und Tag mit ganzer Seele abgemüht hatte, der Welt mit einem neuen Werke etwas zu Liebe zu tun, so verlangte sie, daß ich mich noch obendrein bei ihr bedanken sollte, daß sie es nur erträglich fand. Lobte man mich, so sollte ich das nicht

in freudigem Selbstgefühl als einen schuldigen Tribut hinnehmen, sondern man erwartete von mir irgend eine ablehnende bescheidene Phrase, worin ich demütig den völligen Unwert meiner Person und meines Werkes an den Tag lege. Das aber widerstrebte meiner Natur, und ich hätte müssen ein elender Lump sein, wenn ich so hätte heucheln und lügen wollen. Da ich nun aber stark genug war, mich in ganzer Wahrheit so zu zeigen, wie ich fühlte, so galt ich für stolz und gelte noch so bis auf den heutigen Tag.

„In religiösen Dingen, in wissenschaftlichen und politischen, überall machte es mir zu schaffen, daß ich nicht heuchelte, und daß ich den Mut hatte, mich auszusprechen wie ich empfand.

„Ich glaubte an Gott und die Natur und an den Sieg des Edeln über das Schlechte; aber das war den frommen Seelen nicht genug, ich sollte auch glauben, daß drei eins sei und eins drei: das aber widerstrebte dem Wahrheitsgefühl meiner Seele; auch sah ich nicht ein, daß mir damit auch nur im mindesten wäre geholfen gewesen.

„Ferner bekam es mir schlecht, daß ich einsah, die Newtonsche Lehre vom Licht und der Farbe sei ein Irrtum, und daß ich den Mut hatte, dem allgemeinen Credo zu widersprechen. Ich erkannte das Licht in seiner Reinheit und Wahrheit, und ich hielt es meines Amtes, dafür zu streiten. Jene Partei aber trachtete in allem Ernst, das Licht zu verfinstern, denn sie behauptete: das Schattige sei ein Teil des Lichtes. Es klingt absurd, wenn ich es so ausspreche, aber doch ist es so. Denn man sagte: die Farben, welche doch ein Schattiges und Durchschattetes sind, seien das Licht selber, oder, was auf eins hinauskommt, sie seien des Lichtes bald so und bald so gebrochene Strahlen."

Goethe schwieg, während auf seinem bedeutenden Gesicht ein ironisches Lächeln verbreitet war. Er fuhr fort:

„Und nun gar in politischen Dingen! Was ich da für Not und was ich da zu leiden gehabt, mag ich gar nicht sagen. Kennen Sie meine ‚Aufgeregten'?" . . .

„Ich schrieb es zur Zeit der französischen Revolution", fuhr Goethe fort, „und man kann es gewissermaßen als mein politisches Glaubensbekenntnis jener Zeit ansehen. Als Repräsentanten des Adels hatte ich die Gräfin hingestellt und mit den Worten, die ich ihr in den Mund gelegt, ausgesprochen, wie der Adel eigentlich denken soll. Die Gräfin kommt soeben aus Paris zurück, sie ist dort Zeuge der revolutionären Vorgänge gewesen und hat daraus für sich selbst keine schlechte Lehre gezogen. Sie hat sich überzeugt, daß das Volk wohl zu drücken, aber nicht zu unterdrücken ist, und daß die revolutionären Aufstände der untern Klassen eine Folge der Ungerechtigkeit der Großen sind. Jede Handlung, die mir unbillig scheint, sagt sie, will ich künftig streng vermeiden, auch werde ich über solche Handlungen anderer in der Gesellschaft und bei Hofe meine Meinung laut sagen. Zu keiner Ungerechtigkeit will ich mehr schweigen und wenn ich auch unter dem Namen einer Demokratin verschrieen werden sollte!

„Ich dächte", fuhr Goethe fort, „diese Gesinnung wäre durchaus respektabel. Sie war damals die meinige und ist es noch jetzt. Zum Lohne dafür aber belegte man mich mit allerlei Titeln, die ich nicht wiederholen mag."

„Man braucht nur den ‚Egmont' zu lesen", versetzte ich, „um zu erfahren, wie Sie denken. Ich kenne kein deutsches Stück, wo der Freiheit des Volks mehr das Wort geredet würde als in diesem."

„Man beliebt einmal", erwiderte Goethe, „mich nicht so sehen zu wollen, wie ich bin, und wendet die Blicke von allem hinweg, was mich in meinem wahren Lichte zeigen könnte. Dagegen hat Schiller, der, unter uns, weit mehr ein Aristokrat war als ich, der aber weit mehr bedachte, was er sagte, als ich, das merkwürdige Glück, als besonderer Freund des Volks zu gelten. Ich gönne es ihm von Herzen und tröste mich damit, daß es andern vor mir nicht besser gegangen.

„Es ist wahr, ich konnte kein Freund der französischen Revolution sein, denn ihre Greuel standen mir zu nahe und empörten mich täglich und stündlich, während ihre

wohltätigen Folgen damals noch nicht zu ersehen waren. Auch konnte ich nicht gleichgiltig dabei sein, daß man in Deutschland künstlicherweise ähnliche Szenen herbeizuführen trachtete, die in Frankreich Folge einer großen Notwendigkeit waren.

„Ebensowenig aber war ich ein Freund herrischer Willkür. Auch war ich vollkommen überzeugt, daß irgend eine große Revolution nie Schuld des Volks ist, sondern der Regierung. Revolutionen sind ganz unmöglich, sobald die Regierungen fortwährend gerecht und fortwährend wach sind, so daß sie ihnen durch zeitgemäße Verbesserungen entgegenkommen und sich nicht so lange sträuben, bis das Notwendige von unten her erzwungen wird.

„Weil ich nun aber die Revolutionen haßte, so nannte man mich einen Freund des Bestehenden. Das ist aber ein sehr zweideutiger Titel, den ich mir verbitten möchte. Wenn das Bestehende alles vortrefflich, gut und gerecht wäre, so hätte ich garnichts dawider. Da aber neben vielem Guten zugleich viel Schlechtes, Ungerechtes und Unvollkommenes besteht, so heißt ein Freund des Bestehenden oft nicht viel weniger als ein Freund des Veralteten und Schlechten.

„Die Zeit aber ist in ewigem Fortschreiten begriffen, und die menschlichen Dinge haben alle fünfzig Jahre eine andere Gestalt, so daß eine Einrichtung, die im Jahre 1800 eine Vollkommenheit war, schon im Jahre 1850 vielleicht ein Gebrechen ist.

„Und wiederum ist für eine Nation nur das gut, was aus ihrem eigenen Kern und ihrem eigenen allgemeinen Bedürfnis hervorgegangen, ohne Nachäffung einer andern. Denn was dem einen Volk auf einer gewissen Altersstufe eine wohltätige Nahrung sein kann, erweist sich vielleicht für ein anderes als ein Gift. Alle Versuche, irgendeine ausländische Neuerung einzuführen, wozu das Bedürfnis nicht im tiefen Kern der eigenen Nation wurzelt, sind daher töricht und alle beabsichtigten Revolutionen solcher Art ohne Erfolg; denn sie sind ohne Gott, der sich von solchen Pfuschereien zurückhält. Ist aber ein

wirkliches Bedürfnis zu einer großen Reform in einem Volke vorhanden, so ist Gott mit ihm, und sie gelingt. Er war sichtbar mit Christus und seinen ersten Anhängern, denn die Erscheinung der neuen Lehre der Liebe war den Völkern ein Bedürfnis; er war ebenso sichtbar mit Luther, denn die Reinigung jener durch Pfaffenwesen verunstalteten Lehre war es nicht weniger. Beide genannten großen Kräfte aber waren nicht Freunde des Bestehenden; vielmehr waren beide lebhaft davon durchdrungen, daß der alte Sauerteig ausgekehrt werden müsse und daß es nicht ferner im Unwahren, Ungerechten und Mangelhaften so fortgehen und bleiben könne."

45. Mit Eckermann. 27. Januar 1824.

Goethe sprach mit mir über die Fortsetzung seiner Lebensgeschichte, mit deren Ausarbeitung er sich gegenwärtig beschäftigt . . .

„Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens schelten. Allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen fünfundsiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steins, der immer von neuem gehoben sein wollte. Meine Annalen werden es deutlich machen, was hiermit gesagt ist. Der Ansprüche an meine Tätigkeit, sowohl von außen als innen, waren zu viele.

„Mein eigentliches Glück war mein poetisches Sinnen und Schaffen. Allein wie sehr war dieses durch meine äußere Stellung gestört, beschränkt und gehindert! Hätte ich mich mehr vom öffentlichen und geschäftlichen Wirken und Treiben zurückhalten und mehr in der Einsamkeit leben können, ich wäre glücklicher gewesen und würde als Dichter weit mehr gemacht haben. So aber sollte sich bald nach meinem ‚Götz' und ‚Werther' an mir das Wort eines Weisen bewähren, welcher sagte: wenn man der Welt etwas zu Liebe getan habe, so wisse sie dafür zu sorgen, daß man es nicht zum zweitenmal tue.

„Ein weitverbreiteter Name, eine hohe Stellung im Leben sind gute Dinge. Allein mit all meinem Namen und Stande habe ich es nicht weiter gebracht, als daß ich, um nicht zu verletzen, zu der Meinung anderer schweige. Dieses würde nun in der Tat ein sehr schlechter Spaß sein, wenn ich dabei nicht den Vorteil hätte, daß ich erfahre, wie die andern denken, aber sie nicht, wie ich."

46. Mit Eckermann. 25. Februar 1824.

... „Das Vernünftigste ist immer, daß jeder sein Metier treibe, wozu er geboren ist und was er gelernt hat, und daß er den andern nicht hindere, das seinige zu tun. Der Schuster bleibe bei seinem Leisten, der Bauer hinter dem Pfluge, und der Fürst wisse zu regieren. Denn dies ist auch ein Metier, das gelernt sein will, und das sich niemand anmaßen soll, der es nicht versteht."

Goethe kam darauf wieder auf die französischen Zeitungen. „Die Liberalen", sagte er, „mögen reden, denn wenn sie vernünftig sind, hört man ihnen gern zu; allein den Royalisten, in deren Händen die ausübende Gewalt ist, steht das Reden schlecht, sie müssen handeln. Mögen sie Truppen marschieren lassen und köpfen und hängen, das ist recht; allein in öffentlichen Blättern Meinungen bekämpfen und ihre Maßregeln rechtfertigen, das will ihnen nicht kleiden. Gäbe es ein Publikum von Königen, da möchten sie reden.

„In dem, was ich selber zu tun und zu treiben hatte", fuhr Goethe fort, „habe ich mich immer als Royalist behauptet. Die andern habe ich schwatzen lassen, und ich habe getan, was ich für gut fand. Ich übersah meine Sache und wußte, wohin ich wollte. Hatte ich als einzelner einen Fehler begangen, so konnte ich ihn wieder gut machen; hätte ich ihn aber zu dreien und mehreren begangen, so wäre ein Gutmachen unmöglich gewesen, denn unter vielen ist zu vielerlei Meinung."

Darauf bei Tische war Goethe von der heitersten Laune. Er zeigte mir das Stammbuch der Frau von Spiegel, worein er sehr schöne Verse geschrieben. Es war ein Platz

für ihn zwei Jahre lang offen gelassen, und er war nun froh, daß es ihm gelungen, ein altes Versprechen endlich zu erfüllen. Nachdem ich das Gedicht an Frau von Spiegel gelesen, blätterte ich in dem Buche weiter, wobei ich auf manchen bedeutenden Namen stieß. Gleich auf der nächsten Seite stand ein Gedicht von Tiedge, ganz in der Gesinnung und dem Tone seiner „Urania" geschrieben. „In einer Anwandlung von Verwegenheit", sagte Goethe, „war ich im Begriff, einige Verse darunterzusetzen; es freut mich aber, daß ich es unterlassen, denn es ist nicht das erste Mal, daß ich durch rückhaltslose Äußerungen gute Menschen zurückgestoßen und die Wirkung meiner besten Sachen verdorben habe.

„Indessen", fuhr Goethe fort, „habe ich von Tiedges ‚Urania' nicht wenig auszustehen gehabt; denn es gab eine Zeit, wo nichts gesungen und nichts deklamiert wurde, als die ‚Urania'. Wo man hinkam, fand man die ‚Urania' auf allen Tischen; die ‚Urania' und die Unsterblichkeit war der Gegenstand jeder Unterhaltung. Ich möchte keineswegs das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben, ja ich möchte mit Lorenzo von Medici sagen, daß alle diejenigen auch für dieses Leben tot sind, die kein anderes hoffen; allein solche unbegreifliche Dinge liegen zu fern, um ein Gegenstand täglicher Betrachtung und gedankenzerstörender Spekulation zu sein. Und ferner: wer eine Fortdauer glaubt, der sei glücklich im stillen, aber er hat nicht Ursache, sich darauf etwas einzubilden. Bei Gelegenheit von Tiedges ‚Urania' indes machte ich die Bemerkung, daß, eben wie der Adel, so auch die Frommen eine gewisse Aristokratie bilden. Ich fand dumme Weiber, die stolz waren, weil sie mit Tiedge an Unsterblichkeit glaubten, und ich mußte es leiden, daß manche mich über diesen Punkt auf eine sehr dünkelhafte Weise examinierten. Ich ärgerte sie aber, indem ich sagte: es könne mir ganz recht sein, wenn nach Ablauf dieses Lebens uns ein abermaliges beglücke; allein ich wolle mir ausbitten, daß mir drüben niemand von denen begegne, die hier daran geglaubt hätten. Denn sonst würde meine Plage erst recht angehen! Die

Frommen würden um mich herumkommen und sagen: Haben wir nicht recht gehabt? Haben wir es nicht vorhergesagt? Ist es nicht eingetroffen? Und damit würde denn auch drüben der Langeweile kein Ende sein.

„Die Beschäftigung mit Unsterblichkeitsideen", fuhr Goethe fort, „ist für vornehme Stände und besonders für Frauenzimmer, die nichts zu tun haben. Ein tüchtiger Mensch aber, der schon hier etwas Ordentliches zu sein gedenkt und der daher täglich zu streben, zu kämpfen und zu wirken hat, läßt die künftige Welt auf sich beruhen und ist tätig und nützlich in dieser. Ferner sind Unsterblichkeitsgedanken für solche, die in Hinsicht auf Glück hier nicht zum besten weggekommen sind, und ich wollte wetten: wenn der gute Tiedge ein besseres Geschick hätte, so hätte er auch bessere Gedanken."

47. **Mit Eckermann.** 30. März 1824.

Abends bei Goethe. Ich war allein mit ihm. Wir sprachen vielerlei und tranken eine Flasche Wein dazu. Wir sprachen über das französische Theater. . . .

. . . Goethe sprach über einige neue Schauspiele von Platen.

„Man sieht", sagte er, an diesen Stücken die Einwirkung Calderons. Sie sind durchaus geistreich und in gewisser Hinsicht vollendet, allein es fehlt ihnen ein spezifisches Gewicht, eine gewisse Schwere des Gehalts. Sie sind nicht der Art, um im Gemüt des Lesers ein tiefes und nachwirkendes Interesse zu erregen, vielmehr berühren sie die Seiten unseres Innern nur leicht und vorübereilend. Sie gleichen dem Kork, der auf dem Wasser schwimmend keinen Eindruck macht, sondern von der Oberfläche sehr leicht getragen wird. Der Deutsche verlangt einen gewissen Ernst, eine gewisse Größe der Gesinnung, eine gewisse Fülle des Innern, weshalb denn auch Schiller von allen so hoch gehalten wird. Ich zweifle nun keineswegs an Platens sehr tüchtigem Charakter, allein das kommt, wahrscheinlich aus einer abweichenden Kunstansicht, hier nicht zur Erscheinung. Er entwickelt eine reiche Bildung, Geist, treffen-

den Witz und sehr viele künstlerische Vollendung, allein damit ist es, besonders bei uns Deutschen, nicht getan. . . .

48. Mit v. Müller und Riemer. 3. April 1824.

. . . Goethe dankte sehr für Mitteilungen Pariser Blätter, verbat sie sich aber doch, weil sie ihn zu sehr zerstreuten und gleichwohl nicht genug förderten. . . . Darauf kam er auf Geh. Rat Wolf zu sprechen. „Dieser Freund ist", äußerte er, „oft der unverträglichste, unleidlichste aller Sterblichen durch sein ewiges Regieren; deshalb bin ich so oft mit ihm zerfallen. Wenn er kommt, ist es, als wenn ein bissiger Hund, ein reißendes Ungetüm ins Haus träte. Ich kann wohl auch bestialisch sein und verstehe mich gar sehr darauf; aber es ist doch verdrießlich, die rauhe Seite herauskehren zu müssen. Oft hatte ich etwas von ihm gelernt; wenn ich es nach zwei Tagen wieder vorbrachte, behandelte er es wie die größte Absurdität. Einst war ich mit ihm im Bade zu Tennstedt, als mein Geburtstag herannahte, da betrog ich ihn um einen ganzen Tag im Kalender, und machte, daß er am 27. August abreiste; denn mir war Angst, er würde mir an meinem Geburtstage ableugnen, daß ich geboren sei." Bitter klagte Goethe über den gestörten häuslichen Frieden durch Ulrikens höchst bedenklichen Unfall. Doch wer nicht verzweifeln kann, muß nicht leben; nur feige sich ergeben, sei ihm das Verhaßteste. „Ich will nicht hoffen und fürchten, wie ein gemeiner Philister", setzte er hinzu; „daher ist das Geschwätz der Ärzte und ihr Trösten mir am allermeisten zuwider."

49. Mit Eckermann. 14. April 1824.

Um ein Uhr mit Goethe spazieren gefahren. Wir sprachen über den Stil verschiedener Schriftsteller.

„Den Deutschen", sagte Goethe, „ist im ganzen die philosophische Spekulation hinderlich, die in ihren Stil oft ein unsinnliches, unfaßliches, breites und aufdröselndes Wesen hineinbringt. Je näher sie sich gewissen philosophischen Schulen hingegeben, desto schlechter schreiben sie. Diejenigen Deutschen aber, die als Geschäfts- und Lebe-

menschen bloß aufs Praktische gehen, schreiben am besten. So ist Schillers Stil am prächtigsten und wirksamsten, sobald er nicht philosophiert, wie ich noch heute an seinen höchst bedeutenden Briefen gesehen, mit denen ich mich gerade beschäftige.

„Gleicherweise gibt es unter deutschen Frauenzimmern geniale Wesen, die einen ganz vortrefflichen Stil schreiben, so daß sie sogar manche unserer gepriesenen Schriftsteller darin übertreffen.

„Die Engländer schreiben in der Regel alle gut, als geborene Redner und als praktische, auf das Reale gerichtete Menschen.

„Die Franzosen verleugnen ihren allgemeinen Charakter auch in ihrem Stil nicht. Sie sind geselliger Natur und vergessen als solche nie das Publikum, zu dem sie reden; sie bemühen sich klar zu sein, um ihren Leser zu überzeugen, und anmutig, um ihm zu gefallen.

„Im ganzen ist der Stil eines Schriftstellers ein treuer Abdruck seines Innern: will jemand einen klaren Stil schreiben, so sei es ihm zuvor klar in seiner Seele; und will jemand einen großartigen Stil schreiben, so habe er einen großartigen Charakter."

Goethe sprach darauf über seine Gegner, und daß dieses Geschlecht nie aussterbe. „Ihre Zahl ist Legion", sagte er, „doch ist es nicht unmöglich, sie einigermaßen zu klassifizieren.

„Zuerst nenne ich meine Gegner aus Dummheit; es sind solche, die mich nicht verstanden und die mich tadelten, ohne mich zu kennen. Die ansehnliche Masse hat mir in meinem Leben viele Langeweile gemacht; doch es soll ihnen verziehen sein, denn sie wußten nicht, was sie taten.

„Eine zweite große Menge bilden sodann meine Neider. Diese Leute gönnen mir das Glück und die ehrenvolle Stellung nicht, die ich durch mein Talent mir erworben. Sie zerren an meinem Ruhm und hätten mich gern vernichtet. Wäre ich unglücklich und elend, so würden sie aufhören.

„Ferner kommt eine große Anzahl derer, die aus Mangel an eigenem Sukzeß meine Gegner geworden. Es sind begabte Talente darunter, allein sie können mir nicht verzeihen, daß ich sie verdunkele.

„Viertens nenne ich meine Gegner aus Gründen. Denn da ich ein Mensch bin und als solcher menschliche Fehler und Schwächen habe, so können auch meine Schriften davon nicht frei sein. Da es mir aber mit meiner Bildung Ernst war und ich an meiner Veredlung unablässig arbeitete, so war ich im beständigen Fortstreben begriffen, und es ereignete sich oft, daß sie mich wegen eines Fehlers tadelten, den ich längst abgelegt hatte. Diese Guten haben mich am wenigsten verletzt; sie schossen nach mir, wenn ich schon meilenweit von ihnen entfernt war. Überhaupt war ein abgemachtes Werk mir ziemlich gleichgiltig; ich befaßte mich nicht weiter damit und dachte sogleich an etwas Neues.

„Eine fernere große Masse zeigte sich als meine Gegner aus abweichender Denkungsweise und verschiedenen Ansichten. Man sagt von den Blättern eines Baumes, daß deren kaum zwei vollkommen gleich befunden werden: und so möchten sich auch unter tausend Menschen kaum zwei finden, die in ihrer Gesinnungs- und Denkungsweise vollkommen harmonieren. Setze ich dieses voraus, so sollte ich mich billig weniger darüber wundern, daß die Zahl meiner Widersacher so groß ist, als vielmehr darüber, daß ich noch so viele Freunde und Anhänger habe. Meine ganze Zeit wich von mir ab, denn sie war ganz in subjektiver Richtung begriffen, während ich in meinem objektiven Bestreben im Nachteile und völlig allein stand.

„Schiller hatte in dieser Hinsicht vor mir große Avantagen. Ein wohlmeinender General gab mir daher einst nicht undeutlich zu verstehen, ich möchte es doch machen wie Schiller. Darauf setzte ich ihm Schillers Verdienste erst recht auseinander, denn ich kannte sie doch besser als er. Ich ging auf meinem Wege ruhig fort, ohne mich um den Sukzeß weiter zu bekümmern, und von allen meinen Gegnern nahm ich so wenige Notiz als möglich."

Wir fuhren zurück und waren darauf bei Tische sehr

heiter. Frau von Goethe erzählte viel von Berlin, woher sie vor kurzem gekommen.

... Abends hatte ich bei Goethe einen musikalischen Kunstgenuß bedeutender Art, indem ich den ‚Messias' von Händel teilweise vortragen hörte, wozu einige treffliche Sänger sich unter Eberweins Leitung vereinigt hatten. Auch Gräfin Karoline von Egloffstein, Fräul. von Froriep, sowie Frau von Pogwisch und Frau von Goethe hatten sich den Sängerinnen angeschlossen und wirkten dadurch zur Erfüllung eines lange gehegten Wunsches von Goethe auf das freundlichste mit. Goethe, in einiger Ferne sitzend im Zuhören vertieft, verlebte einen glücklichen Abend, voll Bewunderung des großartigen Werks.

50. Mit Eckermann. 2. Mai 1824.

... Wir waren um das Gehölz, das Webicht, gefahren und bogen in der Nähe von Tiefurt in den Weg nach Weimar zurück, wo wir die untergehende Sonne im Anblick hatten. Goethe war eine Weile in Gedanken verloren, dann sprach er zu mir die Worte eines Alten: „Untergehend sogar ist's immer dieselbe Sonne."

„Wenn einer fünfundsiebzig Jahre alt ist", fuhr er darauf mit großer Heiterkeit fort, „kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denke. Mich läßt dieser Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur; es ist ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit, es ist der Sonne ähnlich, die bloß unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet."

Die Sonne war indes hinter dem Ettersberge hinabgegangen; wir spürten in dem Gehölz einige Abendkühle und fuhren desto rascher in Weimar hinein und an seinem Hause vor. Goethe bat mich, noch ein wenig mit hinaufzukommen, welches ich tat. Er war in äußerst guter, liebenswürdiger Stimmung. Er sprach darauf besonders viel über Farbenlehre, über seine verstockten Gegner, und

daß er das Bewußtsein habe, in dieser Wissenschaft etwas geleistet zu haben. . . .

51. Mit Soret. 3. Juni 1824.

Goethe: „Ein Hof ist eine Welt für sich. Was nicht zu ihm gehört, das läßt er beiseite. Die Etikette tritt an Stelle des Denkens."

52. Mit v. Müller und Riemer. 6. Juni 1824.

Einige Anekdoten brachten das Gespräch auf Humor. „Nur wer kein Gewissen oder keine Verantwortung hat", sagte er, „kann humoristisch sein. Musäus konnte es sein, der seine Schule schlecht genug versah und sich um nichts und um niemanden bekümmerte. Freilich, humoristische Augenblicke hat wohl jeder; aber es kommt darauf an, ob der Humor eine beharrliche Stimmung ist, die durchs ganze Leben geht." ‚Wahrscheinlich deswegen', sagte ich, ‚weil dem Humoristen mehr an seiner Stimmung als an dem Gegenstand gelegen ist, weil er jene unendlich höher als diese anschlägt.' „Ganz recht kommentiert", erwiderte er, „und sogar ganz in meinem Sinne: Wieland z. B. hatte Humor, weil er ein Skeptiker war, und den Skeptikern ist es mit nichts ein großer Ernst. Wieland hielt sich niemandem responsabel, nicht seiner Familie, nicht seinem Fürsten und handelte auch so. Wem es aber bitterer Ernst ist mit dem Leben, der kann kein Humorist sein. Wer untersteht sich denn Humor zu haben, wenn er die Unzahl von Verantwortlichkeiten gegen sich selbst und andere erwägt, die auf ihm lasten? wenn er mit Ernst gewisse bestimmte Zwecke erreichen will? Unter den großen Staatsmännern hat bloß der Herzog von Ossunna Humor gehabt, aber aus Menschenverachtung. Doch damit will ich den Humoristen keine Vorwürfe machen. Muß man denn gerade ein Gewissen haben? Wer fordert es denn?" Ich führte an, daß irgend ein Schriftsteller klar gesagt habe, der Humor sei nichts anderes als der Witz des Herzens. Goethe ergrimmte aufs heftigste über die Redensart: „Nichts anderes als. So", schrie er, „sagte einst Cicero: Die Freundschaft

ist nichts anderes als usw. O du Esel, du einfältiger Bursche, du heilloser Kerl, der nach Griechenland läuft, um Weisheit zu holen und nichts Klügeres als jene unsinnige Phrase herausbringt: Nichts anderes. Lauter Negationen, lauter Herabsetzung! Ich werde gleich wütend, wenn ich dergleichen höre."

53. Mit Soret. 18. Juli 1824.

Goethe: „Mir ist es immer ein befremdlicher Gedanke, daß das tätigste und mannigfaltigste Leben, wo soviel Neues an dem Auge vorübergeht, daß das Leben des Hofes sich schließlich so gestaltet hat, daß hier ein geistiger Fortschritt am schwierigsten geschieht."

54. Mit Eckermann. 24. November 1824.

Ich besuchte Goethe abends vor dem Theater und fand ihn sehr wohl und heiter. Er erkundigte sich nach den hier anwesenden jungen Engländern, und ich sagte ihm, daß ich die Absicht habe, mit Herrn Doolen eine deutsche Übersetzung des Plutarch zu lesen. Dies führte das Gespräch auf die römische und griechische Geschichte, und Goethe äußerte sich darüber folgendermaßen:

„Die römische Geschichte", sagte er, „ist für uns eigentlich nicht mehr an der Zeit. Wir sind zu human geworden, als daß uns die Triumphe des Cäsar nicht widerstehen sollten. So auch die griechische Geschichte bietet wenig Erfreuliches. Wo sich dieses Volk gegen äußere Feinde wendet, ist es zwar groß und glänzend, allein die Zerstückelung der Staaten und der ewige Krieg im Innern, wo der eine Grieche die Waffe gegen den andern kehrt, ist auch desto unerträglicher. Zudem ist die Geschichte unserer eigenen Tage durchaus groß und bedeutend; die Schlachten von Leipzig und Waterloo ragen so gewaltig hervor, daß jene von Marathon und ähnliche andere nachgerade verdunkelt werden. Auch sind unsere einzelnen Helden nicht zurückgeblieben: die französischen Marschälle und Blücher und Wellington sind denen des Altertums völlig an die Seite zu setzen." . . .

55. Mit Eckermann und Riemer. 18. Januar 1825.

... Goethe war in der besten Laune. Er ließ eine Flasche Wein kommen, wovon er Riemern und mir einschenkte; er selbst trank Marienbader Wasser. Der Abend schien bestimmt zu sein, mit Riemern das Manuskript seiner fortgesetzten Selbstbiographie durchzugehen, um vielleicht hinsichtlich des Ausdrucks hin und wieder noch einiges zu verbessern. „Eckermann bleibt wohl bei uns und hört mit zu", sagte Goethe, welches mir sehr lieb war zu vernehmen. Und so legte er denn Riemern das Manuskript vor, der mit dem Jahre 1795 zu lesen anfing.

Ich hatte schon im Laufe des Sommers die Freude gehabt, alle diese noch ungedruckten Lebensjahre bis auf die neueste Zeit herauf wiederholt zu lesen und zu betrachten. Aber jetzt in Goethes Gegenwart sie laut vorlesen zu hören, gewährte mir einen ganz neuen Genuß. — Riemer war auf den Ausdruck gerichtet, und ich hatte Gelegenheit, seine große Gewandtheit und seinen Reichtum an Worten und Wendungen zu bewundern. In Goethen aber war die geschilderte Lebensepoche rege, er schwelgte in Erinnerungen und ergänzte bei Erwähnung einzelner Personen und Vorfälle das Geschriebene durch detaillierte mündliche Erzählung. Es war ein köstlicher Abend! Der bedeutendsten mitlebenden Männer ward wiederholt gedacht; zu Schillern jedoch, der dieser Epoche von 1795 bis 1800 am engsten verflochten war, kehrte das Gespräch immer von neuem zurück. Das Theater war ein Gegenstand ihres gemeinsamen Wirkens gewesen; so auch fallen Goethes vorzüglichste Werke in jene Zeit: der ‚Wilhelm Meister' wird beendigt, ‚Hermann und Dorothea' gleich hinterher entworfen und geschrieben, ‚Cellini' übersetzt für die ‚Horen', die ‚Xenien' gemeinschaftlich gedichtet für ‚Schillers Musenalmanach'. An täglichen Berührungspunkten war kein Mangel. Dieses alles kam nun diesen Abend zur Sprache, und es fehlte Goethen nicht an Anlaß zu den interessantesten Äußerungen.

„„Hermann und Dorothea"', sagte er unter anderm, „ist fast das einzige meiner größern Gedichte, das mir noch Freude macht; ich kann es nie ohne innigen Anteil lesen.

Besonders lieb ist es mir in der lateinischen Übersetzung; es kommt mir da vornehmer vor, als wäre es, der Form nach, zu seinem Ursprunge zurückgekehrt." . . .

Der großen Kultur der mittleren Stände ward darauf gedacht, die sich seit den letzten fünfzig Jahren über Deutschland verbreitet, und Goethe schrieb die Verdienste hierum weniger Lessing zu als Herder und Wieland. „Lessing", sagte er, „war der höchste Verstand, und nur ein ebenso großer konnte von ihm wahrhaft lernen. Dem Halbvermögen war er gefährlich." . . .

„Wielanden", sagte Goethe, „verdankt das ganze obere Deutschland seinen Stil. Es hat viel von ihm gelernt, und die Fähigkeit, sich gehörig auszudrücken, ist nicht das geringste."

Bei Erwähnung der ‚Xenien' rühmte Goethe besonders die von Schiller, die er scharf und schlagend nannte, dagegen seine eigenen unschuldig und geringe. „Den ‚Tierkreis'", sagte er, „welcher von Schiller ist, lese ich stets mit Bewunderung. Die guten Wirkungen, die sie zu ihrer Zeit auf die deutsche Literatur ausübten, sind garnicht zu berechnen." Viele Personen wurden bei dieser Gelegenheit genannt, gegen welche die ‚Xenien' gerichtet waren; ihre Namen sind jedoch meinem Gedächtnis entgangen.

Nachdem nun so, von diesen und hundert andern interessanten Äußerungen und Einflechtungen Goethes unterbrochen, das gedachte Manuskript bis zu Ende des Jahres 1800 vorgelesen und besprochen war, legte Goethe die Papiere an die Seite und ließ an einem Ende des großen Tisches, an dem wir saßen, decken und ein kleines Abendessen bringen. Wir ließen es uns wohl sein; Goethe selbst rührte aber keinen Bissen an, wie ich ihn denn nie abends habe essen sehen. Er saß bei uns, schenkte uns ein, putzte die Lichter und erquickte uns überdies geistig mit den herrlichsten Worten. Das Andenken Schillers war in ihm so lebendig, daß die Gespräche dieser letzten Hälfte des Abends nur ihm gewidmet waren.

Riemer erinnerte an Schillers Persönlichkeit. „Der

Bau seiner Glieder, sein Gang auf der Straße, jede seiner Bewegungen", sagte er, „war stolz, nur die Augen waren sanft." — „Ja", sagte Goethe, „alles übrige an ihm war stolz und großartig, aber seine Augen waren sanft. Und wie sein Körper war sein Talent. Er griff in einen großen Gegenstand kühn hinein und betrachtete und wendete ihn hin und her, und sah ihn so an und so, und handhabte ihn so und so. Er sah seinen Gegenstand gleichsam nur von außen an, eine stille Entwickelung aus dem Innern war nicht seine Sache. Sein Talent war mehr desultorisch. Deshalb war er auch nie entschieden und konnte nie fertig werden. Er wechselte oft noch eine Rolle kurz vor der Probe. —

„Und wie er überall kühn zu Werke ging, so war er auch nicht für vieles Motivieren. Ich weiß, was ich mit ihm beim ‚Tell' für Not hatte, wo er geradezu den Geßler einen Apfel vom Baum brechen und vom Kopf des Knaben schießen lassen wollte. Dies war nun ganz gegen meine Natur, und ich überredete ihn, diese Grausamkeit doch wenigstens dadurch zu motivieren, daß er Tells Knaben mit der Geschicklichkeit seines Vaters gegen den Landvogt großtun lasse, indem er sagt, daß er wohl auf hundert Schritte einen Apfel vom Baume schieße. Schiller wollte anfänglich nicht daran, aber er gab doch endlich meinen Vorstellungen und Bitten nach und machte es so, wie ich ihm geraten. . . .

„Schillers Talent war recht fürs Theater geschaffen. Mit jedem Stücke schritt er vor und ward er vollendeter; doch war es wunderlich, daß ihm noch von den ‚Räubern' her ein gewisser Sinn für das Grausame anklebte, der selbst in seiner schönsten Zeit ihn nie ganz verlassen wollte. So erinnere ich mich noch recht wohl, daß er im ‚Egmont' in der Gefängnisszene, wo diesem das Urteil vorgelesen wird, den Alba in einer Maske und in einen Mantel gehüllt im Hintergrunde erscheinen ließ, um sich an dem Effekt zu weiden, den das Todesurteil auf Egmont haben würde. Hierdurch sollte sich der Alba als unersättlich in Rache und Schadenfreude darstellen. Ich protestierte jedoch,

und die Figur blieb weg. Er war ein wunderlicher großer Mensch.

„Alle acht Tage war er ein anderer und ein vollendeterer; jedesmal wenn ich ihn wiedersah, erschien er mir vorgeschritten in Belesenheit, Gelehrsamkeit und Urteil. Seine Briefe sind das schönste Andenken, das ich von ihm besitze, und sie gehören mit zu dem Vortrefflichsten, was er geschrieben. Seinen letzten Brief bewahre ich als ein Heiligtum unter meinen Schätzen." Goethe stand auf und holte ihn. „Da sehen und lesen Sie", sagte er, indem er mir ihn zureichte.

Der Brief war schön und mit kühner Hand geschrieben. Er enthielt ein Urteil über Goethes Anmerkungen zu ‚Rameaus Neffen', welche die französische Literatur jener Zeit darstellen, und die er Schillern im Manuskript zur Ansicht mitgeteilt hatte. Ich las den Brief Riemern vor. „Sie sehen", sagte Goethe, „wie sein Urteil treffend und beisammen ist und wie die Handschrift durchaus keine Spur irgend einer Schwäche verrät. Er war ein prächtiger Mensch, und bei völligen Kräften ist er von uns gegangen. Dieser Brief ist vom 24. April 1805 — Schiller starb am 9. Mai."

Wir betrachteten den Brief wechselsweise und freuten uns des klaren Ausdrucks wie der schönen Handschrift, und Goethe widmete seinem Freunde noch manches Wort eines liebevollen Andenkens, bis es spät gegen elf Uhr geworden war und wir gingen.

56. Mit Eckermann. 24. Februar 1825.

. . . „Lord Byron ist zu betrachten: als Mensch, als Engländer und als großes Talent. Seine guten Eigenschaften sind vorzüglich vom Menschen herzuleiten; seine schlimmen, daß er ein Engländer und ein Peer von England war; und sein Talent ist inkommensurabel.

„Alle Engländer sind als solche ohne eigentliche Reflexion; die Zerstreuung und der Parteigeist lassen sie zu keiner ruhigen Ausbildung kommen. Aber sie sind groß als praktische Menschen.

„So konnte Lord Byron nie zum Nachdenken über sich selbst gelangen; deswegen auch seine Reflexionen überhaupt ihm nicht gelingen wollen, wie sein Symbolum: Viel Geld und keine Obrigkeit! beweist, weil durchaus vieles Geld die Obrigkeit paralysiert.

„Aber alles, was er produzieren mag, gelingt ihm, und man kann wirklich sagen, daß sich bei ihm die Inspiration an die Stelle der Reflexion setzt. Er mußte immer dichten; und da war denn alles, was vom Menschen, besonders vom Herzen ausging, vortrefflich. Zu seinen Sachen kam er wie die Weiber zu schönen Kindern; sie denken nicht daran und wissen nicht wie.

„Er ist ein großes Talent, ein geborenes, und die eigentlich poetische Kraft ist mir bei niemand größer vorgekommen als bei ihm. In Auffassung des Äußern und klarem Durchblick vergangener Zustände ist er ebenso groß als Shakespeare. Aber Shakespeare ist als reines Individuum überwiegend. Dieses fühlte Byron sehr wohl, deshalb spricht er vom Shakespeare nicht viel, obgleich er ganze Stellen von ihm auswendig weiß. Er hätte ihn gern verleugnet, denn Shakespeares Heiterkeit ist ihm im Wege; er fühlt, daß er nicht dagegen aufkann. Pope verleugnet er nicht, weil er ihn nicht zu fürchten hatte. Er nennt und achtet ihn vielmehr, wo er kann, denn er weiß sehr wohl, daß Pope nur eine Wand gegen ihn ist."

Goethe schien über Byron unerschöpflich, und ich konnte nicht satt werden, ihm zuzuhören. Nach einigen kleinen Zwischengesprächen fuhr er fort:

„Der hohe Stand als englischer Peer war Byron sehr nachteilig; denn jedes Talent ist durch die Außenwelt geniert, geschweige eins bei so hoher Geburt und so großem Vermögen. Ein gewisser mittler Zustand ist dem Talent bei weitem zuträglicher; weshalb wir denn auch alle große Künstler und Poeten in den mittleren Ständen finden. Byrons Hang zum Unbegrenzten hätte ihm bei einer geringern Geburt und niederm Vermögen bei weitem nicht so gefährlich werden können. So aber stand es in seiner Macht, jede Anwandlung in Ausführung zu bringen, und

das verstrickte ihn in unzählige Händel. Und wie sollte ferner dem, der selbst aus so hohem Stande war, irgend ein Stand imponieren und Rücksicht einflößen? Er sprach aus, was sich in ihm regte, und das brachte ihn mit der Welt in einen unauflöslichen Konflikt.

. . . „Er lebte eigentlich immer im Naturzustande, und bei seiner Art zu sein mußte ihm täglich das Bedürfnis der Notwehr vorschweben. Deswegen sein ewiges Pistolenschießen. Er mußte jeden Augenblick erwarten, herausgefordert zu werden.

„Er konnte nicht allein leben. Deswegen war er trotz aller seiner Wunderlichkeiten gegen seine Gesellschaft höchst nachsichtig. Er las das herrliche Gedicht über den Tod des Generals Moore einen Abend vor, und seine edeln Freunde wissen nicht, was sie daraus machen sollen. Das rührt ihn nicht, und er steckt es wieder ein. Als Poet beweist er sich wirklich wie ein Lamm. Ein anderer hätte sie dem Teufel übergeben!"

57. Mit Eckermann. 27. April 1825.

Gegen Abend bei Goethe, der mich zu einer Spazierfahrt in den untern Garten hatte einladen lassen. „Ehe wir fahren", sagte er, „will ich Ihnen doch einen Brief von Zelter geben, den ich gestern erhalten und worin er auch unsere Theaterangelegenheit berührt."

„Daß Du der Mann nicht bist", schreibt Zelter unter anderm, „dem Volk in Weimar ein Theater zu bauen, hätte ich Dir schon eher angesehen. Wer sich grün macht, den fressen die Ziegen. Das möchten nur auch andere Hoheiten bedenken, die den Wein in der Gohre pfropfen wollen. Freunde, wir haben's erlebt, ja erleben es."

Goethe sah mich an, und wir lachten. „Zelter ist brav und tüchtig", sagte er, „aber er kommt mitunter in den Fall, mich nicht ganz zu verstehen und meinen Worten eine falsche Auslegung zu geben.

„Ich habe dem Volk und dessen Bildung mein ganzes Leben gewidmet, warum sollte ich ihm nicht auch ein Theater bauen! Allein hier in Weimar, in dieser kleinen

An der Klause im Parke zu Weimar.

Nach einem Gemälde von G. M. Kraus.

Residenz, die, wie man scherzhafterweise sagt, zehntausend Poeten und einige Einwohner hat, wie kann da viel vom Volk die Rede sein — und nun gar von einem Volkstheater! Weimar wird ohne Zweifel einmal eine recht große Stadt werden, allein wir können immer noch einige Jahrhunderte warten, bis das weimarische Volk eine hinlängliche Masse bildet, um ein Theater bauen und erhalten zu können."

Es war indessen angespannt, und wir fuhren in den untern Garten. Der Abend war still und milde, fast etwas schwül, und es zeigten sich große Wolken, die sich gewitterhaft zu Massen zusammenzogen. Wir gingen in dem trockenen Sandwege auf und ab, Goethe still neben mir, scheinbar von allerlei Gedanken bewegt. Ich horchte indes auf die Töne der Amsel und Drossel, die auf den Spitzen der noch unbelaubten Eschen jenseit der Ilm dem sich bildenden Gewitter entgegensangen.

Goethe ließ seine Blicke umherschweifen, bald an den Wolken, bald über das Grün hin, das überall an den Seiten des Weges und auf der Wiese wie an Büschen und Hecken mächtig hervorquoll. „Ein warmer Gewitterregen, wie der Abend es verspricht", sagte er, „und der Frühling wird in der ganzen Pracht und Fülle abermals wieder da sein."

Indessen ward das Gewölk drohender, man hörte ein dumpfes Donnern, auch einige Tropfen fielen, und Goethe fand es geraten, wieder in die Stadt zurückzufahren. „Wenn Sie nichts vorhaben", sagte er, als wir an seiner Wohnung abstiegen, „so gehen Sie wohl mit hinauf und bleiben noch ein Stündchen bei mir." Welches denn mit großer Freude von mir geschah.

Zelters Brief lag noch auf dem Tische. „Es ist wunderlich, gar wunderlich", sagte Goethe, „wie leicht man zu der öffentlichen Meinung in eine falsche Stellung gerät! Ich wüßte nicht, daß ich je etwas gegen das Volk gesündigt, aber ich soll nun ein für allemal kein Freund des Volkes sein. Freilich bin ich kein Freund des revolutionären Pöbels, der auf Raub, Mord und Brand ausgeht und

hinter dem falschen Schilde des öffentlichen Wohles nur die gemeinsten egoistischen Zwecke im Auge hat. Ich bin kein Freund solcher Leute, ebensowenig als ich ein Freund eines Ludwig des Fünfzehnten bin. Ich hasse jeden gewaltsamen Umsturz, weil dabei ebenso viel Gutes vernichtet als gewonnen wird. Ich hasse die, welche ihn ausführen wie die, welche dazu Ursache geben. Aber bin ich darum kein Freund des Volkes? Denkt denn jeder rechtlich gesinnte Mann etwa anders?

„Sie wissen, wie sehr ich mich über jede Verbesserung freue, welche die Zukunft uns etwa in Aussicht stellt. Aber, wie gesagt, jedes Gewaltsame, Sprunghafte ist mir in der Seele zuwider, denn es ist nicht naturgemäß.

„Ich bin ein Freund der Pflanze, ich liebe die Rose als das Vollkommenste, was unsere deutsche Natur als Blume gewähren kann; aber ich bin nicht Tor genug, um zu verlangen, daß mein Garten sie mir schon jetzt, Ende April, gewähren soll. Ich bin zufrieden, wenn ich jetzt die ersten grünen Blätter finde, zufrieden, wenn ich sehe, wie ein Blatt nach dem andern den Stengel von Woche zu Woche weiter bildet; ich freue mich, wenn ich im Mai die Knospe sehe, und bin glücklich, wenn endlich der Juni mir die Rose selbst in aller Pracht und in allem Duft entgegenreicht. Kann aber jemand die Zeit nicht erwarten, der wende sich an die Treibhäuser.

„Nun heißt es wieder, ich sei ein Fürstendiener, ich sei ein Fürstenknecht. Als ob damit etwas gesagt wäre! Diene ich denn etwa einem Tyrannen? einem Despoten? Diene ich denn etwa einem solchen, der auf Kosten des Volkes nur seinen eigenen Lüsten lebt? Solche Fürsten und solche Zeiten liegen gottlob längst hinter uns. Ich bin dem Großherzog seit einem halben Jahrhundert auf das innigste verbunden und habe ein halbes Jahrhundert mit ihm gestrebt und gearbeitet; aber lügen müßte ich, wenn ich sagen wollte, ich wüßte einen einzigen Tag, wo der Großherzog nicht daran gedacht hatte, etwas zu tun und auszuführen, das dem Lande zum Wohle gereichte und das geeignet wäre, den Zustand des einzelnen zu verbessern. Für sich

persönlich was hatte er denn von seinem Fürstenstande als Last und Mühe! Ist seine Wohnung, seine Kleidung und seine Tafel etwa besser bestellt als die eines wohlhabenden Privatmannes? Man gehe nur in unsere Seestädte und man wird Küche und Keller eines angesehenen Kaufmanns besser bestellt finden als die seinigen.

„Wir werden", fuhr Goethe fort, „diesen Herbst den Tag feiern, an welchem der Großherzog seit fünfzig Jahren regiert und geherrscht hat. Allein, wenn ich es recht bedenke, dieses sein Herrschen was war es weiter als ein beständiges Dienen! Was war es als ein Dienen in Erreichung großer Zwecke, ein Dienen zum Wohl seines Volkes! Soll ich denn also mit Gewalt ein Fürstenknecht sein, so ist es wenigstens mein Trost, daß ich doch nur der Knecht eines solchen bin, der selber ein Knecht des allgemeinen Besten ist."

58. Mit Eckermann. 5. Juni 1825.

Goethe erzählte mir, daß Preller bei ihm gewesen und Abschied genommen, um auf einige Jahre nach Italien zu gehen.

„Als Reisesegen", sagte Goethe, „habe ich ihm geraten, sich nicht verwirren zu lassen, sich besonders an Poussin und Claude Lorrain zu halten und vor allem die Werke dieser beiden Großen zu studieren, damit ihm deutlich werde, wie sie die Natur angesehen und zum Ausdruck ihrer künstlerischen Anschauungen und Empfindungen gebraucht haben.

„Preller ist ein bedeutendes Talent, und mir ist für ihn nicht bange. Er erscheint mir übrigens von sehr ernstem Charakter, und ich bin fast gewiß, daß er sich eher zu Poussin als zu Claude Lorrain neigen wird. Doch habe ich ihm den letztern zu besonderm Studium empfohlen, und zwar nicht ohne Grund. Denn es ist mit der Ausbildung des Künstlers wie mit der Ausbildung jedes andern Talents. Unsere Stärken bilden sich gewissermaßen von selber, aber diejenigen Keime und Anlagen unserer Natur, die nicht unsere tägliche Richtung und nicht so mächtig sind, wollen

eine besondere Pflege, damit sie gleichfalls zu Stärken werden.

„So können einem jungen Sänger, wie ich schon oft gesagt, gewisse Töne angeboren sein, die ganz vortrefflich sind und die nichts weiter zu wünschen übrig lassen; andere Töne seiner Stimme aber können weniger stark, rein und voll befunden werden. Aber eben diese muß er durch besondere Übung dahin zu bringen suchen, daß sie den andern gleich werden.

„Ich bin gewiß, daß Prellern einst das Ernste, Großartige, vielleicht auch das Wilde ganz vortrefflich gelingen wird. Ob er aber im Heitern, Anmutigen und Lieblichen gleich glücklich sein werde, ist eine andere Frage, und deshalb habe ich ihm den Claude Lorrain ganz besonders ans Herz gelegt, damit er sich durch Studium dasjenige aneigne, was vielleicht nicht in der eigentlichen Richtung seines Naturells liegt.

„Sodann war noch eins, worauf ich ihn aufmerksam gemacht. Ich habe bisher viele Studien nach der Natur von ihm gesehen. Sie waren vortrefflich und mit Energie und Leben aufgefaßt; aber es waren alles nur Einzelheiten, womit später bei eigenen Erfindungen wenig zu machen ist. Ich habe ihm nun geraten, künftig in der Natur nie einen einzelnen Gegenstand allein herauszuzeichnen, wie einen einzelnen Baum, einen einzelnen Steinhaufen, eine einzelne Hütte, sondern immer zugleich einigen Hintergrund und einige Umgebung mit.

„Und zwar aus folgenden Ursachen: Wir sehen in der Natur nie etwas als Einzelheit, sondern wir sehen alles in Verbindung mit etwas anderm, das vor ihm, neben ihm, hinter ihm, unter ihm und über ihm sich befindet. Auch fällt uns wohl ein einzelner Gegenstand als besonders malerisch auf; es ist aber nicht der Gegenstand allein, der diese Wirkung hervorbringt, sondern es ist die Verbindung, in der wir ihn sehen, mit dem, was neben, hinter und über ihm ist und welches alles zu jener Wirkung beiträgt.

„So kann ich bei einem Spaziergange auf eine Eiche stoßen, deren malerischer Effekt mich überrascht. Zeichne

ich sie aber allein heraus, so wird sie vielleicht garnicht mehr erscheinen, was sie war, weil dasjenige fehlt, was zu ihrem malerischen Effekt in der Natur beitrug und ihn steigerte. So kann ferner ein Stück Wald schön sein, weil gerade dieser Himmel, dieses Licht und dieser Stand der Sonne einwirkt. Lasse ich aber in meiner Zeichnung dieses alles hinweg, so wird sie vielleicht ohne alle Kraft als etwas Gleichgiltiges dastehen, dem der eigentliche Zauber fehlt.

„Und dann noch dieses. Es ist in der Natur nichts schön, was nicht naturgesetzlich als wahr motiviert wäre. Damit aber jene Naturwahrheit auch im Bilde wahr erscheine, so muß sie durch Hinstellung der einwirkenden Dinge begründet werden.

„Ich treffe an einem Bache wohlgeformte Steine, deren der Luft ausgesetzte Stellen mit grünem Moos malerisch überzogen sind. Es ist aber nicht die Feuchtigkeit des Wassers allein, was diese Moosbildung verursachte, sondern es ist etwa ein nördlicher Abhang oder schattende Bäume und Gebüsch, was an dieser Stelle des Baches auf jene Bildung einwirkte. Lasse ich aber diese einwirkenden Ursachen in meinem Bilde hinweg, so wird es ohne Wahrheit sein und ohne die eigentliche überzeugende Kraft.

„So hat der Stand eines Baumes, die Art des Bodens unter ihm, andere Bäume hinter und neben ihm, einen großen Einfluß auf seine Bildung. Eine Eiche, die auf der windigen westlichen Spitze eines felsigen Hügels steht, wird eine ganz andere Form erlangen als eine andere, die unten im weichen Boden eines geschützten Tales grünt. Beide können in ihrer Art schön sein, aber sie werden einen sehr verschiedenen Charakter haben und können daher in einer künstlerisch erfundenen Landschaft wiederum nur für einen solchen Stand gebraucht werden, wie sie ihn in der Natur hatten. Und deshalb ist dem Künstler die mitgezeichnete Umgebung, wodurch der jedesmalige Stand ausgedrückt worden, von großer Bedeutung.

„Wiederum aber würde es töricht sein, allerlei prosaische Zufälligkeiten mitzeichnen zu wollen, die so wenig

auf die Form und Bildung des Hauptgegenstandes als auf dessen augenblickliche malerische Erscheinung Einfluß hatten.

Von allen diesen kleinen Andeutungen habe ich Prellern die Hauptsachen mitgeteilt, und ich bin gewiß, daß es bei ihm als einem geborenen Talent Wurzel schlagen und gedeihen werde."

59. Mit Großherzog Karl August. 3. Septbr. 1825.

Das Zusammentreffen des Großherzogs an seinem Jubiläumstage mit Goethe war der Moment, der den Gefeierten sichtbar am meisten erschütterte. Mit beiden Händen hatte der Großherzog Goethes Hände ergriffen, der vor Rührung nicht zu Worte kommen konnte und endlich nur sagte: „Bis zum letzten Hauch beisammen!" Der Großherzog zeigte bald wieder Fassung, und ich hörte: „„„O, achtzehn Jahre und Ilmenau!"" Es folgten Erinnerungen an jene Vergangenheit, und in höchster Lebendigkeit schloß der Großherzog seine erste Rede mit der Wendung: „„„Gedenken wir aber dankbar besonders daran, daß uns auch heut' noch erfüllt ist, was uns einst in Tiefurt vorgesungen wurde:

Nur Luft und Licht
Und Freundeslieb'!
Ermüde nicht,
Wem dies noch blieb.""

„Dies Dreifache gab mir, was ich gegeben", antwortete Goethe, den die innerste Bewegung noch nicht verlassen hatte, als ihn der Großherzog umarmte und dann zu einem Fenster hinzog, wo beide leise sprachen, so daß nur die letzten Worte des Großherzogs zu vernehmen waren: „„„Ich werd' es ja noch erleben."" Wie man später erfuhr, so bezogen sich diese Worte auf die Jubelfeier der Ankunft Goethes in Weimar, über welche der Großherzog an diesem Tage eine Bestimmung traf."

60. Mit Eckermann. 15. Oktober 1825.

... „Was wissen wir denn, und wie weit reichen wir denn mit all unserm Witze!

Das Goethehaus in Weimar im Festschmuck.

„Der Mensch ist nicht geboren, die Probleme der Welt zu lösen, wohl aber zu suchen, wo das Problem angeht, und sich sodann in der Grenze des Begreiflichen zu halten.

„Die Handlungen des Universums zu messen, reichen seine Fähigkeiten nicht hin, und in das Weltall Vernunft bringen zu wollen, ist bei seinem kleinen Standpunkte ein sehr vergebliches Bestreben. Die Vernunft des Menschen und die Vernunft der Gottheit sind zwei sehr verschiedene Dinge.

„Sobald wir dem Menschen die Freiheit zugestehen, ist es um die Allwissenheit Gottes getan; denn sobald die Gottheit weiß, was ich tun werde, bin ich gezwungen, zu handeln, wie sie es weiß.

„Dieses führe ich nur an als ein Zeichen, wie wenig wir wissen, und daß an göttlichen Geheimnissen nicht gut zu rühren ist.

„Auch sollen wir höhere Maximen nur aussprechen, insofern sie der Welt zugute kommen; andere sollen wir bei uns behalten, aber sie mögen und werden auf das, was wir tun, wie der milde Schein einer verborgenen Sonne ihren Glanz breiten."

61. Mit Falk. Vor 1826.

Treu der Natur hingegeben, wie Goethe war, liebte er es auch, mit geheimnisvollen Einleitungen und Andeutungen über ihr Wirken und ihre Produkte zu sprechen. So führte er mich einst zu seiner Naturaliensammlung und sagte sodann, indem er mir ein Stück Granit in die Hände gab, das sich durch höchst seltsame Übergänge auszeichnete:

„Da, nehmen Sie den alten Stein zum Andenken von mir! Wenn ich je ein älteres Gesetz in der Natur auffinde, als das ist, welches sich in diesem Produkte darlegt, so will ich Ihnen auch ein Exemplar davon verehren und dieses hier zurücknehmen. Bis jetzt kenne ich keins, bezweifle auch sehr, daß mir je etwas Ähnliches, geschweige denn Besseres von dieser Art zu Gesichte kommen wird. Betrachten Sie mir ja fleißig diese Übergänge, worauf am Ende alles in der Natur ankommt. Etwas, wie Sie sehen,

ist da, was einander aufsucht, durchdringt und, wenn es eins ist, wieder einem Dritten die Entstehung gibt. Glauben Sie nur: hier ist ein Stück von der ältesten Urkunde des Menschengeschlechtes. Den Zusammenhang aber müssen Sie selbst entdecken. Wer es nicht findet, dem hilft es auch nichts, wenn man es ihm sagt. Unsere Naturforscher lieben ein wenig das Ausführliche. Sie zählen uns den ganzen Bestand der Welt in lauter besondern Teilen zu und haben glücklich für jeden besondern Teil auch einen besondern Namen. Das ist Tonerde! Das ist Kieselerde! Das ist dies und das ist das! Was bin ich nun aber dadurch gebessert, wenn ich auch alle diese Benennungen innehabe? Mir fällt immer, wenn ich dergleichen höre, die alte Lesart aus Faust ein:

Encheiresin naturae nennt's die Chemie;
Bohrt sich selber Esel und weiß nicht wie!

Was helfen mir denn die Teile? was ihre Namen? Wissen will ich, was jeden einzelnen Teil im Universum so hoch begeistigt, daß er den andern aufsucht, ihm entweder dient oder ihn beherrscht, je nachdem das allen ein- und aufgeborene Vernunftgesetz in einem höhern oder geringern Grade den zu dieser, jenen zu jener Rolle befähigt. Aber gerade in diesen Punkten herrscht überall das tiefste Stillschweigen."

62. Mit Falk. Vor 1826.

„Wie Goethe ... alles An- und Eingelernte nicht liebte, so behauptete er auch, alle Philosophie müsse geliebt und gelebt werden, wenn sie für das Leben Bedeutsamkeit gewinnen wolle. „Lebt man denn aber überhaupt noch in diesem Zeitalter?" fügte er hinzu. „Der Stoiker, der Platoniker, der Epikureer, jeder muß auf seine Weise mit der Welt fertig werden; das ist ja eben die Aufgabe des Lebens, die keinem, zu welcher Schule er sich auch zähle, erlassen wird. Die Philosophen können uns ihrerseits nichts als Lebensformen darbieten. Wie diese nun für uns passen, ob wir, unserer Natur oder unsern Anlagen nach, ihnen den erforderlichen Gehalt zu geben imstande sind, das ist

unsere Sache. Wir müssen uns prüfen und alles, was wir von außen in uns hereinnehmen, wie Nahrungsmittel auf das Sorgsamste untersuchen; sonst gehen entweder wir an der Philosophie, oder die Philosophie geht an uns zugrunde.

Die strenge Mäßigkeit z. B. Kant's forderte eine Philosophie, die diesen seinen angeborenen Neigungen gemäß war. Leset sein Leben, und Ihr werdet bald finden, wie artig er seinem Stoizismus, der eigentlich mit den gesellschaftlichen Verhältnissen einen schneidenden Gegensatz bildete, die Schärfe nahm, ihn zurechtlegte und mit der Welt ins Gleichgewicht setzte. Jedes Individuum hat vermittels seiner Neigungen ein Recht zu Grundsätzen, die es als Individuum nicht aufheben. Hier oder nirgends wird wohl der Ursprung aller Philosophie zu suchen sein. Zeno und der Stoiker waren längst in Rom vorhanden, eh' ihre Schriften dahin kamen. Dieselbe rauhe Denkart der Römer, die ihnen zu großen Helden- und Waffentaten den Weg bahnte und sie allen Schmerz, jede Aufopferung verachten lehrte, mußte auch Grundsätzen, die gleichverwandte Forderungen an die Natur des Menschen aufstellten, bei ihnen ein geneigtes und williges Gehör verschaffen. Es gelingt jedem Systeme, sogar dem Cynismus, sobald nur der rechte Held darin auftritt, mit der Welt fertig zu werden. Nur das Angelernte der menschlichen Natur scheitert meist am Widerspruche; das ihr Angeborene weiß sich überall Eingang zu verschaffen und besiegt sogar nicht selten mit dem glücklichsten Erfolge seinen Gegensatz. Es ist sonach kein Wunder, daß die zarte Natur von Wieland sich der aristippischen Philosophie zuneigt, sowie auf der andern Seite seine so entschiedene Abneigung gegen Diogenes und allen Cynismus aus der nämlichen Ursache sich sehr befriedigend erklären läßt. Ein Sinn, mit dem die Zierlichkeit aller Formen, wie bei Wieland, geboren ist, kann unmöglich an einer beständigen Verletzung derselben als System Wohlgefallen finden. Erst müssen wir im Einklange mit uns selbst sein, ehe wir Disharmonien, die von außen auf uns zudringen, wo nicht zu heben, doch wenigstens einigermaßen auszugleichen imstande sind. Ich behaupte, daß sogar

Eklektiker in der Philosophie geboren werden, und wo der Eklektizismus aus der innern Natur des Menschen hervorgeht, ist er ebenfalls gut, und ich werde ihm nie einen Vorwurf machen. Wie oft gibt es Menschen, die ihren angeborenen Neigungen nach halb Stoiker und halb Epikureer sind! Es wird mich daher auch keineswegs befremden, wenn diese die Grundsätze beider Systeme in sich aufnehmen, ja sie miteinander möglichst zu vereinigen suchen. Etwas anderes ist diejenige Geistlosigkeit, die aus Mangel an aller eignen innern Bestimmung wie Dohlen alles zu Neste trägt, was ihr von irgend einer Seite zufällig dargeboten wird, und sich eben dadurch als ein ursprünglich Totes außer aller Beziehung mit einem lebensvollen Ganzen setzt. Alle diese Philosophien taugen in der Welt nichts; denn weil sie aus keinen Resultaten hervorgehen, so führen sie auch zu keinem Resultate.

Von der Popularphilosophie bin ich ebensowenig ein Liebhaber. Es gibt ein Mysterium so gut in der Philosophie wie in der Religion. Damit soll man das Volk billig verschonen, am wenigsten aber dasselbe in Untersuchung solcher Stoffe gleichsam mit Gewalt hereinziehen. Epikur sagt irgendwo: das ist recht, eben weil sich das Volk daran ärgert. Noch läßt sich das Ende von jenen unerfreulichen Geistesverirrungen schwerlich ab- und voraussehen, die seit der Reformation dadurch bei uns entstanden, daß man die Mysterien derselben dem Volke preisgab und sie ebendadurch der Spitzfindigkeit aller einseitigen Verstandesurteile bloßstellte. Das Maß des gemeinen Menschenverstandes ist wahrlich nicht so groß, daß man ihm eine solche ungeheure Aufgabe zumuten könnte, es zum Schiedsrichter in solchen Dingen zu erwählen. Die Mysterien, besonders die Dogmen der christlichen Religion, eignen sich zu Gegenständen der tiefsten Philosophie, und nur eine positive Einkleidung ist es, die sie von diesen unterscheidet. Deshalb wird auch häufig genug, je nachdem man seinen Standpunkt nimmt, die Theologie eine verirrte Metaphysik, oder Metaphysik eine verirrte platonische Theologie genannt. Beide aber stehen zu hoch, als daß der Verstand in seiner

gewöhnlichen Sphäre ihr Kleinod zu erlangen sich schmeicheln dürfte. Die Aufklärung desselben beschränkt sich zuvörderst auf einen sehr engen praktischen Wirkungskreis. Das Volk aber begnügt sich meist damit, einigen recht lauten Vorsprechern das, was es von ihnen gehört hat, ebenso laut wieder nachzusprechen. Dadurch werden dann freilich die seltsamsten Erscheinungen herbeigeführt, und die Anmaßungen nehmen kein Ende. Ein aufgeklärter, ziemlich roher Mensch verspottet oft in seiner Seichtigkeit einen Gegenstand, vor dem sich ein Jacobi, ein Kant, die man billig zu den ersten Zierden der Nation rechnet, mit Ehrfurcht verneigen würden. Die Resultate der Philosophie, der Politik und der Religion sollen billig dem Volke zugute kommen, das Volk selbst aber soll man weder zu Philosophen noch zu Priestern noch zu Politikern erheben wollen. Es taugt nichts! Gewiß! suchte man, was geliebt, gelebt und gelehrt werden soll, besser im Protestantismus auseinanderzuhalten, legte man sich über die Mysterien ein unverbrüchliches, ehrerbietiges Stillschweigen auf, ohne die Dogmen mit verdrießlicher Anmaßung, nach dieser oder jener Linie verkünstelt, irgend jemandem widerwillen aufzunötigen oder sie wohl gar durch unzeitigen Spott oder vorwitziges Ableugnen bei der Menge zu entehren und in Gefahr zu bringen, so wollte ich selbst der erste sein, der die Kirche meiner Religionsverwandten mit ehrlichem Herzen besuchte und sich dem allgemeinen praktischen Bekenntnis eines Glaubens, der sich unmittelbar an das Tätige knüpfte, mit vergnüglicher Erbauung unterordnete."

63. Mit Falk. Vor 1826.

„Ich will nichts davon hören, weder von dem Publikum noch von der Nachwelt noch von der Gerechtigkeit, wie sie es nennen, die sie einst meinem Bestreben widerfahren lassen. Ich verwünsche den „Tasso" bloß deshalb, weil man sagt, daß er auf die Nachwelt kommen wird; ich verwünsche alles, was diesem Publikum an mir gefällt. Ich weiß, daß es dem Tag, und daß der Tag ihm angehört; aber ich will nun einmal nicht für den Tag leben. Eben

deshalb soll mir auch dieser Kotzebue vom Leibe bleiben, weil ich fest entschlossen bin, auch nicht eine Stunde mit Menschen zu verlieren, von denen ich weiß, daß sie nicht zu mir und daß ich nicht zu ihnen gehöre. Ja, wenn ich es nur je dahin noch bringen könnte, daß ich ein Werk verfaßte — aber ich bin zu alt dazu — daß die Deutschen mich so ein fünfzig oder hundert Jahre hintereinander recht gründlich verwünschten und aller Orten und Enden mir nichts als Übels nachsagten; das sollte mich außermaßen ergötzen. Es müßte ein prächtiges Produkt sein, was solche Effekte bei einem von Natur völlig gleichgiltigen Publikum wie das unsere hervorbrächte. Es ist doch wenigstens Charakter im Haß, und wenn wir nur erst wieder anfingen und in irgend etwas, sei es, was es wolle, einen gründlichen Charakter bezeigten, so wären wir auch wieder halb auf dem Wege, ein Volk zu werden. Im Grunde verstehen die meisten unter uns weder zu hassen noch zu lieben. Sie mögen mich nicht! Das matte Wort! Ich mag sie auch nicht! Ich habe es ihnen nie recht zudanke gemacht!"

64. Mit Eckermann. 29. Januar 1826.

„. . . Man spricht immer vom Studium der Alten; allein was will das anders sagen als: Richte dich auf die wirkliche Welt und suche sie auszusprechen; denn das taten die Alten auch, da sie lebten."

Goethe stand auf und ging im Zimmer auf und ab, während ich, wie er es gern hat, auf meinem Stuhle am Tische sitzen blieb. Er stand einen Augenblick am Ofen, dann aber, wie einer der etwas bedacht hat, trat er zu mir heran, und den Finger an den Mund gelegt, sagte er folgendes:

„Ich will Ihnen etwas entdecken, und Sie werden es in Ihrem Leben vielfach bestätigt finden. Alle im Rückschreiten und in der Auflösung begriffenen Epochen sind subjektiv, dagegen aber haben alle vorschreitenden Epochen eine objektive Richtung. Unsere ganze jetzige Zeit ist eine rückschreitende, denn sie ist eine subjektive. Dieses sehen Sie nicht bloß an der Poesie, sondern auch an der Malerei

und vielem andern. Jedes tüchtige Bestreben dagegen wendet sich aus dem Innern hinaus auf die Welt, wie Sie an allen großen Epochen sehen, die wirklich im Streben und Vorschreiten begriffen und alle objektiver Natur waren."

65. Mit Eckermann. 16. Februar 1826.

Ich ging diesen Abend um sieben Uhr zu Goethe, den ich in seinem Zimmer allein fand. Ich setzte mich zu ihm an den Tisch, indem ich ihm die Nachricht brachte, daß ich gestern, bei seiner Durchreise nach Petersburg, den Herzog von Wellington im Gasthofe gesehen.

„Nun", sagte Goethe belebt, „wie war er? Erzählen Sie mir von ihm. Sieht er aus wie sein Porträt?"

„Ja", sagte ich, „aber besser, besonderer. Wenn man einen Blick in sein Gesicht getan hat, so sind alle seine Porträts vernichtet. Und man braucht ihn nur ein einziges Mal anzusehen, um ihn nie wieder zu vergessen, ein solcher Eindruck geht von ihm aus. Sein Auge ist braun und vom heitersten Glanze, man fühlt die Wirkung seines Blicks. Sein Mund ist sprechend, auch wenn er geschlossen ist. Er sieht aus wie einer, der vieles gedacht und das Größte gelebt hat und der nun die Welt mit großer Heiterkeit und Ruhe behandelt und den nichts mehr anficht. Hart und zäh erschien er mir, wie eine damaszener Klinge.

„Er ist seinem Aussehen nach hoch in den Fünfzigern, von gerader Haltung, schlank, nicht sehr groß und eher etwas mager als stark. Ich sah ihn, wie er in den Wagen steigen und wieder abfahren wollte. Sein Gruß, wie er durch die Reihen der Menschen ging und mit sehr weniger Verneigung den Finger an den Hut legte, hatte etwas ungemein Freundliches."

Goethe hörte meiner Beschreibung mit sichtbarem Interesse zu. „Da haben Sie einen Helden mehr gesehen", sagte er, „und das will immer etwas heißen."

Wir kamen auf Napoleon, und ich bedauerte, daß ich den nicht gesehen. „Freilich", sagte Goethe, „das war auch der Mühe wert. Dieses Kompendium der Welt!" — „Er sah wohl nach etwas aus?" fragte ich. — „Er war

es", antwortete Goethe, „und man sah ihm an, daß er es war: das war alles." ...

„Wir Deutschen sind auch wirklich schlimm daran: unsere Urgeschichte liegt zu sehr im Dunkel, und die spätere hat aus Mangel eines einzigen Regentenhauses kein allgemeines nationales Interesse. Klopstock versuchte sich am Hermann, allein der Gegenstand liegt zu entfernt, niemand hat dazu ein Verhältnis, niemand weiß, was er damit machen soll, und seine Darstellung ist daher ohne Wirkung und Popularität geblieben. Ich tat einen glücklichen Griff mit meinem ‚Götz von Berlichingen'; das war doch Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch, und es war schon etwas damit zu machen."

„Beim ‚Werther' und ‚Faust' mußte ich dagegen wieder in meinen eigenen Busen greifen, denn das Überlieferte war nicht weit her. Das Teufels- und Hexenwesen machte ich nur einmal; ich war froh, mein nordisches Erbteil verzehrt zu haben, und wandte mich zu den Tischen der Griechen. Hätte ich aber so deutlich wie jetzt gewußt, wieviel Vortreffliches seit Jahrhunderten und Jahrtausenden da ist, ich hätte keine Zeile geschrieben, sondern etwas anderes getan."

66. Mit v. Müller und Boisserée. 17. Mai 1826.

„Am 17. Mai traf ich Sulpice Boisserée bei Goethe, dessen Besuch ihn sehr erfreute. Ottilie konnte sich noch nicht sehen lassen, ein unglücklicher Fall hatte ihr Gesicht getroffen, und Goethe hatte sich bis jetzt selbst noch immer gescheut, ihr entstelltes Antlitz zu sehen; „Denn", sagte er, „ich werde solche häßliche Eindrücke nicht wieder los, sie verderben mir für immer die Erinnerung. Ich bin hinsichtlich meines sinnlichen Auffassungsvermögens so seltsam geartet, daß ich alle Umrisse und Formen aufs schärfste und bestimmteste in der Erinnerung behalte, dabei aber durch Mißgestaltungen und Mängel mich aufs lebhafteste afficiert finde. Der schönste, kostbarste Kupferstich, wenn er einen Flecken oder Bruch bekommt, ist mir sofort unleidlich. Wie könnte ich mich aber über diese oft freilich peinliche

Eigentümlichkeit ärgern, da sie mit andern, erfreulichen Eigenschaften meiner Natur innigst zusammenhängt? Denn ohne jenes scharfe Auffassungs- und Eindrucksvermögen könnte ich ja auch nicht meine Gestalten so lebendig und scharf individualisiert hervorbringen. Diese Leichtigkeit und Präzision der Auffassung hat mich früher lange Jahre hindurch zu dem Wahne verführt, ich hätte Beruf und Talent zum Zeichnen und Malen; erst spät gewahrte ich, daß es mir an dem Vermögen fehlte, in gleichem Grade die empfangenen Eindrücke nach außen wiederzugeben."

Ich entgegnete, daß ihn wohl auch das Schwierige und Zeitraubende der mechanischen und technischen Erfordernisse abgeschreckt haben könne; allein dies leugnete er, indem er behauptete: wozu wahres Talent vorhanden, da bahne es sich auch zu entsprechender Entfaltung seinen Weg, und finde trotz aller Hindernisse die rechten Mittel dazu.

67. Mit v. Müller. 18. Juni 1826.

„Die Mathematik", sagte er, als ich von Pestalozzis Selbstgeständnissen erzählte, „die Mathematik steht ganz falsch im Rufe, untrügliche Schlüsse zu liefern. Ihre ganze Sicherheit ist weiter nichts als Identität. Zweimal zwei ist nicht vier, sondern es ist eben zweimal zwei, und das nennen wir abkürzend vier. Vier ist aber durchaus nichts Neues. Und so geht es immer fort bei ihren Folgerungen, nur daß man in den höhern Formeln die Identität aus den Augen verliert.

Die Pythagoreer, die Platoniker meinten Wunder, was in den Zahlen alles steckte, die Religion selbst; aber Gott muß ganz anderswo gesucht werden."

68. Mit Eckermann. 17. Januar 1827.

In der letzten Zeit, wo Goethe sich mitunter nicht ganz wohl befand, hatten wir in seiner nach dem Garten gehenden Arbeitsstube gegessen. Heute war wieder in dem sogenannten Urbino-Zimmer gedeckt, welches ich als ein gutes Zeichen nahm. Als ich hereintrat, fand ich Goethe

und seinen Sohn; beide bewillkommneten mich freundlich in ihrer naiven, liebevollen Art; Goethe selbst schien in der heitersten Stimmung, wie dieses an seinem höchst belebten Gesicht zu bemerken war. Durch die offene Tür des angrenzenden sogenannten Deckenzimmers sah ich, über einen großen Kupferstich gebogen, den Herrn Kanzler von Müller; er trat bald zu uns herein, und ich freute mich, ihn als angenehme Tischgesellschaft zu begrüßen. Frau von Goethe wurde noch erwartet, doch setzten wir uns vorläufig zu Tische. Es ward mit Bewunderung von dem Kupferstich gesprochen, und Goethe erzählte mir, es sei ein Werk des berühmten Gérard in Paris, womit dieser ihm in den letzten Tagen ein Geschenk gemacht. „Gehen Sie geschwind hin", fügte er hinzu, „und nehmen Sie noch ein paar Augen voll, ehe die Suppe kommt."

Ich tat nach seinem Wunsche und meiner Neigung; ich freute mich an dem Anblick des bewundernswürdigen Werks, nicht weniger an der Unterschrift des Malers, wodurch er es Goethen als einen Beweis seiner Achtung zueignet. Ich konnte jedoch nicht lange betrachten, Frau von Goethe trat herein, und ich eilte nach meinem Platz zurück. „Nicht wahr", sagte Goethe, „das ist etwas Großes? Man kann es tage- und wochenlang studieren, ehe man die reichen Gedanken und Vollkommenheiten alle herausfindet. Dieses", sagte er, „soll Ihnen auf andere Tage vorbehalten bleiben."

Wir waren bei Tische sehr heiter. Der Kanzler teilte einen Brief eines bedeutenden Mannes aus Paris mit, der zur Zeit der französischen Okkupation als Gesandter hier einen schweren Posten behauptet und von jener Zeit her mit Weimar ein freundliches Verhältnis fortgesetzt hatte. Er gedachte des Großherzogs und Goethes und pries Weimar glücklich, wo das Genie mit der höchsten Gewalt ein so vertrautes Verhältnis haben könne.

Frau von Goethe brachte in die Unterhaltung große Anmut. Es war von einigen Anschaffungen die Rede, womit sie den jungen Goethe neckte, und wozu dieser sich nicht verstehen wollte. „Man muß den schönen Frauen

nicht gar zu viel angewöhnen", sagte Goethe, „denn sie gehen leicht ins Grenzenlose. Napoleon erhielt noch auf Elba Rechnungen von Putzmacherinnen, die er bezahlen sollte. Doch mochte er in solchen Dingen leicht zu wenig tun als zu viel. Früher in den Tuilerien wurden einst in seinem Beisein seiner Gemahlin von einem Modehändler kostbare Sachen präsentiert. Als Napoleon aber keine Miene machte, etwas zu kaufen, gab ihm der Mann zu verstehen, daß er doch wenig in dieser Hinsicht für seine Gemahlin tue. Hierauf sagte Napoleon kein Wort, aber er sah ihn mit einem solchen Blick an, daß der Mann seine Sachen sogleich zusammenpackte und sich nie wieder sehen ließ." — „Tat er dieses als Konsul?" fragte Frau von Goethe. — „Wahrscheinlich als Kaiser", antwortete Goethe, „denn sonst wäre sein Blick wohl nicht so furchtbar gewesen. Aber ich muß über den Mann lachen, dem der Blick in die Glieder fuhr und der sich wahrscheinlich schon geköpft oder erschossen sah." —

Wir waren in der heitersten Laune und sprachen über Napoleon weiter fort. „Ich möchte", sagte der junge Goethe, „alle seine Taten in trefflichen Gemälden oder Kupferstichen besitzen und damit ein großes Zimmer dekorieren." — „Das müßte sehr groß sein", erwiderte Goethe, „und doch würden die Bilder nicht hineingehen, so groß sind seine Taten."

Der Kanzler brachte Ludens ‚Geschichte der Deutschen' ins Gespräch, und ich hatte zu bewundern, mit welcher Gewandtheit und Eindringlichkeit der junge Goethe dasjenige, was öffentliche Blätter an dem Buche zu tadeln gefunden, aus der Zeit, in der es geschrieben, und den nationalen Empfindungen und Rücksichten, die dabei in dem Verfasser gelebt, herzuleiten wußte. Es ergab sich, daß Napoleons Kriege erst jene des Cäsar aufgeschlossen. — „Früher", sagte Goethe, „war Cäsars Buch freilich nicht viel mehr als ein bloßes Exerzitium gelehrter Schulen."

Von der altdeutschen Zeit kam das Gespräch auf die gotische. Es war von einem Bücherschrank die Rede, der einen gotischen Charakter habe; sodann kam man auf den

neuesten Geschmack, ganze Zimmer in altdeutscher und gotischer Art einzurichten und in einer solchen Umgebung einer veralteten Zeit zu wohnen.

„In einem Hause", sagte Goethe, „wo so viele Zimmer sind, daß man einige derselben leer stehen läßt und im ganzen Jahre vielleicht nur drei-, viermal hineinkommt, mag eine solche Liebhaberei hingehen, und man mag auch ein gotisches Zimmer haben, sowie ich es ganz hübsch finde, daß Madame Panckoucke in Paris ein chinesisches hat. Allein sein Wohnzimmer mit so fremder und veralteter Umgebung auszustaffieren, kann ich gar nicht loben. Es ist immer eine Art von Maskerade, die auf die Länge in keiner Hinsicht wohltun kann, vielmehr auf den Menschen, der sich damit befaßt, einen nachteiligen Einfluß haben muß. Denn so etwas steht im Widerspruch mit dem lebendigen Tage, in welchen wir gesetzt sind, und wie es aus einer leeren und hohlen Gesinnungs- und Denkungsweise hervorgeht, so wird es darin bestärken. Es mag wohl einer an einem lustigen Winterabend als Türke zur Maskerade gehen, allein was würden wir von einem Menschen halten, der ein ganzes Jahr sich in einer solchen Maske zeigen wollte? Wir würden von ihm denken, daß er entweder schon verrückt sei oder daß er doch die größte Anlage habe, es sehr bald zu werden."

Wir fanden Goethes Worte über einen so sehr ins Leben eingreifenden Gegenstand durchaus überzeugend, und da keiner der Anwesenden etwas davon als leisen Vorwurf auf sich selbst beziehen konnte, so fühlten wir ihre Wahrheit in der heitersten Stimmung.

Das Gespräch lenkte sich auf das Theater, und Goethe neckte mich, daß ich am letzten Montag Abend es ihm geopfert. „Er ist nun drei Jahre hier", sagte er, zu den übrigen gewendet, „und dies ist der erste Abend, wo er mir zuliebe im Theater gefehlt hat; ich muß ihm das hoch anrechnen. Ich hatte ihn eingeladen, und er hatte versprochen, zu kommen, aber doch zweifelte ich, daß er Wort halten würde, besonders als es halb sieben schlug und er noch nicht da war. Ja, ich hätte mich sogar gefreut, wenn

er nicht gekommen wäre; ich hätte doch sagen können: Da ist ein ganz verrückter Mensch, dem das Theater über seine liebsten Freunde geht und der sich durch nichts von seiner hartnäckigen Neigung abwenden läßt. Aber ich habe Sie auch entschädigt! Nicht wahr? Habe ich Ihnen nicht schöne Sachen vorgelegt?" Goethe zielte mit diesen Worten auf die neue Novelle.

Wir sprachen sodann über Schillers ‚Fiesco', der am letzten Sonnabend war gegeben worden. „Ich habe das Stück zum erstenmale gesehen", sagte ich, „und es hat mich nun sehr beschäftigt, ob man nicht die ganz rohen Szenen mildern könnte; allein ich finde, daß sich wenig daran tun läßt, ohne den Charakter des Ganzen zu verletzen."

„Sie haben ganz recht, es geht nicht", erwiderte Goethe, „Schiller hat sehr oft mit mir darüber gesprochen; denn er selbst konnte seine ersten Stücke nicht leiden, und er ließ sie, während wir am Theater waren, nie spielen. Nun fehlte es uns aber an Stücken, und wir hätten gern jene drei gewaltsamen Erstlinge dem Repertoire gewonnen. Es wollte aber nicht gehen, es war alles zu sehr miteinander verwachsen, so daß Schiller selbst an dem Unternehmen verzweifelte und sich genötigt sah, seinen Vorsatz aufzugeben und die Stücke zu lassen, wie sie waren."

„Es ist schade darum", sagte ich, „denn trotz aller Roheiten sind sie mir doch tausendmal lieber als die schwachen, weichen, forcierten und unnatürlichen Stücke einiger unserer neuesten Tragiker. Bei Schiller spricht doch immer ein grandioser Geist und Charakter."

„Das wollte ich meinen," sagte Goethe. „Schiller mochte sich stellen wie er wollte, er konnte garnichts machen, was nicht immer bei weitem größer herauskam als das Beste dieser Neuern; ja wenn Schiller sich die Nägel beschnitt, war er größer als diese Herren."

Wir lachten und freuten uns des gewaltigen Gleichnisses. —

„Aber ich habe doch Personen gekannt", fuhr Goethe fort, „die sich über die ersten Stücke Schillers garnicht zufrieden geben konnten. Eines Sommers in einem Bade

ging ich durch einen eingeschlossenen, sehr schmalen Weg, der zu einer Mühle führte. Es begegnete mir der Fürst***, und da in demselben Augenblicke einige mit Mehlsäcken beladene Maultiere auf uns zukamen, so mußten wir ausweichen und in ein kleines Haus treten. Hier, in einem engen Stübchen, gerieten wir nach Art dieses Fürsten sogleich in tiefe Gespräche über göttliche und menschliche Dinge; wir kamen auch auf Schillers ‚Räuber', und der Fürst äußerte sich folgendermaßen: ‚Wäre ich Gott gewesen', sagte er, ‚im Begriff die Welt zu erschaffen, und ich hätte in dem Augenblick vorausgesehen, daß Schillers ‚Räuber' darin würden geschrieben werden, ich hätte die Welt nicht erschaffen.'" Wir mußten lachen. „Was sagen Sie dazu?" sagte Goethe; „das war doch eine Abneigung, die ein wenig weit ging und die man sich kaum erklären konnte."

„Von dieser Abneigung", versetzte ich, „haben dagegen unsere jungen Leute, besonders unsere Studenten, garnichts. Die trefflichsten, reifsten Stücke von Schiller und andern können gegeben werden, und man sieht von jungen Leuten und Studierenden wenige oder gar keine im Theater; aber man gebe Schillers ‚Räuber' oder Schillers ‚Fiesco', und das Haus ist fast allein von Studenten gefüllt." — „Das war", versetzte Goethe, „vor fünfzig Jahren wie jetzt und wird auch wahrscheinlich nach fünfzig Jahren nicht anders sein. Was ein junger Mensch geschrieben hat, wird auch wieder am besten von jungen Leuten genossen werden. Und dann denke man nicht, daß die Welt so sehr in der Kultur und gutem Geschmack vorschritte, daß selbst die Jugend schon über eine solche rohere Epoche hinaus wäre! Wenn auch die Welt im ganzen vorschreitet, die Jugend muß doch immer wieder von vorn anfangen und als Individuum die Epochen der Weltkultur durchmachen. Mich irritiert das nicht mehr, und ich habe längst einen Vers darauf gemacht, der so lautet:

Johannisfeuer sei unverwehrt,
Die Freude nie verloren!
Besen werden immer stumpf gekehrt
Und Jungens immer geboren.

„Ich brauche nur zum Fenster hinauszusehen, um in straßenkehrenden Besen und herumlaufenden Kindern die Symbole der sich ewig abnutzenden und immer sich verjüngenden Welt beständig vor Augen zu haben. Kinderspiele und Jugendvergnügungen erhalten sich daher und pflanzen sich von Jahrhundert zu Jahrhundert fort; denn so absurd sie auch einem reifern Alter erscheinen mögen, Kinder bleiben doch immer Kinder und sind sich zu allen Zeiten ähnlich. Deshalb soll man auch die Johannisfeuer nicht verbieten und den lieben Kindern die Freude daran nicht verderben."

Unter solchen und ähnlichen heitern Unterhaltungen gingen die Stunden des Tisches schnell vorüber. Wir jüngern Leute gingen sodann hinauf in die obern Zimmer, während der Kanzler bei Goethe blieb.

69. Mit Eckermann. 18. Januar 1827.

Das Gespräch lenkte sich ganz auf Schiller, und Goethe fuhr folgendermaßen fort:

„Schillers eigentliche Produktivität lag im Idealen, und es läßt sich sagen, daß er so wenig in der deutschen als einer andern Literatur seinesgleichen hat. Von Lord Byron hat er noch das meiste; doch dieser ist ihm an Welt überlegen. Ich hätte gern gesehen, daß Schiller den Lord Byron erlebt hätte, und da hätt' es mich wundern sollen, was er zu einem so verwandten Geiste würde gesagt haben. Ob wohl Byron bei Schillers Leben schon etwas publiziert hat?"

Ich zweifelte, konnte es aber nicht mit Gewißheit sagen. Goethe nahm daher das ‚Konversations-Lexikon' und las den Artikel über Byron vor, wobei er nicht fehlen ließ, manche flüchtige Bemerkung einzuschalten. Es fand sich, daß Lord Byron vor 1807 nichts hatte drucken lassen, und daß also Schiller nichts von ihm gesehen.

„Durch alle Werke Schillers", fuhr Goethe fort, „geht die Idee von Freiheit, und diese Idee nahm eine andere Gestalt an, so wie Schiller in seiner Kultur weiter ging und selbst ein anderer wurde. In seiner Jugend war es

die physische Freiheit, die ihm zu schaffen machte und die in seine Dichtungen überging, in seinem spätern Leben die ideelle.

„Es ist mit der Freiheit ein wunderlich Ding, und jeder hat leicht genug, wenn er sich nur zu begnügen und zu finden weiß. Und was hilft uns ein Überfluß von Freiheit, die wir nicht gebrauchen können! Sehen Sie dieses Zimmer und diese angrenzende Kammer, in der Sie durch die offene Tür mein Bette sehen, beide sind nicht groß, sie sind ohnedies durch vielerlei Bedarf, Bücher, Manuskripte und Kunstsachen eingeengt, aber sie sind mir genug, ich habe den ganzen Winter darin gewohnt und meine vordern Zimmer fast nicht betreten. Was habe ich nun von meinem geräumigen Hause gehabt und von der Freiheit, von einem Zimmer ins andere zu gehen, da ich nicht das Bedürfnis hatte, sie zu benutzen!

„Hat einer nur so viel Freiheit, um gesund zu leben und sein Gewerbe zu treiben, so hat er genug, und so viel hat leicht ein jeder. Und dann sind wir alle nur frei unter gewissen Bedingungen, die wir erfüllen müssen. Der Bürger ist so frei wie der Adelige, sobald er sich in den Grenzen hält, die ihm von Gott durch seinen Stand, worin er geboren, angewiesen. Der Adelige ist so frei wie der Fürst; denn wenn er bei Hofe nur das wenige Zeremoniell beobachtet, so darf er sich als seinesgleichen fühlen. Nicht das macht frei, daß wir nichts über uns anerkennen wollen, sondern eben, daß wir etwas verehren, das über uns ist. Denn indem wir es verehren, heben wir uns zu ihm hinauf und legen durch unsere Anerkennung an den Tag, daß wir selber das Höhere in uns tragen und wert sind, seinesgleichen zu sein. Ich bin bei meinen Reisen oft auf norddeutsche Kaufleute gestoßen, welche glaubten, meinesgleichen zu sein, wenn sie sich roh zu mir an den Tisch setzten. Dadurch waren sie es nicht; allein sie wären es gewesen, wenn sie mich hätten zu schätzen und zu behandeln gewußt.

„Daß nun diese physische Freiheit Schillern in seiner Jugend so viel zu schaffen machte, lag zwar teils in der Natur seines Geistes, größtenteils aber schrieb es sich von

dem Drucke her, den er in der Militärschule hatte leiden müssen.

„Dann aber in seinem reifern Leben, wo er der physischen Freiheit genug hatte, ging er zur ideellen über, und ich möchte fast sagen, daß diese Idee ihn getötet hat; denn er machte dadurch Anforderungen an seine physische Natur, die für seine Kräfte zu gewaltsam waren.

„Der Großherzog bestimmte Schillern bei seiner Hierherkunft einen Gehalt von jährlich tausend Talern und erbot sich, ihm das Doppelte zu geben, im Fall er durch Krankheit verhindert sein sollte, zu arbeiten. Schiller lehnte dieses letzte Anerbieten ab und machte nie davon Gebrauch. ‚Ich habe das Talent', sagte er, ‚und muß mir selber helfen können.' Nun aber, bei seiner vergrößerten Familie in den letzten Jahren, mußte er der Existenz wegen jährlich zwei Stücke schreiben, und um dieses zu vollbringen, trieb er sich, auch an solchen Tagen und Wochen zu arbeiten, in denen er nicht wohl war; sein Talent sollte ihm zu jeder Stunde gehorchen und zu Gebote stehen.

„Schiller hat nie viel getrunken, er war sehr mäßig; aber in solchen Augenblicken körperlicher Schwäche suchte er seine Kräfte durch etwas Liqueur oder ähnliches Spirituoses zu steigern. Dies aber zehrte an seiner Gesundheit und war auch den Produktionen selbst schädlich.

„Denn was gescheite Köpfe an seinen Sachen aussetzen, leite ich aus dieser Quelle her. Alle solche Stellen, von denen sie sagen, daß sie nicht just sind, möchte ich pathologische Stellen nennen, indem er sie nämlich an solchen Tagen geschrieben hat, wo es ihm an Kräften fehlte, um die rechten und wahren Motive zu finden. Ich habe vor dem kategorischen Imperativ allen Respekt, ich weiß, wie viel Gutes aus ihm hervorgehen kann, allein man muß es damit nicht zu weit treiben, denn sonst führt diese Idee der ideellen Freiheit sicher zu nichts Gutem."

Unter diesen interessanten Äußerungen und ähnlichen Gesprächen über Lord Byron und berühmte deutsche Literatoren, von denen Schiller gesagt, daß Kotzebue ihm lieber, weil er doch etwas hervorbringe, waren die Abend-

stunden schnell vorübergegangen, und Goethe gab mir die Novelle mit, um sie für mich zu Hause nochmals in der Stille zu betrachten.

70. Mit Eckermann. 21. Februar 1827.

Bei Goethe zu Tische. Er sprach viel und mit Bewunderung über Alexander von Humboldt, dessen Werk über Cuba und Columbien er zu lesen angefangen, und dessen Ansichten über das Projekt eines Durchstichs der Landenge von Panama für ihn ein ganz besonderes Interesse zu haben schien. „Humboldt", sagte Goethe, „hat mit großer Sachkenntnis noch andere Punkte angegeben, wo man mit Benutzung einiger in den Mexikanischen Meerbusen fließenden Ströme vielleicht noch vorteilhafter zum Ziele käme als bei Panama. Dies ist nun alles der Zukunft und einem großen Unternehmungsgeiste vorbehalten. So viel ist aber gewiß, gelänge ein Durchstich der Art, daß man mit Schiffen von jeder Ladung und jeder Größe durch solchen Kanal aus dem Mexikanischen Meerbusen in den Stillen Ozean fahren könnte, so würden daraus für die ganze zivilisierte und nichtzivilisierte Menschheit ganz unberechenbare Resultate hervorgehen. Wundern sollte es mich aber, wenn die Vereinigten Staaten es sich sollten entgehen lassen, ein solches Werk in ihre Hände zu bekommen. Es ist vorauszusehen, daß dieser jugendliche Staat, bei seiner entschiedenen Tendenz nach Westen, in dreißig bis vierzig Jahren auch die großen Landstrecken jenseit der Felsengebirge in Besitz genommen und bevölkert haben wird. Es ist ferner vorauszusehen, daß an dieser ganzen Küste des Stillen Ozeans, wo die Natur bereits die geräumigsten und sichersten Häfen gebildet hat, nach und nach sehr bedeutende Handelsstädte entstehen werden, zur Vermittelung eines großen Verkehrs zwischen China nebst Ostindien und den Vereinigten Staaten. In solchem Falle wäre es aber nicht bloß wünschenswert, sondern fast notwendig, daß sowohl Handels- als Kriegsschiffe zwischen der nordamerikanischen westlichen und östlichen Küste eine raschere Verbindung unterhielten, als es bisher durch die

langweilige, widerwärtige und kostspielige Fahrt um das Cap-Horn möglich gewesen. Ich wiederhole also: es ist für die Vereinigten Staaten durchaus unerläßlich, daß sie sich eine Durchfahrt aus dem Mexikanischen Meerbusen in den Stillen Ozean bewerkstelligen, und ich bin gewiß, daß sie es erreichen.

„Dieses möchte ich erleben; aber ich werde es nicht. Zweitens möchte ich erleben, eine Verbindung der Donau mit dem Rhein hergestellt zu sehen. Aber dieses Unternehmen ist gleichfalls so riesenhaft, daß ich an der Ausführung zweifle, zumal in Erwägung unserer deutschen Mittel. Und endlich drittens möchte ich die Engländer im Besitz eines Kanals von Suez sehen. Diese drei großen Dinge möchte ich erleben, und es wäre wohl der Mühe wert, ihnen zuliebe es noch einige fünfzig Jahre auszuhalten."

71. Mit Eckermann. 1. April 1827.

Abends bei Goethe. Ich sprach mit ihm über die gestrige Vorstellung seiner ‚Iphigenie', worin Herr Krüger, vom königlichen Theater zu Berlin, den Orest spielte und zwar zu großem Beifall.

„Das Stück", sagte Goethe, „hat seine Schwierigkeiten. Es ist reich an innerm Leben, aber arm an äußerm. Daß aber das innere Leben hervorgekehrt werde, darin liegt's. Es ist voll der wirksamsten Mittel, die aus den mannigfaltigsten Greueln hervorwachsen, die dem Stücke zugrunde liegen. Das gedruckte Wort ist freilich nur ein matter Widerschein von dem Leben, das in mir bei der Erfindung rege war. Aber der Schauspieler muß uns zu dieser ersten Glut, die den Dichter seinem Sujet gegenüber beseelte, wieder zurückbringen. Wir wollen von der Meerluft frisch angewehte, kraftvolle Griechen und Helden sehen, die, von mannigfaltigsten Übeln und Gefahren geängstigt und bedrängt, stark herausreden, was ihnen das Herz im Busen gebietet; aber wir wollen keine schwächlich empfindenden Schauspieler, die ihre Rollen nur so obenhin aus-

wendig gelernt haben, am wenigsten aber solche, die ihre Rollen nicht einmal können.

„Ich muß gestehen, es hat mir noch nie gelingen wollen, eine vollendete Aufführung meiner ‚Iphigenie' zu erleben. Das war auch die Ursache, warum ich gestern nicht hineinging. Denn ich leide entsetzlich, wenn ich mich mit diesen Gespenstern herumschlagen muß, die nicht so zur Erscheinung kommen, wie sie sollten."

„Mit dem Orest, wie Herr Krüger ihn gab", sagte ich, „würden Sie wahrscheinlich zufrieden gewesen sein. Sein Spiel hatte eine Deutlichkeit, daß nichts begreiflicher, nichts faßlicher war als seine Rolle. Es drang sich alles ein, und ich werde seine Bewegungen und Worte nicht vergessen.

„Dasjenige, was in dieser Rolle der exaltierten Anschauung, der Vision gehört, trat durch seine körperlichen Bewegungen und den veränderten, abwechselnden Ton seiner Stimme so aus seinem Innern heraus, daß man es mit leiblichen Augen zu sehen glaubte. Beim Anblick dieses Orest hätte Schiller die Furien sicher nicht vermißt; sie waren hinter ihm her, sie waren um ihn herum.

„Die bedeutende Stelle, wo Orest, aus seiner Ermattung erwachend, sich in die Unterwelt versetzt glaubt, gelang zu hohem Erstaunen. Man sah die Reihen der Ahnherren in Gesprächen wandeln, man sah Orest sich ihnen gesellen, sie befragen und sich an sie anschließen. Man fühlte sich selbst versetzt und in die Mitte dieser Seligen mit aufgenommen: so rein und tief war die Empfindung des Künstlers und so groß sein Vermögen, das Unfaßlichste uns vor die Augen zu bringen."

„Ihr seid doch noch Leute, auf die sich wirken läßt!" erwiderte Goethe lachend. „Aber fahren Sie fort und sagen Sie weiter. Er scheint also wirklich gut gewesen zu sein und seine körperlichen Mittel von Bedeutung?"

„Sein Organ", sagte ich, „war rein und wohltönend, auch viel geübt und dadurch der höchsten Biegsamkeit und Mannigfaltigkeit fähig. Physische Kraft und körperliche Gewandtheit standen ihm sodann bei Ausführung aller

Schwierigkeiten zur Seite; es schien, daß er es sein Leben lang an der mannigfaltigsten körperlichen Ausbildung und Übung nicht hatte fehlen lassen."

„Ein Schauspieler", sagte Goethe, „sollte eigentlich auch bei einem Bildhauer und Maler in die Lehre gehen. So ist ihm, um einen griechischen Helden darzustellen, durchaus nötig, daß er die auf uns gekommenen antiken Bildwerke wohl studiert und sich die ungesuchte Grazie ihres Sitzens, Stehens und Gehens wohl eingeprägt habe.

„Auch ist es mit dem Körperlichen noch nicht getan. Er muß auch durch ein fleißiges Studium der besten alten und neuen Schriftsteller seinem Geiste eine große Ausbildung geben, welches ihm denn nicht bloß zum Verständnis seiner Rolle zugute kommen, sondern auch seinem ganzen Wesen und seiner ganzen Haltung einen höhern Anstrich geben wird. Doch erzählen Sie weiter! Was war denn noch sonst Gutes an ihm zu bemerken?"

„Es schien mir", sagte ich, „als habe ihm eine große Liebe für seinen Gegenstand beigewohnt. Er hatte durch ein emsiges Studium sich alles einzeln klar gemacht, so daß er in seinem Helden mit großer Freiheit lebte und webte, und nichts übrig blieb, was nicht durchaus wäre das Seinige geworden. Hieraus entstand denn ein richtiger Ausdruck und eine richtige Betonung jedes einzelnen Wortes und eine solche Sicherheit, daß für ihn der Souffleur eine ganz überflüssige Person war."

„Das freut mich", sagte Goethe, „und so ist es recht. Nichts ist schrecklicher, als wenn die Schauspieler nicht Herr ihrer Rolle sind und bei jedem neuen Satze nach dem Souffleur horchen müssen, wodurch ihr Spiel sogleich null ist und sogleich ohne alle Kraft und Leben. Wenn bei einem Stück wie meine ‚Iphigenie' die Schauspieler in ihren Rollen nicht durchaus fest sind, so ist es besser, die Aufführung zu unterlassen. Denn das Stück kann bloß Erfolg haben, wenn alles sicher, rasch und lebendig geht.

„Nun, nun, es ist mir lieb, daß es mit Krügern so gut abgelaufen. Zelter hatte mir ihn empfohlen, und es wäre mir fatal gewesen, wenn es mit ihm nicht so gut

gegangen wäre, wie es ist. Ich werde ihm auch meinerseits einen kleinen Spaß machen und ihm ein hübsch eingebundenes Exemplar der ‚Iphigenie' zum Andenken verehren mit einigen eingeschriebenen Versen in bezug auf sein Spiel."

Das Gespräch lenkte sich auf die ‚Antigone' von Sophokles, auf die darin waltende hohe Sittlichkeit und endlich auf die Frage: wie das Sittliche in die Welt gekommen.

„Durch Gott selber", erwiderte Goethe, „wie alles andere Gute. Es ist kein Produkt menschlicher Reflexion, sondern es ist angeschaffene und angeborene schöne Natur. Es ist mehr oder weniger den Menschen im allgemeinen angeschaffen, im hohen Grade aber einzelnen ganz vorzüglich begabten Gemütern. Diese haben durch große Taten oder Lehren ihr göttliches Innere offenbart, welches sodann durch die Schönheit seiner Erscheinung die Liebe der Menschen ergriff und zur Verehrung und Nacheiferung gewaltig fortzog.

„Der Wert des Sittlich-Schönen und Guten aber konnte durch Erfahrung und Weisheit zum Bewußtsein gelangen, indem das Schlechte sich in seinen Folgen als ein solches erwies, welches das Glück des Einzelnen wie des Ganzen zerstörte, dagegen das Edle und Rechte als ein solches, welches das besondere und allgemeine Glück herbeiführte und befestigte. So konnte das Sittlich-Schöne zur Lehre werden und sich als ein Ausgesprochenes über ganze Völkerschaften verbreiten."

„Ich las neulich irgendwo die Meinung ausgesprochen", versetzte ich, „die griechische Tragödie habe sich die Schönheit des Sittlichen zum besondern Gegenstande gemacht."

„Nicht sowohl das Sittliche", erwiderte Goethe, „als das Rein-Menschliche in seinem ganzen Umfange, besonders aber in den Richtungen, wo es, mit einer rohen Macht und Satzung in Konflikt geratend, tragischer Natur werden konnte. In dieser Region lag denn freilich auch das Sittliche, als ein Hauptteil der menschlichen Natur.

„Das Sittliche der ‚Antigone' ist übrigens nicht von Sophokles erfunden, sondern es lag im Sujet, welches aber

Sophokles um so lieber wählen mochte, als es neben der sittlichen Schönheit so viel Dramatisch-Wirksames in sich hatte."

Goethe sprach sodann über den Charakter des Kreon und der Ismene und über die Notwendigkeit dieser beiden Figuren zur Entwickelung der schönen Seele der Heldin.

„Alles Edle", sagte er, „ist an sich stiller Natur und scheint zu schlafen, bis es durch Widerspruch geweckt und herausgefordert wird. Ein solcher Widerspruch ist Kreon, welcher teils der Antigone wegen da ist, damit sich ihre edle Natur und das Recht, was auf ihrer Seite liegt, an ihm hervorkehre, teils aber um sein selbst willen, damit sein unseliger Irrtum uns als ein Hassenswürdiges erscheine.

„Da aber Sophokles uns das hohe Innere seiner Heldin auch vor der Tat zeigen wollte, so mußte noch ein anderer Widerspruch da sein, woran sich ihr Charakter entwickeln konnte, und das ist die Schwester Ismene. In dieser hat der Dichter uns nebenbei ein schönes Maß des Gewöhnlichen gegeben, woran uns die ein solches Maß weit übersteigende Höhe der Antigone desto auffallender sichtbar wird."

Das Gespräch wendete sich auf dramatische Schriftsteller im allgemeinen, und welche bedeutende Wirkung auf die große Masse des Volks von ihnen ausgehe und ausgehen könne.

„Ein großer dramatischer Dichter", sagte Goethe, „wenn er zugleich produktiv ist und ihm eine mächtige edle Gesinnung beiwohnt, die alle seine Werke durchdringt, kann erreichen, daß die Seele seiner Stücke zur Seele des Volks wird. Ich dächte, das wäre etwas, das wohl der Mühe wert wäre. Von Corneille ging eine Wirkung aus, die fähig war, Heldenseelen zu bilden. Das war etwas für Napoleon, der ein Heldenvolk nötig hatte; weshalb er denn von Corneille sagte, daß, wenn er noch lebte, er ihn zum Fürsten machen würde. Ein dramatischer Dichter, der seine Bestimmung kennt, soll daher unablässig an seiner höhern Entwickelung arbeiten, damit die Wirkung, die von ihm auf das Volk ausgeht, eine wohltätige und edle sei.

„Man studiere nicht die Mitgeborenen und Mitstrebenden, sondern große Menschen der Vorzeit, deren Werke seit Jahrhunderten gleichen Wert und gleiches Ansehen behalten haben. Ein wirklich hochbegabter Mensch wird das Bedürfnis dazu ohnedies in sich fühlen, und gerade dieses Bedürfnis des Umgangs mit großen Vorgängern ist das Zeichen einer höhern Anlage. Man studiere Molière, man studiere Shakespeare, aber vor allen Dingen die alten Griechen und immer die Griechen."

„Für hochbegabte Naturen", bemerkte ich, „mag das Studium der Schriften des Altertums allerdings ganz unschätzbar sein; allein im allgemeinen scheint es auf den persönlichen Charakter wenig Einfluß auszuüben. Wenn das wäre, so müßten ja alle Philologen und Theologen die vortrefflichsten Menschen sein. Dies ist aber keineswegs der Fall, und es sind solche Kenner der griechischen und lateinischen Schriften des Altertums eben tüchtige Leute oder auch arme Wichte, je nach den guten oder schlechten Eigenschaften, die Gott in ihre Natur gelegt oder die sie von Vater und Mutter mitbrachten."

„Dagegen ist nichts zu erinnern", erwiderte Goethe; „aber damit ist durchaus nicht gesagt, daß das Studium der Schriften des Altertums für die Bildung eines Charakters überall ohne Wirkung wäre. Ein Lump bleibt freilich ein Lump, und eine kleinliche Natur wird durch einen selbst täglichen Verkehr mit der Großheit antiker Gesinnung um keinen Zoll größer werden. Allein ein edler Mensch, in dessen Seele Gott die Fähigkeit künftiger Charaktergröße und Geisteshoheit gelegt, wird durch die Bekanntschaft und den vertraulichen Umgang mit den erhabenen Naturen griechischer und römischer Vorzeit sich auf das herrlichste entwickeln und mit jedem Tage zusehends zu ähnlicher Größe heranwachsen."

72. Mit Eckermann. 18. April 1827.

Mit Goethe vor Tisch spazieren gefahren eine Strecke die Straße nach Erfurt hinaus. Es begegnete uns aller-

hand Frachtfuhrwerk mit Waren für die Leipziger Messe. Auch einige Züge Koppelpferde, worunter sehr schöne Tiere.

„Ich muß über die Ästhetiker lachen", sagte Goethe, „welche sich abquälen, dasjenige Unaussprechliche, wofür wir den Ausdruck schön gebrauchen, durch einige abstrakte Worte in einen Begriff zu bringen. Das Schöne ist ein Urphänomen, das zwar nie selber zur Erscheinung kommt, dessen Abglanz aber in tausend verschiedenen Äußerungen des schaffenden Geistes sichtbar wird und so mannigfaltig und so verschiedenartig ist als die Natur selber."

„Ich habe oft aussprechen hören", sagte ich, „die Natur sei immer schön; sie sei die Verzweiflung des Künstlers, indem er selten fähig sei, sie ganz zu erreichen."

„Ich weiß wohl", erwiderte Goethe, „daß die Natur oft einen unerreichbaren Zauber entfaltet; allein ich bin keineswegs der Meinung, daß sie in allen ihren Äußerungen schön sei. Ihre Intentionen sind zwar immer gut, allein die Bedingungen sind es nicht, die dazu gehören, sie stets vollkommen zur Erscheinung gelangen zu lassen.

„So ist die Eiche ein Baum, der sehr schön sein kann. Doch wie viel günstige Umstände müssen zusammentreffen, ehe es der Natur einmal gelingt, ihn wahrhaft schön hervorzubringen! Wächst die Eiche im Dickicht des Waldes heran, von bedeutenden Nachbarstämmen umgeben, so wird ihre Tendenz immer nach oben gehen, immer nach freier Luft und Licht. Nach den Seiten hin wird sie nur wenige schwache Äste treiben, und auch diese werden im Laufe des Jahrhunderts wieder verkümmern und abfallen. Hat sie aber endlich erreicht, sich mit ihrem Gipfel oben im Freien zu fühlen, so wird sie sich beruhigen und nun anfangen, sich nach den Seiten hin auszuarbeiten und eine Krone zu bilden. Allein sie ist auf dieser Stufe bereits über ihr mittleres Alter hinaus, ihr vieljähriger Trieb nach oben hat ihre frischesten Kräfte hingenommen, und ihr Bestreben, sich jetzt noch nach der Breite hin mächtig zu erweisen, wird nicht mehr den rechten Erfolg haben. Hoch, stark und schlankstämmig wird sie nach vollendetem Wuchse dastehen,

doch ohne ein solches Verhältnis zwischen Stamm und Krone, um in der Tat schön zu sein.

„Wächst hinwieder die Eiche an feuchten, sumpfigen Orten und ist der Boden zu nahrhaft, so wird sie, bei gehörigem Raum, frühzeitig viele Äste und Zweige nach allen Seiten treiben; es werden jedoch die widerstrebenden, retardierenden Einwirkungen fehlen, das Knorrige, Eigensinnige, Zackige wird sich nicht entwickeln, und aus einiger Ferne gesehen wird der Baum ein schwaches, lindenartiges Ansehen gewinnen, und er wird nicht schön sein, wenigstens nicht als Eiche.

„Wächst sie endlich an bergigen Abhängen, auf dürftigem, steinigtem Erdreich, so wird sie zwar im Übermaß zackig und knorrig erscheinen, allein es wird ihr an freier Entwickelung fehlen, sie wird in ihrem Wuchs frühzeitig kümmern und stocken, und sie wird nie erreichen, daß man von ihr sage: es walte in ihr etwas, das fähig sei, uns in Erstaunen zu setzen."

Ich freute mich dieser guten Worte. „Sehr schöne Eichen", sagte ich, „habe ich gesehen, als ich vor einigen Jahren von Göttingen aus mitunter kleine Touren ins Wesertal machte. Besonders mächtig fand ich sie im Solling in der Gegend von Höxter."

„Ein sandiger oder mit Sand gemischter Boden", fuhr Goethe fort, „wo ihr nach allen Richtungen hin mächtige Wurzeln zu treiben vergönnt ist, scheint ihr am günstigsten zu sein. Und dann will sie einen Stand, der ihr gehörigen Raum gewährt, alle Einwirkungen von Licht und Sonne und Regen und Wind von allen Seiten her in sich aufzunehmen. Im behaglichen Schutz vor Wind und Wetter herangewachsen, wird aus ihr nichts; aber ein hundertjähriger Kampf mit den Elementen macht sie stark und mächtig, so daß nach vollendetem Wuchs ihre Gegenwart uns Erstaunen und Bewunderung einflößt."

„Könnte man nicht aus diesen Ihren Andeutungen", versetzte ich, „ein Resultat ziehen und sagen: ein Geschöpf sei dann schön, wenn es zu dem Gipfel seiner natürlichen Entwickelung gelangt sei?"

„Recht wohl", erwiderte Goethe; „doch müßte man zuvor aussprechen, was man unter dem Gipfel der natürlichen Entwickelung wolle verstanden haben."

„Ich würde damit", erwiderte ich, „diejenige Periode des Wachstums bezeichnen, wo der Charakter, der diesem oder jenem Geschöpf eigentümlich ist, vollkommen ausgeprägt erscheint."

„In diesem Sinne", erwiderte Goethe, „wäre nichts dagegen einzuwenden, besonders wenn man noch hinzufügte, daß zu solchem vollkommen ausgeprägten Charakter zugleich gehöre, daß der Bau der verschiedenen Glieder eines Geschöpfes dessen Naturbestimmung angemessen und also zweckmäßig sei. . . .

„Warum konnten wir vorhin einige der Reitpferde, die uns begegneten, schön nennen, als eben wegen der Zweckmäßigkeit ihres Baues? Es war nicht bloß das Zierliche, Leichte, Graziöse ihrer Bewegungen, sondern noch etwas mehr, worüber ein guter Reiter und Pferdekenner reden müßte und wovon wir andern bloß den allgemeinen Eindruck empfinden."

„Könnte man nicht auch", sagte ich, „einen Karrengaul schön nennen, wie uns vorhin einige sehr starke vor den Frachtwagen der Brabanter Fuhrleute begegneten?"

„Allerdings", erwiderte Goethe; „und warum nicht? Ein Maler fände an dem stark ausgeprägten Charakter, an dem mächtigen Ausdruck von Knochen, Sehnen und Muskeln eines solchen Tieres wahrscheinlich noch ein weit mannigfaltigeres Spiel von allerlei Schönheiten, als an dem mildern, egalern Charakter eines zierlichen Reitpferdes.

„Die Hauptsache ist immer", fuhr Goethe fort, „daß die Rasse rein und der Mensch nicht seine verstümmelnde Hand angelegt hat. Ein Pferd, dem Schweif und Mähne abgeschnitten, ein Hund mit gestutzten Ohren, ein Baum, dem man die mächtigsten Zweige genommen und das übrige kugelförmig geschnitzelt hat, und über alles eine Jungfrau, deren Leib von Jugend auf durch Schnürbrüste verdorben und entstellt worden, alles dieses sind Dinge, von denen

sich der gute Geschmack abwendet und die bloß in dem Schönheitskatechismus der Philister ihre Stelle haben."

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen waren wir wieder zurückgekehrt. Wir machten vor Tische noch einige Gänge im Hausgarten. Das Wetter war sehr schön; die Frühlingssonne fing an mächtig zu werden und an Büschen und Hecken schon allerlei Laub und Blüten hervorzulocken. Goethe war voller Gedanken und Hoffnungen eines genußreichen Sommers. . . .

„Der Künstler hat zur Natur ein zwiefaches Verhältnis: er ist ihr Herr und ihr Sklave zugleich. Er ist ihr Sklave, insofern er mit irdischen Mitteln wirken muß, um verstanden zu werden; ihr Herr aber, insofern er diese irdischen Mittel seinen höhern Intentionen unterwirft und ihnen dienstbar macht.

„Der Künstler will zur Welt durch ein Ganzes sprechen; dieses Ganze aber findet er nicht in der Natur, sondern es ist die Frucht seines eigenen Geistes oder, wenn Sie wollen, des Anwehens eines befruchtenden göttlichen Odems.

73. Mit Eckermann. 3. Mai 1827.

„Es kommt darauf an, daß in einer Nation viel Geist und tüchtige Bildung in Kurs sei, wenn ein Talent sich schnell und freudig entwickeln soll.

„Wir bewundern die Tragödien der alten Griechen; allein recht besehen sollten wir mehr die Zeit und die Nation bewundern, in der sie möglich waren, als die einzelnen Verfasser. Denn wenn auch diese Stücke unter sich ein wenig verschieden, und wenn auch der eine dieser Poeten ein wenig größer und vollendeter erscheint als der andere, so trägt doch, im großen und ganzen betrachtet, alles nur einen einzigen durchgehenden Charakter. Dies ist der Charakter des Großartigen, des Tüchtigen, des Gesunden, des Menschlich-Vollendeten, der hohen Lebensweisheit, der erhabenen Denkungsweise, der reinkräftigen Anschauung, und welche Eigenschaften man noch sonst aufzählen könnte. Finden sich nun aber alle diese Eigenschaften nicht bloß in den auf uns gekommenen dramatischen, sondern auch

in den lyrischen und epischen Werken; finden wir sie ferner bei den Philosophen, Rhetoren und Geschichtschreibern und in gleich hohem Grade in den auf uns gekommenen Werken der bildenden Kunst: so muß man sich wohl überzeugen, daß solche Eigenschaften nicht bloß einzelnen Personen anhafteten, sondern daß sie der Nation und der ganzen Zeit angehörten und in ihr in Kurs waren.

„Nehmen Sie Burns. Wodurch ist er groß, als daß die alten Lieder seiner Vorfahren im Munde des Volks lebten, daß sie ihm sozusagen bei der Wiege gesungen wurden, daß er als Knabe unter ihnen heranwuchs und die hohe Vortrefflichkeit dieser Muster sich ihm so einlebte, daß er darin eine lebendige Basis hatte, worauf er weiterschreiten konnte. Und ferner, wodurch ist er groß, als daß seine eigenen Lieder in seinem Volke sogleich empfängliche Ohren fanden, daß sie ihm alsobald im Felde von Schnittern und Binderinnen entgegenklangen und er in der Schenke von heitern Gesellen damit begrüßt wurde. Da konnte es freilich etwas werden!

„Wie ärmlich sieht es dagegen bei uns Deutschen aus! Was lebte denn in meiner Jugend von unsern nicht weniger bedeutenden alten Liedern im eigentlichen Volke? Herder und seine Nachfolger mußten erst anfangen sie zu sammeln und der Vergessenheit zu entreißen; dann hatte man sie doch meistens gedruckt in Bibliotheken. Und später, was haben nicht Bürger und Voß für Lieder gedichtet! Wer wollte sagen, daß sie geringer und weniger volkstümlich wären als die des vortrefflichen Burns! Allein was ist davon lebendig geworden, so daß es uns aus dem Volke wieder entgegenklänge? Sie sind geschrieben und gedruckt worden und stehen in Bibliotheken, ganz gemäß dem allgemeinen Lose deutscher Dichter. Von meinen eigenen Liedern was lebt denn? Es wird wohl ein und das andere einmal von einem hübschen Mädchen am Klaviere gesungen, allein im eigentlichen Volke ist alles stille. Mit welchen Empfindungen muß ich der Zeit gedenken, wo italienische Fischer mir Stellen des ‚Tasso' sangen!

„Wir Deutschen sind von gestern. Wir haben zwar seit

einem Jahrhundert ganz tüchtig kultiviert; allein es können noch ein paar Jahrhunderte hingehen, ehe bei unsern Landsleuten so viel Geist und höhere Kultur eindringe und allgemein werde, daß sie gleich den Griechen der Schönheit huldigen, daß sie sich für ein hübsches Lied begeistern, und daß man von ihnen wird sagen können, es sei lange her, daß sie Barbaren gewesen."

74. **Mit Eckermann.** 6. Mai 1827.

... Das Gespräch wendete sich auf den ‚Tasso', und welche Idee Goethe darin zur Anschauung zu bringen gesucht.

„Idee?" sagte Goethe — „das ich nicht wüßte! Ich hatte das Leben Tassos, ich hatte mein eigenes Leben, und indem ich zwei so wunderliche Figuren mit ihren Eigenheiten zusammenwarf, entstand mir das Bild des Tasso, dem ich als prosaischen Kontrast den Antonio entgegenstellte, wozu es mir auch nicht an Vorbildern fehlte. Die weitern Hof-, Lebens- und Liebesverhältnisse waren übrigens in Weimar wie in Ferrara, und ich kann mit Recht von meiner Darstellung sagen: sie ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch.

„Die Deutschen sind übrigens wunderliche Leute! Sie machen sich durch ihre tiefen Gedanken und Ideen, die sie überall suchen und überall hineinlegen, das Leben schwerer als billig. Ei, so habt doch endlich einmal die Courage, euch den Eindrücken hinzugeben, euch ergötzen zu lassen, euch rühren zu lassen, euch erheben zu lassen, ja euch belehren und zu etwas Großem entflammen und ermutigen zu lassen; aber denkt nur nicht immer, es wäre alles eitel, wenn es nicht irgend abstrakter Gedanke und Idee wäre!

„Da kommen sie und fragen, welche Idee ich in meinem ‚Faust' zu verkörpern gesucht. Als ob ich das selber wüßte und aussprechen könnte! Vom Himmel durch die Welt zur Hölle, das wäre zur Not etwas; aber das ist keine Idee, sondern Gang der Handlung. Und ferner, daß der Teufel die Wette verliert und daß ein aus schweren Ver-

irrungen immerfort zum Bessern aufstrebender Mensch zu erlösen sei, das ist zwar ein wirksamer, manches erklärender guter Gedanke, aber es ist keine Idee, die dem Ganzen und jeder einzelnen Szene im besondern zugrunde liege. Es hätte auch in der Tat ein schönes Ding werden müssen, wenn ich ein so reiches, buntes und so höchst mannigfaltiges Leben, wie ich es im ‚Faust' zur Anschauung gebracht, auf die magere Schnur einer einzigen, durchgehenden Idee hätte reihen wollen!

„Es war im ganzen", fuhr Goethe fort, „nicht meine Art, als Poet nach Verkörperung von etwas Abstraktem zu streben. Ich empfing in meinem Innern Eindrücke, und zwar Eindrücke sinnlicher, lebensfroher, lieblicher, bunter, hundertfältiger Art, wie eine rege Einbildungskraft es mir darbot; und ich hatte als Poet weiter nichts zu tun, als solche Anschauungen und Eindrücke in mir künstlerisch zu runden und auszubilden und durch eine lebendige Darstellung so zum Vorschein zu bringen, daß andere dieselbigen Eindrücke erhielten, wenn sie mein Dargestelltes hörten oder lasen.

„Wollte ich jedoch einmal als Poet irgend eine Idee darstellen, so tat ich es in kleinen Gedichten, wo eine entschiedene Einheit herrschen konnte und welches zu übersehen war, wie z. B. ‚Die Metamorphose der Tiere', die ‚der Pflanzen', das Gedicht ‚Vermächtnis' und viele andere. Das einzige Produkt von größerm Umfang, wo ich mir bewußt bin, nach Darstellung einer durchgreifenden Idee gearbeitet zu haben, wären etwa meine ‚Wahlverwandtschaften'. Der Roman ist dadurch für den Verstand faßlich geworden; aber ich will nicht sagen, daß er dadurch besser geworden wäre! Vielmehr bin ich der Meinung: je inkommensurabler und für den Verstand unfaßlicher eine poetische Produktion, desto besser."

75. Mit Eckermann. 5. Juli 1827.

. . . „Unsere deutschen Ästhetiker", sagte Goethe, „reden zwar viel von poetischen und unpoetischen Gegenständen, und sie mögen auch in gewisser Hinsicht nicht ganz unrecht

haben; allein im Grunde bleibt kein realer Gegenstand unpoetisch, sobald der Dichter ihn gehörig zu gebrauchen weiß." —

„Sehr wahr!" sagte ich, „und ich möchte wohl, daß diese Ansicht zur allgemeinen Maxime würde."

Wir sprachen darauf über die ‚Beiden Foscari', wobei ich die Bemerkung machte, daß Byron ganz vortreffliche Frauen zeichne.

„Seine Frauen", sagte Goethe, „sind gut. Es ist aber auch das einzige Gefäß, was uns Neuern noch geblieben ist, um unsere Idealität hineinzugießen. Mit den Männern ist nichts zu tun. Im Achill und Odysseus, dem Tapfersten und Klügsten, hat der Homer alles vorweggenommen."

76. Mit v. Müller. 23. August 1827.

Ich traf ihn mit seinem Sohne und Töpfern bei Tische, Tagebücher der Jenaischen Bibliotheksmänner wurden vorgezeigt und deren ausnehmender Nutzen, wie überhaupt der Tagebücher und Agenda, gepriesen: „Wir schätzen ohnehin die Gegenwart zu wenig", sagte er, „tun die meisten Dinge nur fronweise ab, um ihrer los zu werden. Eine tägliche Übersicht des Geleisteten und Erlebten macht erst, daß man seines Tuns gewahr und froh werde, sie führt zur Gewissenhaftigkeit. Was ist die Tugend anderes als das wahrhaft Passende in jedem Zustande? Fehler und Irrtümer treten bei solcher täglichen Buchführung von selbst hervor, die Beleuchtung des Vergangenen wuchert für die Zukunft. Wir lernen den Moment würdigen, wenn wir ihn alsobald zu einem historischen machen."

„Ich wirke nun fünfzig Jahre in meinen öffentlichen Geschäften nach meiner Weise, als Mensch, nicht kanzleimäßig, nicht so direkt und folglich etwas minder platt. Ich suche jeden Untergebenen frei im gemessenen Kreise sich bewegen zu lassen, damit er auch fühle, daß er ein Mensch sei. Es kommt alles auf den Geist an, den man einem öffentlichen Wesen einhaucht, und auf Folge. — —

„Die Sachsen, vornehmlich die Ostfriesen, hatten von jeher mehr Kultur als die südlicheren Deutschen. Was ist Kultur anderes, als ein höherer Begriff von politischen und militärischen Verhältnissen? Auf die Kunst, sich in der Welt zu betragen und nach Erfordern dreinzuschlagen, kommt es bei den Nationen an. Nichts ist mir fataler", äußerte er auch, „als wenn die Leute sagen: ‚Sie sehen wohl aus oder besser wie das vorige Mal'. Welch alberne Anmaßung, abnehmen zu wollen, wie es einem zumute ist."

77. Mit Gustav Parthey. 28. August 1827.

Ich hatte versprochen, den Kanzler v. Müller gegen 2 Uhr von Goethes Hause zum großen Festmahle abzuholen. Da ich aber etwas zu früh kam, so fand ich Goethen allein. Er knüpfte gleich ein Gespräch an, nicht über meine Reisen, sondern erkundigte sich nach der Stellung, die Hegel in Berlin einnähme. Ich . . . erwiderte in möglichster Kürze, daß Hegel persönlich der höchsten Achtung genieße, daß die Schwerfälligkeit seines Vortrags anfangs viele abgeschreckt, daß man sich aber bald überzeugt habe, die Verworrenheit sei nur an der Oberfläche, und unter der herben Schale liege der süße Kern eines ganz fertigen, in seiner Konsequenz staunenswerten philosophischen Gebäudes. Er erging sich nun im allgemeinen über die Philosophie und sagte: „Kant ist der erste gewesen, der ein ordentliches Fundament gelegt. Auf diesem Grunde hat man denn in verschiedenen Richtungen weitergebaut: Schelling hat das Objekt, die unendliche Breite der Natur, vorangestellt; Fichte faßte vorzugsweise das Subjekt auf: daher stammt sein Ich und Nicht-Ich, womit man in spekulativer Hinsicht nicht viel anfangen kann. Seine Subjektivität kommt aber auf einer andern Seite herrlich zum Vorschein, nämlich in seinem Patriotismus. Wie groß sind die Reden an die deutsche Nation! Da war es an der Stelle, das Subjekt hervorzuheben. Wo Objekt und Subjekt sich berühren, da ist Leben; wenn Hegel mit seiner Identitätsphilosophie sich mitten zwischen Objekt und Subjekt hineinstellt und diesen Platz behauptet, so wollen wir ihn loben."

78. Mittag bei Goethe. 29. Auguſt 1827.

Als einige Anweſende die Rede auf das geſtrige Erſcheinen des Königs von Bayern und auf das Erhebende eines ſolchen Beſuches brachten, meinte Goethe, ſich zu mir wendend: „Nun, wenn ich mich auch rückſichtlich Preußens nicht einer ſolchen Ehre zu erfreuen habe, ſo bin ich doch Ihrem Vaterlande den größten Dank für den Schutz ſchuldig, den es mir in Beziehung auf mein Eigentum, das heißt auf die Herausgabe meiner Werke, gewährt hat.“ Er forderte nunmehr ſeinen Sohn auf, die Urkunde zu holen, in welcher das förmliche Privilegium ausgefertigt ſich befand und die von Sr. Majeſtät dem Könige und dem Generalpoſtmeiſter v. Nagler unterſchrieben war. Er hielt dieſes Privilegium in einer prächtigen Rolle verwahrt und ſagte uns, indem er ſie öffnete: „Sehen Sie, das iſt der beſte Orden!“ — Hierauf wurde noch mancherlei über Nachdruck verhandelt, wie wünſchenswert ein allgemeines Geſetz käme, daß nur beſtimmte Länder, wie z. B. Preußen, der Ehre teilhaftig ſeien, ihn in der Geſetzgebung als Unrecht bezeichnet zu haben.“ —

79. Mit v. Müller u. a. 30. Auguſt 1827.

Ich hatte mich ſelbſt heute bei Goethe zu Mittag eingeladen und fand noch Parthey von Berlin, den Enkel Nikolais. . . .

Ich referierte darauf, wie Se. M. der König von Bayern mich geſtern Abend vor dem Theater zu einem Beſuch im Schillerſchen Hauſe mitgenommen habe, wie er über die engen Räume, die Schiller bewohnt, gewehklagt und geäußert habe: hätte ich nur damals ſchon freie Hand gehabt, ich hätte ihm Villa di Malta in Rom eingeräumt und dort, dem Capitol gegenüber, hätte er die Geſchichte des Untergangs von Rom ſchreiben ſollen.

Allein Goethe meinte, Italien würde Schillern nicht zugeſagt, ihn eher erdrückt als gehoben haben. Seine Individualität ſei durchaus nicht nach außen, nicht realiſtiſch geweſen. Habe er doch nicht einmal die Schweiz beſucht.

Goethe kam ſodann auf die vielerlei Fragen und

Singularitäten, die der König ihm vorgelegt, zu sprechen. Auf manche derselben habe er ausweichend, zweideutig antworten zu müssen geglaubt und geradezu erklärt, er mache es wie in der Normandie, wo, wenn man den Geistlichen frage, ob er in die Kirche gehe? immer erwidert werde: „C'en est le chemin."

Auch darüber, warum man Goethen den letzten Heiden genannt, habe der König gesprochen, worauf Goethe geäußert: man müsse sich doch den Rücken frei halten, und so lehne er sich an die Griechen. Übrigens sei es ihm unschätzbar, den König persönlich gesehen zu haben; denn nun erst könne er sich dies merkwürdige, vielbewegliche Individuum auf dem Throne allmählich erklären und konstruieren. In derselben Zeit zu leben und diese Individualität, die mit aller Energie seines Willens so mächtig auf die Zeitgestaltung einwirke, nicht durchschaut zu haben, würde unersetzlicher Verlust gewesen sein.

... Nach Tische wurde Goethe immer aufgeregter und herzlicher; es sei nichts Kleines, sagte er, einen so großen Eindruck, wie die Erscheinung des Königs, zu verarbeiten, ihn innerlich auszugleichen. Es koste Mühe, dabei aufrecht zu bleiben und nicht zu schwindeln. Und es komme ja doch darauf an, sich diese Erscheinung innerlich auszubilden, das Bedeutende davon klar und rein sich zu entwickeln. Auch sinne er noch auf etwas, wie er dem König sich dankbar erweisen möge. Das sei aber sehr schwer, ja direkt ganz untunlich. Ich möge dazu helfen, erfinden, kombinieren. Darauf schlug ich eine neue römische Elegie vor. Er lobte den Gedanken, meinte aber, er werde ihn nicht auszuführen vermögen; habe er doch auch beim Abschied der Prinzeß Marie nichts hervorbringen können, wie immer, wenn sein Gefühl zu mächtig aufgeregt sei."

80. Mit Eckermann. 24. September 1827.

Mit Goethe nach Berka. Bald nach acht Uhr fuhren wir ab; der Morgen war sehr schön. Die Straße geht anfänglich bergan, und da wir in der Natur nichts zu betrachten fanden, so sprach Goethe von literarischen Dingen.

Ein bekannter deutscher Dichter war dieser Tage durch Weimar gegangen und hatte Goethen sein Stammbuch gegeben. „Was darin für schwaches Zeug steht, glauben Sie nicht", sagte Goethe. „Die Poeten schreiben alle, als wären sie krank und die ganze Welt ein Lazarett. Alle sprechen sie von den Leiden und dem Jammer der Erde und von den Freuden des Jenseits, und unzufrieden wie schon alle sind, hetzt einer den andern in noch größere Unzufriedenheit hinein. Das ist ein wahrer Mißbrauch der Poesie, die uns doch eigentlich dazu gegeben ist, um die kleinen Zwiste des Lebens auszugleichen und den Menschen mit der Welt und seinem Zustande zufrieden zu machen. Aber die jetzige Generation fürchtet sich vor aller echten Kraft, und nur bei der Schwäche ist es ihr gemütlich und poetisch zu Sinne.

„Ich habe ein gutes Wort gefunden", fuhr Goethe fort, „um diese Herren zu ärgern. Ich will ihre Poesie die Lazarett-Poesie nennen; dagegen die echt tyrtäische diejenige, die nicht bloß Schlachtlieder singt, sondern auch den Menschen mit Mut ausrüstet, die Kämpfe des Lebens zu bestehen."

Goethes Worte erhielten meine ganze Zustimmung.

Im Wagen zu unsern Füßen lag ein aus Binsen geflochtener Korb mit zwei Handgriffen, der meine Aufmerksamkeit erregte. „Ich habe ihn", sagte Goethe, „aus Marienbad mitgebracht, wo man solche Körbe in allen Größen hat, und ich bin so an ihn gewöhnt, daß ich nicht reisen kann, ohne ihn bei mir zu führen. Sie sehen, wenn er leer ist, legt er sich zusammen und nimmt wenig Raum ein; gefüllt dehnt er sich nach allen Seiten aus und faßt mehr als man denken sollte. Er ist weich und biegsam, und dabei so zähe und stark, daß man die schwersten Sachen darin fortbringen kann."

„Er sieht sehr malerisch und sogar antik aus", sagte ich.

„Sie haben recht", sagte Goethe, „er kommt der Antike nahe, denn er ist nicht allein so vernünftig und zweckmäßig als möglich, sondern er hat auch dabei die einfachste, gefälligste Form, so daß man also sagen kann: er steht auf dem höchsten Punkt der Vollendung. Auf meinen minera-

logischen Exkursionen in den böhmischen Gebirgen ist er mir besonders zustatten gekommen. Jetzt enthält er unser Frühstück. Hätte ich einen Hammer mit, so möchte es auch heute nicht an Gelegenheit fehlen, hin und wieder ein Stückchen abzuschlagen und ihn mit Steinen gefüllt zurückzubringen."

Wir waren auf die Höhe gekommen und hatten die freie Aussicht auf die Hügel, hinter denen Berka liegt. Ein wenig links sahen wir in das Tal, das nach Hetschburg führt und wo auf der andern Seite der Ilm ein Berg vorliegt, der uns seine Schattenseite zukehrte und wegen der vorschwebenden Dünste des Ilmtals meinen Augen blau erschien. Ich blickte durch mein Glas auf dieselbige Stelle, und das Blau verringerte sich auffallend. Ich machte Goethen diese Bemerkung. „Da sieht man doch," sagte ich, „wie auch bei den rein objektiven Farben das Subjekt eine große Rolle spielt. Ein schwaches Auge befördert die Trübe, dagegen ein geschärftes treibt sie fort oder macht sie wenigstens geringer."

„Ihre Bemerkung ist vollkommen richtig", sagte Goethe; „durch ein gutes Fernrohr kann man sogar das Blau der fernsten Gebirge verschwinden machen. Ja, das Subjekt ist bei allen Erscheinungen wichtiger als man denkt. Schon Wieland wußte dieses sehr gut, denn er pflegte gewöhnlich zu sagen: Man könnte die Leute wohl amüsieren, wenn sie nur amusabel wären." Wir lachten über den heitern Geist dieser Worte.

Wir waren indes das kleine Tal hinabgefahren, wo die Straße über eine hölzerne, mit einem Dach überbaute Brücke geht, unter welcher das nach Hetschburg hinabfließende Regenwetter sich ein Bette gebildet hat, das jetzt trocken lag. Chausseearbeiter waren beschäftigt, an den Seiten der Brücke einige aus rötlichem Sandstein gehauene Steine zu errichten, die Goethes Aufmerksamkeit auf sich zogen. Etwa eine Wurfsweite über die Brücke hinaus, wo die Straße sich sacht an den Hügel hinanhebt, der den Reisenden von Berka trennt, ließ Goethe halten. „Wir wollen hier ein wenig aussteigen", sagte er, „und sehen,

ob ein kleines Frühstück in freier Luft uns schmecken wird.“ Wir stiegen aus und sahen uns um. Der Bediente breitete eine Serviette über einen viereckigen Steinhaufen, wie sie an den Chausseen zu liegen pflegen, und holte aus dem Wagen den aus Binsen geflochtenen Korb, aus welchem er neben frischen Semmeln gebratene Rebhühner und saure Gurken auftischte. Goethe schnitt ein Rebhuhn durch und gab mir die eine Hälfte. Ich aß, indem ich stand und herumging; Goethe hatte sich dabei auf die Ecke eines Steinhaufens gesetzt. Die Kälte der Steine, woran noch der nächtliche Tau hängt, kann ihm unmöglich gut sein, dachte ich und machte meine Besorgnis bemerklich; Goethe aber versicherte, daß es ihm durchaus nicht schade, wodurch ich mich denn beruhigt fühlte und es als ein neues Zeichen ansah, wie kräftig er sich in seinem Innern empfinden müsse. Der Bediente hatte indes auch eine Flasche Wein aus dem Wagen geholt, wovon er uns einschenkte. „Unser Freund Schütze“, sagte Goethe, „hat nicht unrecht, wenn er jede Woche eine Ausflucht aufs Land macht; wir wollen ihn uns zum Muster nehmen, und wenn das Wetter sich nur einigermaßen hält, so soll dies auch unsere letzte Partie nicht gewesen sein.“ Ich freute mich dieser Versicherung.

Ich verlebte darauf mit Goethe, teils in Berka, teils in Tonndorf, einen höchst merkwürdigen Tag. Er war in den geistreichsten Mitteilungen unerschöpflich; auch über den zweiten Teil des ‚Faust‘, woran er damals ernstlich zu arbeiten anfing, äußerte er viele Gedanken, und ich bedauere deshalb um so mehr, daß in meinem Tagebuche sich nichts weiter notiert findet als diese Einleitung.

81. Mit v. Müller und Meyer. 6. März 1828.

Ich traf gegen 4 Uhr Hofrat Meyer bei Goethe an. Letzterer war sehr munter, ja aufgeregt; wie ein Gewitter bei heiterm Himmel suchte er sich seiner Kraftfülle durch geistige Blitze und Donnerschläge zu entledigen. Knebeln über Meteorologie konsultieren, äußerte Goethe, heiße den Barometer über den Barometer befragen. Voltaire habe gesagt, die Erde sei eine alte Kokette, die sich jung zu machen

strebe. Die Atmosphäre sei auch so eine Kokette, die eine zeitlang geregelten Gang affektiere, aber bald sich dem ersten besten Wind preisgebe.

Daß man über Wellingtons Omnipotenz als Premier-Minister jetzt schelte, sei absurd; man sollte froh sein, daß er endlich seinen rechten Platz eingenommen; wer Indien und Napoleon besiegt habe, möge wohl mit Recht über eine lumpige Insel herrschen. Wer die höchste Gewalt besitze, habe Recht; ehrfurchtsvoll müsse man sich vor ihm beugen. „Ich bin nicht so alt geworden, um mich um die Weltgeschichte zu bekümmern, die das Absurdeste ist, was es gibt; ob dieser oder jener stirbt, dieses oder jenes Volk untergeht, ist mir einerlei; ich wäre ein Tor, mich darum zu bekümmern.

Wenn Alexander Humboldt und die andern Plutonisten mir's zu toll machen, werde ich sie schändlich blamieren; schon zimmere ich Xenien genug im Stillen gegen sie; die Nachwelt soll wissen, daß doch wenigstens ein gescheidter Mann in unserm Zeitalter gelebt hat, der jene Absurditäten durchschaute. Ich finde immer mehr, daß man es mit der Minorität, die stets die gescheidtere ist, halten muß."

Als Meyer fragte, was es den eigentlich heißen wollte, Plutonist oder Neptunist, sagte Goethe: „O danket Gott, daß Ihr nichts davon wißt, ich kann es auch nicht sagen; man könnte schon wahnsinnig werden, es nur auseinanderzusetzen. Ohnehin bedeutet solch eine Parteinahme späterhin nichts mehr, löst sich in Rauch auf; die Leute wissen schon jetzt nicht mehr, was sie damit bezeichnen wollen. Ihr müßt verzeihen, wenn ich grob bin, ich schreibe jetzt eben in den Wanderjahren an der Rolle des Jarno, da spiele ich eine Weile auch im Leben den Grobian fort." —

„Man muß nur immer sorgen erregt zu werden, um gegen die Depression anzukämpfen. Das ist auch bei jetziger deprimierender Witterung der beste medizinische Rat. Wer mit mir umgehen will, muß zuweilen auch meine Grobianslaune zugeben, ertragen, wie eines andern Schwachheit oder Steckenpferd. Der alte Meyer ist klug, sehr klug; aber er geht nur nicht heraus, widerspricht mir nicht, das ist fatal.

Ich bin sicher, im Innern ist er noch zehnmal zum Schimpfen geneigter als ich und hält mich noch für ein schwaches Licht. Er sollte nur aufpoltern und donnern, das gäbe ein prächtiges Schauspiel."

82. Mit Eckermann. 11. März 1828.

„... Des Menschen Verdüsterungen und Erleuchtungen machen sein Schicksal! Es täte uns not, daß der Dämon uns täglich am Gängelbande führte und uns sagte und triebe, was immer zu tun sei. Aber der gute Geist verläßt uns, und wir sind schlaff und tappen im Dunkeln.

„Da war Napoleon ein Kerl! Immer erleuchtet, immer klar und entschieden, und zu jeder Stunde mit der hinreichenden Energie begabt, um das, was er als vorteilhaft und notwendig erkannt hatte, sogleich ins Werk zu setzen. Sein Leben war das Schreiten eines Halbgottes von Schlacht zu Schlacht und von Sieg zu Sieg. Von ihm könnte man sehr wohl sagen, daß er sich in dem Zustande einer fortwährenden Erleuchtung befunden; weshalb auch sein Geschick ein so glänzendes war, wie es die Welt vor ihm nicht sah und vielleicht auch nach ihm nicht sehen wird.

„Ja, ja, mein Guter, das war ein Kerl, dem wir es freilich nicht nachmachen können!"

Goethe schritt im Zimmer auf und ab. Ich hatte mich an den Tisch gesetzt, der zwar bereits abgeräumt war, aber auf dem sich noch einige Reste Wein befanden nebst einigem Biskuitt und Früchten.

Goethe schenkte mir ein und nötigte mich, von beiden etwas zu genießen. „Sie haben zwar verschmäht", sagte er, diesen Mittag unser Gast zu sein, doch dürfte ein Glas von diesem Geschenk lieber Freunde Ihnen ganz wohl tun!"

Ich ließ mir so gute Dinge gefallen, während Goethe fortfuhr, im Zimmer auf- und abzugehen und aufgeregten Geistes vor sich hin zu brummen und von Zeit zu Zeit unverständliche Worte herauszustoßen.

Das, was er soeben über Napoleon gesagt, lag mir

im Sinn, und ich suchte das Gespräch auf jenen Gegenstand zurückzuführen.

„Doch scheint es mir", begann ich, „daß Napoleon sich besonders in dem Zustande jener fortwährenden Erleuchtung befunden, als er noch jung und in aufsteigender Kraft war, wo wir denn auch einen göttlichen Schutz und ein beständiges Glück ihm zur Seite sehen. In spätern Jahren dagegen scheint ihn jene Erleuchtung verlassen zu haben, so wie sein Glück und sein guter Stern."

„Was wollt Ihr!" erwiderte Goethe. „Ich habe auch meine Liebeslieder und meinen ‚Werther' nicht zum zweitenmal gemacht. Jene göttliche Erleuchtung, wodurch das Außerordentliche entsteht, werden wir immer mit der Jugend und der Produktivität im Bunde finden, wie denn Napoleon einer der produktivsten Menschen war, die je gelebt haben.

„Ja, ja, mein Guter, man braucht nicht bloß Gedichte und Schauspiele zu machen, um produktiv zu sein, es gibt auch eine Produktivität der Taten, und die in manchen Fällen noch um ein Bedeutendes höher steht. Selbst der Arzt muß produktiv sein, wenn er wahrhaft heilen will; ist er es nicht, so wird ihm nur hin und wieder wie durch Zufall etwas gelingen, im ganzen aber wird er nur Pfuscherei machen."

„Sie scheinen", versetzte ich, „in diesem Falle Produktivität zu nennen, was man sonst Genie nannte."

„Beides sind auch sehr nahe liegende Dinge", erwiderte Goethe. Denn was ist Genie anders als jene produktive Kraft, wodurch Taten entstehen, die vor Gott und in der Natur sich zeigen können, und die eben deswegen Folge haben und von Dauer sind? Alle Werke Mozarts sind dieser Art; es liegt in ihnen eine zeugende Kraft, die von Geschlecht zu Geschlecht fortwirkt und sobald nicht erschöpft und verzehrt sein dürfte. Von andern großen Komponisten und Künstlern gilt dasselbe. Wie haben nicht Phidias und Rafael auf nachfolgende Jahrhunderte gewirkt, und wie nicht Dürer und Holbein! Derjenige, der zuerst die Formen und Verhältnisse der altdeutschen Baukunst erfand, so daß

im Laufe der Zeit ein Straßburger Münster und ein Kölner Dom möglich wurde, war auch ein Genie, denn seine Gedanken haben fortwährend produktive Kraft behalten und wirken bis auf die heutige Stunde. Luther war ein Genie sehr bedeutender Art! Er wirkt nun schon manchen guten Tag, und die Zahl der Tage, wo er in fernen Jahrhunderten aufhören wird produktiv zu sein, ist nicht abzusehen. Lessing wollte den hohen Titel eines Genies ablehnen, allein seine dauernden Wirkungen zeugen wider ihn selber. Dagegen haben wir in der Literatur andere und zwar bedeutende Namen, die, als sie lebten, für große Genies gehalten wurden, deren Wirken aber mit ihrem Leben endete und die also weniger waren, als sie und andere dachten. Denn, wie gesagt, es gibt kein Genie ohne produktiv fortwirkende Kraft und ferner, es kommt dabei garnicht auf das Geschäft, die Kunst und das Metier an, das einer treibt, es ist alles dasselbige. Ob einer sich in der Wissenschaft genial erweist, wie Oken und Humboldt, oder im Krieg und der Staatsverwaltung, wie Friedrich, Peter der Große und Napoleon, oder ob einer ein Lied macht, wie Béranger, es ist alles gleich und kommt bloß darauf an, ob der Gedanke, das Aperçu, die Tat lebendig sei und fortzuleben vermöge.

„Und dann muß ich noch sagen: nicht die Masse der Erzeugnisse und Taten, die von jemand ausgehen, deutet auf einen produktiven Menschen. Wir haben in der Literatur Poeten, die für sehr produktiv gehalten werden, weil von ihnen ein Band Gedichte nach dem andern erschienen ist. Nach meinem Begriffe aber sind diese Leute durchaus unproduktiv zu nennen, denn was sie machten, ist ohne Leben und Dauer. Goldsmith dagegen hat so wenige Gedichte gemacht, daß ihre Zahl nicht der Rede wert, allein dennoch muß ich ihn als Poeten für durchaus produktiv erklären, und zwar eben deswegen, weil das wenige, was er machte, ein inwohnendes Leben hat, das sich zu erhalten weiß." . . .

„Wenn man von Napoleon gesagt, er sei ein Mensch aus Granit, so gilt dieses besonders auch von seinem Körper. Was hat sich der nicht alles zugemutet und zumuten können!

Von dem brennenden Sande der Syrischen Wüste bis zu den Schneefeldern von Moskau, welche Unsumme von Märschen, Schlachten und nächtlichen Biwaks liegt da nicht in der Mitte! Und welche Strapazen und körperliche Entbehrungen hat er dabei nicht aushalten müssen! Wenig Schlaf, wenig Nahrung, und dabei immer in der höchsten geistigen Tätigkeit! Bei der fürchterlichen Anstrengung und Aufregung des 18. Brumaire ward es Mitternacht, und er hatte den ganzen Tag noch nichts genossen; und ohne nun an seine körperliche Stärkung zu denken, fühlte er sich Kraft genug, um noch tief in der Nacht die bekannte Proklamation an das französische Volk zu entwerfen! Wenn man erwägt, was der alles durchgemacht und ausgestanden, so sollte man denken, es wäre in seinem vierzigsten Jahre kein heiles Stück mehr an ihm gewesen; allein er stand in jenem Alter noch auf den Füßen eines vollkommenen Helden.

„Aber Sie haben ganz recht, der eigentliche Glanzpunkt seiner Taten fällt in die Zeit seiner Jugend. Und es wollte etwas heißen, daß einer aus dunkler Herkunft und in einer Zeit, die alle Kapazitäten in Bewegung setzte, sich so herausmachte, um in seinem siebenundzwanzigsten Jahre der Abgott einer Nation von dreißig Millionen zu sein! Ja, ja, mein Guter, man muß jung sein, um große Dinge zu tun. Und Napoleon ist nicht der einzige." . . .

„Wäre ich ein Fürst", fuhr er lebhaft fort, „so würde ich zu meinen ersten Stellen nie Leute nehmen, die bloß durch Geburt und Anciennetät nach und nach heraufgekommen sind und nun in ihrem Alter in gewohntem Gleise langsam gemächlich fortgehen, wobei denn freilich nicht viel Gescheites zutage kommt. Junge Männer wollte ich haben — aber es müßten Kapazitäten sein, mit Klarheit und Energie ausgerüstet, und dabei vom besten Wollen und edelsten Charakter. Da wäre es eine Lust, zu herrschen und sein Volk vorwärtszubringen! Aber wo ist ein Fürst, dem es so wohl würde und der so gut bedient wäre!

„Große Hoffnung setze ich auf den jetzigen Kronprinzen von Preußen. Nach allem, was ich von ihm kenne und

höre, ist er ein sehr bedeutender Mensch; und das gehört dazu, um wieder tüchtige und talentvolle Leute zu erkennen und zu wählen. Denn man sage, was man will, das Gleiche kann nur vom Gleichen erkannt werden, und nur ein Fürst, der selber große Fähigkeiten besitzt, wird wiederum große Fähigkeiten in seinen Untertanen und Dienern gehörig erkennen und schätzen. Dem Talente offene Bahn! war der bekannte Spruch Napoleons, der freilich in der Wahl seiner Leute einen ganz besondern Takt hatte, der jede bedeutende Kraft an die Stelle zu setzen wußte, wo sie in ihrer eigentlichen Sphäre erschien, und der daher auch in seinem Leben bei allen großen Unternehmungen bedient war wie kaum ein anderer." . . .

„Jung ist Jung, und wie mächtig auch eine Entelechie sich erweise, sie wird doch über das Körperliche nie ganz Herr werden, und es ist ein gewaltiger Unterschied, ob sie an ihm einen Alliierten oder einen Gegner findet.

„Ich hatte in meinem Leben eine Zeit, wo ich täglich einen gedruckten Bogen von mir fordern konnte, und es gelang mir mit Leichtigkeit. Meine ‚Geschwister' habe ich in drei Tagen geschrieben, meinen ‚Clavigo', wie Sie wissen, in acht. Jetzt soll ich dergleichen wohl bleiben lassen; und doch kann ich über Mangel an Produktivität selbst in meinem hohen Alter mich keineswegs beklagen. Was mir aber in meinen jungen Jahren täglich und unter allen Umständen gelang, gelingt mir jetzt nur periodenweise und unter gewissen günstigen Bedingungen. Als mich vor zehn, zwölf Jahren, in der glücklichen Zeit nach dem Befreiungskriege, die Gedichte des ‚Divan' in ihrer Gewalt hatten, war ich produktiv genug, um oft in einem Tage zwei bis drei zu machen; und auf freiem Felde, im Wagen oder im Gasthof, es war mir alles gleich. Jetzt, am zweiten Teil meines ‚Faust' kann ich nur in den frühen Stunden des Tages arbeiten, wo ich mich vom Schlaf erquickt und gestärkt fühle und die Fratzen des täglichen Lebens mich noch nicht verwirrt haben. Und doch, was ist es, das ich ausführe! Im allerglücklichsten Falle eine geschriebene Seite, in der Regel aber nur so viel, als man auf den Raum einer Handbreit

schreiben könnte, und oft, bei unproduktiver Stimmung, noch weniger." . . .

„Jede Produktivität höchster Art, jedes bedeutende Aperçu, jede Erfindung, jeder große Gedanke, der Früchte bringt und Folge hat, steht in niemandes Gewalt und ist über aller irdischen Macht erhaben. Dergleichen hat der Mensch als unverhoffte Geschenke von oben, als reine Kinder Gottes zu betrachten, die er mit freudigem Dank zu empfangen und zu verehren hat. Es ist dem Dämonischen verwandt, das übermächtig mit ihm tut, wie es beliebt, und dem er sich bewußtlos hingibt, während er glaubt, er handle aus eigenem Antriebe. In solchen Fällen ist der Mensch oftmals als ein Werkzeug einer höhern Weltregierung zu betrachten, als ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einflusses. Ich sage dies, indem ich erwäge, wie oft ein einziger Gedanke ganzen Jahrhunderten eine andere Gestalt gab und wie einzelne Menschen durch das, was von ihnen ausging, ihrem Zeitalter ein Gepräge aufdrückten, das noch in nachfolgenden Geschlechtern kenntlich blieb und wohltätig fortwirkte.

„Sodann aber gibt es eine Produktivität anderer Art, die schon eher irdischen Einflüssen unterworfen ist und die der Mensch schon mehr in seiner Gewalt hat, obgleich er auch hier immer noch sich vor etwas Göttlichem zu beugen Ursache findet. In diese Region zähle ich alles zur Ausführung eines Plans Gehörige, alle Mittelglieder einer Gedankenkette, deren Endpunkte bereits leuchtend dastehen; ich zähle dahin alles dasjenige, was den sichtbaren Leib und Körper eines Kunstwerks ausmacht.

„So kam Shakespearen der erste Gedanke zu seinem ‚Hamlet', wo sich ihm der Geist des Ganzen als unerwarteter Eindruck vor die Seele stellte und er die einzelnen Situationen, Charaktere und Ausgang des Ganzen in erhöhter Stimmung übersah, als ein reines Geschenk von oben, worauf er keinen unmittelbaren Einfluß gehabt hatte, obgleich die Möglichkeit, ein solches Aperçu zu haben, immer einen Geist wie den seinigen voraussetzte. Die spätere Ausführung der einzelnen Szenen aber und die Wechsel-

reden der Personen hatte er vollkommen in seiner Gewalt, so daß er sie täglich und stündlich machen und daran wochenlang fortarbeiten konnte, wie es ihm nur beliebte. Und zwar sehen wir an allem, was er ausführte, immer die gleiche Kraft der Produktion, und wir kommen in allen seinen Stücken nirgends auf eine Stelle, von der man sagen könnte, sie sei nicht in der rechten Stimmung und nicht mit dem vollkommensten Vermögen geschrieben. Indem wir ihn lesen, erhalten wir von ihm den Eindruck eines geistig wie körperlich durchaus und stets gesunden, kräftigen Menschen.

„Gesetzt aber, eines dramatischen Dichters körperliche Konstitution wäre nicht so fest und vortrefflich, und er wäre vielmehr häufigen Kränklichkeiten und Schwächlichkeiten unterworfen, so würde die zur täglichen Ausführung seiner Szenen nötige Produktivität sicher sehr häufig stocken und oft wohl tagelang gänzlich mangeln. Wollte er nun etwa durch geistige Getränke die mangelnde Produktivität herbeinötigen und die unzulängliche dadurch steigern, so würde das allenfalls auch wohl angehen, allein man würde es allen Szenen, die er auf solche Weise gewissermaßen forciert hätte, zu ihrem großen Nachteil anmerken.

„Mein Rat ist daher, nichts zu forcieren und alle unproduktiven Tage und Stunden lieber zu vertändeln und zu verschlafen, als in solchen Tagen etwas machen zu wollen, woran man später keine Freude hat.“ . . .

„Da Sie übrigens meinen ‚Divan‘ so gut kennen, so wissen Sie, daß ich selber gesagt habe:

Wenn man getrunken hat,
Weiß man das Rechte,

und daß ich Ihnen also vollkommen beistimme. Es liegen im Wein allerdings produktivmachende Kräfte sehr bedeutender Art; aber es kommt dabei alles auf Zustände und Stunde an, und was dem einen nützt, schadet dem andern. Es liegen ferner produktivmachende Kräfte in der Ruhe und im Schlaf; sie liegen aber auch in der Bewegung. Es liegen solche Kräfte im Wasser und ganz besonders in der Atmosphäre. Die frische Luft des freien Feldes ist der

eigentliche Ort, wo wir hingehören; es ist, als ob der Geist Gottes dort den Menschen unmittelbar anwehte und eine göttliche Kraft ihren Einfluß ausübte. Lord Byron, der täglich mehrere Stunden im Freien lebte, bald zu Pferde am Strande des Meeres reitend, bald im Boote segelnd oder rudernd, dann sich im Meere badend und seine Körperkraft im Schwimmen übend, war einer der produktivsten Menschen, die je gelebt haben."

Goethe hatte sich mir gegenübergesetzt, und wir sprachen noch über allerlei Dinge. Dann verweilten wir wieder bei Lord Byron, und es kamen die mancherlei Unfälle zur Erwähnung, die sein späteres Leben getrübt, bis zuletzt ein zwar edles Wollen, aber ein unseliges Geschick ihn nach Griechenland geführt und vollends zu Grunde gerichtet.

„Überhaupt", fuhr Goethe fort, „werden Sie finden, daß im mittleren Leben eines Menschen häufig eine Wendung eintritt, und daß, wie ihn in seiner Jugend alles begünstigte und alles ihm glückte, nun mit einem Mal alles ganz anders wird und ein Unfall und ein Mißgeschick sich auf das andere häuft.

„Wissen Sie aber, wie ich es mir denke? — Der Mensch muß wieder ruiniert werden! Jeder außerordentliche Mensch hat eine gewisse Sendung, die er zu vollführen berufen ist. Hat er sie vollbracht, so ist er auf Erden in dieser Gestalt nicht weiter vonnöten, und die Vorsehung verwendet ihn wieder zu etwas anderm. Da aber hinieden alles auf natürlichem Wege geschieht, so stellen ihm die Dämonen ein Bein nach dem andern, bis er zuletzt unterliegt. So ging es Napoleon und vielen andern: Mozart starb in seinem sechsunddreißigsten Jahre, Rafael in gleichem Alter, Byron nur um weniges älter. Alle aber hatten ihre Mission auf das vollkommenste erfüllt, und es war wohl Zeit, daß sie gingen, damit auch andern Leuten in dieser auf eine lange Dauer berechneten Welt noch etwas zu tun übrigbliebe."

Es war indes tief Abend geworden, Goethe reichte mir seine liebe Hand, und ich ging.

83. Mit Eckermann. 12. März 1828.

. . . „Es geht uns alten Europäern übrigens mehr oder weniger allen herzlich schlecht; unsere Zustände sind viel zu künstlich und kompliziert, unsere Nahrung und Lebensweise ist ohne die rechte Natur, und unser geselliger Verkehr ohne eigentliche Liebe und Wohlwollen. Jedermann ist fein und höflich, aber niemand hat den Mut, gemütlich und wahr zu sein, so daß ein redlicher Mensch mit natürlicher Neigung und Gesinnung einen recht bösen Stand hat. Man sollte oft wünschen, auf einer der Südseeinseln als sogenannter Wilder geboren zu sein, um nur einmal das menschliche Dasein ohne falschen Beigeschmack, durchaus rein zu genießen.

„Denkt man sich bei deprimierter Stimmung recht tief in das Elend unserer Zeit hinein, so kommt es einem oft vor, als wäre die Welt nach und nach zum jüngsten Tage reif. Und das Übel häuft sich von Generation zu Generation! Denn nicht genug, daß wir an den Sünden unserer Väter zu leiden haben, sondern wir überliefern auch diese geerbten Gebrechen, mit unsern eigenen vermehrt, unsern Nachkommen.“ . . .

„Unser Landvolk hat sich freilich fortwährend in guter Kraft erhalten und wird hoffentlich noch lange imstande sein, uns nicht allein tüchtige Reiter zu liefern, sondern uns auch vor gänzlichem Verfall und Verderben zu sichern. Es ist als ein Depot zu betrachten, aus dem sich die Kräfte der sinkenden Menschheit immer wieder ergänzen und anfrischen. Aber gehen Sie einmal in unsere großen Städte, und es wird Ihnen anders zumute werden. Halten Sie einmal einen Umgang an der Seite eines zweiten Hinkenden Teufels oder eines Arztes von ausgedehnter Praxis, und er wird Ihnen Geschichten zuflüstern, daß Sie über das Elend erschrecken und über die Gebrechen erstaunen, von denen die menschliche Natur heimgesucht ist und an denen die Gesellschaft leidet. . . .

„Es ist ein eigenes Ding, liegt es in der Abstammung, liegt es im Boden, liegt es in der freien Verfassung, liegt es in der gesunden Erziehung — genug die Engländer

scheinen vor vielen andern etwas vorauszuhaben. Wir sehen hier in Weimar ja nur ein Minimum von ihnen und wahrscheinlich keineswegs die besten: aber was sind das alles für tüchtige, hübsche Leute! Und so jung und siebzehnjährig sie hier auch ankommen, so fühlen sie sich doch in dieser deutschen Fremde keineswegs fremd und verlegen; vielmehr ist ihr Auftreten und ihr Benehmen in der Gesellschaft so voller Zuversicht und so bequem, als wären sie überall die Herren und als gehöre die Welt überall ihnen. Das ist denn auch, was unsern Weibern gefällt und wodurch sie in den Herzen unserer jungen Dämchen so viele Verwüstungen anrichten. Als deutscher Hausvater, dem die Ruhe der Seinigen lieb ist, empfinde ich oft ein kleines Grauen, wenn meine Schwiegertochter mir die erwartete baldige Ankunft irgendeines neuen jungen Insulaners ankündigt. Ich sehe im Geiste immer schon die Tränen, die ihm dereinst bei seinem Abgange fließen werden. Es sind gefährliche junge Leute; aber freilich, daß sie gefährlich sind, das ist eben ihre Tugend."

„Ich möchte jedoch nicht behaupten", versetzte ich, „daß unsere weimarischen jungen Engländer gescheiter, geistreicher, unterrichteter und von Herzen vortrefflicher wären als andere Leute auch."

„In solchen Dingen, mein Bester", erwiderte Goethe, „liegt's nicht. Es liegt auch nicht in der Geburt und im Reichtum; sondern es liegt darin, daß sie eben die Courage haben, das zu sein, wozu die Natur sie gemacht hat. Es ist an ihnen nichts verbildet und verbogen, es sind an ihnen keine Halbheiten und Schiefheiten; sondern wie sie auch sind, es sind immer durchaus komplette Menschen. Auch komplette Narren mitunter, das gebe ich von Herzen zu; allein es ist doch was und hat doch auf der Wage der Natur immer einiges Gewicht.

„Das Glück der persönlichen Freiheit, das Bewußtsein des englischen Namens und welche Bedeutung ihm bei andern Nationen beiwohnt, kommt schon den Kindern zugute, so daß sie sowohl in der Familie als in den Unterrichtsanstalten mit weit größerer Achtung behandelt werden und einer weit

glücklich-freieren Entwicklung genießen als bei uns Deutschen.

„Ich brauche nur in unserm lieben Weimar zum Fenster hinauszusehen, um gewahr zu werden, wie es bei uns steht. Als neulich der Schnee lag und meine Nachbarskinder ihre kleinen Schlitten auf der Straße probieren wollten, sogleich war ein Polizeidiener nahe, und ich sah die armen Dingerchen fliehen, so schnell sie konnten. Jetzt, wo die Frühlingssonne sie aus den Häusern lockt und sie mit ihresgleichen vor ihren Türen gern ein Spielchen machten, sehe ich sie immer geniert, als wären sie nicht sicher und als fürchteten sie das Herannahen irgendeines polizeilichen Machthabers. Es darf kein Bube mit der Peitsche knallen oder singen oder rufen, sogleich ist die Polizei da, es ihm zu verbieten. Es geht bei uns alles dahin, die liebe Jugend frühzeitig zahm zu machen und alle Natur, alle Originalität und alle Wildheit auszutreiben, so daß am Ende nichts übrig bleibt als der Philister.

„Sie wissen, es vergeht bei mir kaum ein Tag, wo ich nicht von durchreisenden Fremden besucht werde. Wenn ich aber sagen sollte, daß ich an den persönlichen Erscheinungen, besonders junger deutscher Gelehrten aus einer gewissen nordöstlichen Richtung, große Freude hätte, so müßte ich lügen. Kurzsichtig, blaß, mit eingefallener Brust, jung ohne Jugend: das ist das Bild der meisten, wie sie sich mir darstellen. Und wie ich mit ihnen mich in ein Gespräch einlasse, habe ich sogleich zu bemerken, daß ihnen dasjenige, woran unsereiner Freude hat, nichtig und trivial erscheint, daß sie ganz in der Idee stecken und nur die höchsten Probleme der Spekulation sie zu interessieren geeignet sind. Von gesunden Sinnen und Freude am Sinnlichen ist bei ihnen keine Spur, alles Jugendgefühl und alle Jugendlust ist bei ihnen ausgetrieben, und zwar unwiederbringlich; denn wenn einer in seinem zwanzigsten Jahre nicht jung ist, wie soll er es in seinem vierzigsten sein!“ . . .

„Könnte man nur den Deutschen, nach dem Vorbilde der Engländer, weniger Philosophie und mehr Tatkraft, weniger Theorie und mehr Praxis beibringen, so würde uns

schon ein gutes Stück Erlösung zuteil werden, ohne daß wir auf das Erscheinen der persönlichen Hoheit eines zweiten Christus zu warten brauchten. Sehr viel könnte geschehen von unten, vom Volke, durch Schulen und häusliche Erziehung, sehr viel von oben durch die Herrscher und ihre Nächsten.

„So z. B. kann ich nicht billigen, daß man von den studierenden künftigen Staatsdienern gar zu viele theoretisch gelehrte Kenntnisse verlangt, wodurch die jungen Leute vor der Zeit geistig wie körperlich ruiniert werden. Treten sie nun hierauf in den praktischen Dienst, so besitzen sie zwar einen ungeheuren Vorrat an philosophischen und gelehrten Dingen, allein er kann in dem beschränkten Kreise ihres Berufs garnicht zur Anwendung kommen und muß daher als unnütz wieder vergessen werden. Dagegen aber, was sie am meisten bedurften, haben sie eingebüßt: es fehlt ihnen die nötige geistige wie körperliche Energie, die bei einem tüchtigen Auftreten im praktischen Verkehr ganz unerläßlich ist.

„Und dann, bedarf es denn im Leben eines Staatsdieners, in Behandlung der Menschen, nicht auch der Liebe und des Wohlwollens? Und wie soll einer gegen andere Wohlwollen empfinden und ausüben, wenn es ihm selber nicht wohl ist!

„Es ist aber den Leuten allen herzlich schlecht! Der dritte Teil der an den Schreibtisch gefesselten Gelehrten und Staatsdiener ist körperlich anbrüchig und dem Dämon der Hypochondrie verfallen. Hier täte es not, von oben her einzuwirken, um wenigstens künftige Generationen vor ähnlichem Verderben zu schützen.

84. Mit Eckermann. Juli—August 1828.

Die Großherzogin-Mutter traf die Todesnachricht [des Großherzogs] in ihrem Sommeraufenthalte zu Wilhelmstal, den jungen Hof in Rußland. Goethe ging bald nach Dornburg, um sich den täglichen betrübenden Eindrücken zu entziehen und sich in einer neuen Umgebung durch eine frische Tätigkeit wiederherzustellen. Durch bedeutende, ihn

nahe berührende literarische Anregungen von seiten der Franzosen ward er von neuem in die Pflanzenlehre getrieben, bei welchen Studien ihm dieser ländliche Aufenthalt, wo ihn bei jedem Schritt ins Freie die üppigste Vegetation rankender Weinreben und sprossender Blumen umgab, sehr zu statten kam.

Ich besuchte ihn dort einigemal in Begleitung seiner Schwiegertochter und Enkel. Er schien sehr glücklich zu sein und konnte nicht unterlassen, seinen Zustand und die herrliche Lage des Schlosses und der Gärten wiederholt zu preisen. Und in der Tat, man hatte aus den Fenstern von solcher Höhe hinab einen reizenden Anblick. Unten das mannigfaltig belebte Tal mit der durch Wiesen sich hinschlängelnden Saale. Gegenüber nach Osten waldige Hügel, über welche der Blick ins Weite schweifte, so daß man fühlte, es sei dieser Stand am Tage der Beobachtung vorbeiziehender und sich im Weiten verlierender Regenschauer sowie bei Nacht der Betrachtung des östlichen Sternenheers und der aufgehenden Sonne besonders günstig.

„Ich verlebe hier", sagte Goethe, „so gute Tage wie Nächte. Oft vor Tagesanbruch bin ich wach und liege im offenen Fenster, um mich an der Pracht der jetzt zusammenstehenden drei Planeten zu weiden und an dem wachsenden Glanz der Morgenröte zu erquicken. Fast den ganzen Tag bin ich sodann im Freien und halte geistige Zwiesprache mit den Ranken der Weinrebe, die mir gute Gedanken sagen und wovon ich euch wunderliche Dinge mitteilen könnte. Auch mache ich wieder Gedichte, die nicht schlecht sind, und möchte überall, daß es mir vergönnt wäre, in diesem Zustande so fortzuleben."

85. Mit Eckermann. 11. September 1828.

Heute zwei Uhr, bei dem herrlichsten Wetter, kam Goethe von Dornburg zurück. Er war rüstig und ganz braun von der Sonne. Wir setzten uns bald zu Tisch und zwar in dem Zimmer, das unmittelbar an den Garten stößt und dessen Türen offenstanden. Er erzählte von mancherlei gehabten Besuchen und erhaltenen Geschenken

und schien sich überall in zwischengestreuten leichten Scherzen zu gefallen. Blickte man aber tiefer, so konnte man eine gewisse Befangenheit nicht verkennen, wie sie derjenige empfindet, der in einen alten Zustand zurückkehrt, der durch mancherlei Verhältnisse, Rücksichten und Anforderungen bedingt ist. ...

„Es war eine merkwürdige Sendung", sagte Goethe [von Professor Abeken], „die mir viele Freude gemacht hat. Ein liebenswürdiges Frauenzimmer, bei der Schiller den Tee getrunken, hat die Artigkeit gehabt, seine Äußerungen niederzuschreiben. Sie hat alles sehr hübsch aufgefaßt und treu wiedergegeben, und das liest sich nun nach so langer Zeit gar gut, indem man dadurch unmittelbar in einen Zustand versetzt wird, der mit tausend andern bedeutenden vorübergegangen ist, in diesem Fall aber glücklicherweise in seiner Lebendigkeit auf dem Papiere gefesselt worden.

„Schiller erscheint hier, wie immer, im absoluten Besitz seiner erhabenen Natur; er ist so groß am Teetisch, wie er es im Staatsrat gewesen sein würde. Nichts geniert ihn, nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug seiner Gedanken herab; was in ihm von großen Ansichten lebt, geht immer frei heraus ohne Rücksicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein! Wir andern dagegen fühlen uns immer bedingt; die Personen, die Gegenstände, die uns umgeben, haben auf uns ihren Einfluß; der Teelöffel geniert uns, wenn er von Gold ist, da er von Silber sein sollte: und so, durch tausend Rücksichten paralysiert, kommen wir nicht dazu, was etwa Großes in unserer Natur sein möchte, frei auszulassen. Wir sind die Sklaven der Gegenstände und erscheinen geringe oder bedeutend, je nachdem uns diese zusammenziehen oder zu freier Ausdehnung Raum geben."

86. Mit Eckermann und Nöggerath u. a.

20. Oktober 1828.

Oberbergrat Nöggerath aus Bonn, von dem Verein der Naturforscher aus Berlin zurückkehrend, war heute an Goethes Tisch ein sehr willkommener Gast. Über Minera-

logie ward viel verhandelt; der werte Fremde gab besonders gründliche Auskunft über die mineralogischen Vorkommen und Verhältnisse in der Nähe von Bonn.

Nach aufgehobener Tafel traten wir in das Zimmer mit der kolossalen Büste der Juno. Goethe zeigte den Gästen einen langen Papierstreifen mit Konturen des Frieses vom Tempel zu Phigalia. Man betrachtete das Blatt und wollte bemerken, daß die Griechen bei ihren Darstellungen von Tieren sich weniger an die Natur gehalten, als daß sie dabei nach einer gewissen Konvenienz verfahren. Man wollte gefunden haben, daß sie in Darstellungen dieser Art hinter der Natur zurückgeblieben, und daß Widder, Opferstiere und Pferde, wie sie auf Basreliefs vorkommen, häufig sehr steife, unförmliche und unvollkommene Geschöpfe seien.

„Ich will darüber nicht streiten", sagte Goethe, „aber vor allen Dingen muß man unterscheiden, aus welcher Zeit und von welchem Künstler solche Werke herrühren. Denn so ließen sich wohl Musterstücke in Menge vorlegen, wo griechische Künstler in ihren Darstellungen von Tieren die Natur nicht allein erreicht, sondern sogar weit übertroffen haben. Die Engländer, die ersten Pferdekenner der Welt, müssen doch jetzt von zwei antiken Pferdeköpfen gestehen, daß sie in ihren Formen so vollkommen befunden werden, wie jetzt gar keine Rassen mehr auf der Erde existieren. Es sind diese Köpfe aus der besten griechischen Zeit, und wenn uns nun solche Werke in Erstaunen setzen, so haben wir nicht sowohl anzunehmen, daß jene Künstler nach einer mehr vollkommenen Natur gearbeitet haben, wie die jetzige ist, als vielmehr, daß sie im Fortschritte der Zeit und Kunst selber etwas geworden waren, so daß sie sich mit persönlicher Großheit an die Natur wandten."

Während dieses gesprochen wurde, stand ich mit einer Dame seitwärts an einem Tische, um ein Kupferwerk zu betrachten, und ich konnte zu Goethes Worten nur ein halbes Ohr wenden, desto tiefer aber ergriff ich sie mit meiner Seele.

Die Gesellschaft war nach und nach gegangen, und ich

mit Goethe allein gelassen, der sich zum Ofen stellte. Ich trat in seine Nähe.

„„Euer Exzellenz"", sagte ich, „„haben vorhin in der Äußerung, daß die Griechen sich mit persönlicher Großheit an die Natur gewandt, ein gutes Wort gesprochen, und ich halte dafür, daß man sich von diesem Satz nicht tief genug durchdringen könne.""

„Ja, mein Guter", sagte Goethe, „hierauf kommt alles an. Man muß etwas sein, um etwas zu machen. Dante erscheint uns groß, aber er hatte eine Kultur von Jahrhunderten hinter sich; das Haus Rothschild ist reich, aber es hat mehr als ein Menschenalter gekostet, um zu solchen Schätzen zu gelangen. Diese Dinge liegen alle tiefer, als man denkt. Unsere guten altdeutschelnden Künstler wissen davon nichts, sie wenden sich mit persönlicher Schwäche und künstlerischem Unvermögen zur Nachahmung der Natur und meinen, es wäre was. Sie stehen unter der Natur. Wer aber etwas Großes machen will, muß seine Bildung so gesteigert haben, daß er gleich den Griechen imstande sei, die geringere reale Natur zu der Höhe seines Geistes heranzuheben und dasjenige wirklich zu machen, was in natürlichen Erscheinungen, aus innerer Schwäche oder aus äußerm Hindernis, nur Intention geblieben ist."

87. Mit Eckermann. 23. Oktober 1828.

Goethe sprach heute mit großer Anerkennung über eine kleine Schrift des Kanzlers, die den Großherzog Karl August zum Gegenstande hat und das tatenreiche Leben dieses seltenen Fürsten in gedrängter Kürze vorüberführt.

„Die kleine Schrift ist wirklich sehr gelungen", sagte Goethe, „das Material mit großer Umsicht und großem Fleiß zusammengebracht, so daß alles vom Hauch der innigsten Liebe beseelt, und zugleich die Darstellung so knapp und kurz, daß Tat auf Tat sich drängt und bei dem Anblick einer solchen Fülle von Leben und Tun es uns zumute wird, als würden wir von einem geistigen Schwindel ergriffen. Der Kanzler hat seine Schrift auch nach Berlin geschickt und darauf vor einiger Zeit einen höchst merkwürdigen Brief

von Alexander von Humboldt erhalten, den ich nicht ohne tiefe Rührung habe lesen können. Humboldt war dem Großherzog während eines langen Lebens auf das innigste befreundet, welches freilich nicht zu verwundern, indem die reich angelegte tiefe Natur des Fürsten immer nach neuem Wissen bedürftig und gerade Humboldt der Mann war, der bei seiner großen Universalität auf jede Frage die beste und gründlichste Antwort immer bereit hatte.

„Nun fügte es sich in der Tat wunderbar, daß der Großherzog gerade die letzten Tage vor seinem Tode in Berlin in fast beständiger Gesellschaft mit Humboldt verleben und daß er über manches wichtige Problem, was ihm am Herzen lag, noch zuletzt von seinem Freunde Aufschluß erhalten konnte; und wiederum war es nicht ohne höhere günstige Einwirkung, daß einer der größten Fürsten, die Deutschland je besessen, einen Mann wie Humboldt zum Zeugen seiner letzten Tage und Stunden hatte. Ich habe mir von dem Briefe eine Abschrift nehmen lassen und will Ihnen doch einiges daraus mitteilen."

Goethe stand auf und ging zu seinem Pult, wo er den Brief nahm und sich wieder zu mir an den Tisch setzte. Er las eine Weile im Stillen. Ich sah Tränen in seinen Augen. „Lesen Sie es für sich", sagte er dann, indem er mir den Brief zureichte. Er stand auf und ging im Zimmer auf und ab, während ich las.

„Wer konnte mehr durch das schnelle Hinscheiden des Verewigten erschüttert werden", schreibt Humboldt, „als ich, den er seit dreißig Jahren mit so wohlwollender Auszeichnung, ich darf sagen mit so aufrichtiger Vorliebe behandelt hatte. Auch hier wollte er mich fast zu jeder Stunde um sich haben; und als sei eine solche Luzidität, wie bei den erhabenen schneebedeckten Alpen, der Vorbote des scheidenden Lichts, nie habe ich den großen menschlichen Fürsten lebendiger, geistreicher, milder und an aller fernern Entwickelung des Volkslebens teilnehmender gesehen als in den letzten Tagen, die wir ihn hier besaßen.

„Ich sagte mehrmals zu meinen Freunden ahnungsvoll und beängstigt, daß diese Lebendigkeit, diese geheimnisvolle

Klarheit des Geistes bei so viel körperlicher Schwäche mir ein schreckhaftes Phänomen sei. Er selbst oscillierte sichtbar zwischen Hoffnung der Genesung und Erwartung der großen Katastrophe.

„Als ich ihn vierundzwanzig Stunden vor dieser sah, beim Frühstück, er krank und ohne Neigung etwas zu genießen, fragte er noch lebendig nach den von Schweden herübergekommenen Granitgeschieben baltischer Länder, nach Kometschweifen, welche sich unserer Atmosphäre trübend einmischen könnten, nach der Ursache der großen Winterkälte an allen östlichen Küsten.

„Als ich ihn zuletzt sah, drückte er mir zum Abschied die Hand mit den heitern Worten: ‚Sie glauben, Humboldt, Teplitz und alle warmen Quellen seien wie Wasser, die man künstlich erwärmt? Das ist nicht Küchenfeuer! Darüber streiten wir in Teplitz, wenn Sie mit dem Könige kommen. Sie sollen sehen, Ihr altes Küchenfeuer wird mich doch noch einmal wieder zusammenhalten.‘ Sonderbar! denn alles wird bedeutend bei so einem Manne.

„In Potsdam saß ich mehrere Stunden allein mit ihm auf dem Kanapee; er trank und schlief abwechselnd, trank wieder, stand auf, um an seine Gemahlin zu schreiben, dann schlief er wieder. Er war heiter, aber sehr erschöpft. In den Intervallen bedrängte er mich mit den schwierigsten Fragen über Physik, Astronomie, Meteorologie und Geognosie, über Durchsichtigkeit eines Kometenkerns, über Mondatmosphäre, über die farbigen Doppelsterne, über Einfluß der Sonnenflecke auf Temperatur, Erscheinen der organischen Formen in der Urwelt, innere Erdwärme. Er schlief mitten in seiner und meiner Rede ein, wurde oft unruhig und sagte dann, über seine scheinbare Unaufmerksamkeit milde und freundlich um Verzeihung bittend: ‚Sie sehen, Humboldt, es ist aus mit mir!‘

„Auf einmal ging er desultorisch in religiöse Gespräche über. Er klagte über den einreißenden Pietismus und den Zusammenhang dieser Schwärmerei mit politischen Tendenzen nach Absolutismus und Niederschlagen aller freiern Geistesregungen. ‚Dazu sind es unwahre Bursche‘, rief

er aus, ‚die sich dadurch den Fürsten angenehm zu machen glauben, um Stellen und Bänder zu erhalten! Mit der poetischen Vorliebe zum Mittelalter haben sie sich eingeschlichen.‘

„Bald legte sich sein Zorn, und nun sagte er, wie er jetzt viel Tröstliches in der christlichen Religion finde. ‚Das ist eine menschenfreundliche Lehre‘, sagte er; ‚aber von Anfang an hat man sie verunstaltet. Die ersten Christen waren die Freigesinnten unter den Ultras.‘“

Ich gab Goethen über diesen herrlichen Brief meine innige Freude zu erkennen. „Sie sehen“, sagte Goethe, „was für ein bedeutender Mensch er war. Aber wie gut ist es von Humboldt, daß er diese wenigen letzten Züge aufgefaßt, die wirklich als Symbol gelten können, worin die ganze Natur des vorzüglichsten Fürsten sich spiegelt. Ja, so war er! Ich kann es am besten sagen, denn es kannte ihn im Grunde niemand so durch und durch wie ich selber. Ist es aber nicht ein Jammer, daß kein Unterschied ist und daß auch ein solcher Mensch so früh dahin muß? Nur ein lumpiges Jahrhundert länger, und wie würde er an so hoher Stelle seine Zeit vorwärts gebracht haben! — Aber wissen Sie was? Die Welt soll nicht so rasch zum Ziele, als wir denken und wünschen. Immer sind die retardierenden Dämonen da, die überall dazwischen- und überall entgegentreten, so daß es zwar im ganzen vorwärts geht, aber sehr langsam. Leben Sie nur fort, und Sie werden schon finden, daß ich recht habe.“ . . .

Goethe war in besonders guter, erhöhter Stimmung. Er ließ eine Flasche Wein kommen, wovon er sich und mir einschenkte. Unser Gespräch ging wieder auf den Großherzog Karl August zurück.

„Sie sehen“, sagte Goethe, „wie sein außerordentlicher Geist das ganze Reich der Natur umfaßte. Physik, Astronomie, Geognosie, Meteorologie, Pflanzen- und Tierformen der Urwelt und was sonst dazu gehört, er hatte für alles Sinn und für alles Interesse. Er war achtzehn Jahre alt, als ich nach Weimar kam, aber schon damals zeigten seine Keime und Knospen, was einst der Baum sein würde.

Er schloß sich bald auf das innigste an mich an und nahm an allem, was ich trieb, gründlichen Anteil. Daß ich fast zehn Jahre älter war als er, kam unserm Verhältnis zugute. Er saß ganze Abende bei mir in tiefen Gesprächen über Gegenstände der Kunst und Natur, und was sonst allerlei Gutes vorkam. Wir saßen oft tief in die Nacht hinein, und es war nicht selten, daß wir nebeneinander auf meinem Sofa einschliefen. Fünfzig Jahre lang haben wir es miteinander fortgetrieben, und es wäre kein Wunder, wenn wir es endlich zu etwas gebracht hätten."

„Eine so gründliche Bildung", sagte ich, „wie sie der Großherzog gehabt zu haben scheint, mag bei fürstlichen Personen selten vorkommen."

„Sehr selten!" erwiderte Goethe. „Es gibt zwar viele, die fähig sind, über alles sehr geschickt mitzureden; aber sie haben es nicht im Innern und krabbeln nur an den Oberflächen. Und es ist kein Wunder, wenn man die entsetzlichen Zerstreuungen und Zerstückelungen bedenkt, die das Hofleben mit sich führt und denen ein junger Fürst ausgesetzt ist. Von allem soll er Notiz nehmen. Er soll ein bischen das kennen und ein bischen das, und dann ein bischen das und wieder ein bischen das. Dabei kann sich aber nichts setzen und nichts Wurzel schlagen, und es gehört der Fonds einer gewaltigen Natur dazu, um bei solchen Anforderungen nicht in Rauch aufzugehen. Der Großherzog war freilich ein geborener großer Mensch, womit alles gesagt und alles getan ist."

„Bei allen seinen höhern wissenschaftlichen und geistigen Richtungen", sagte ich, „scheint er doch auch das Regieren verstanden zu haben."

„Er war ein Mensch aus dem Ganzen", erwiderte Goethe, „und es kam bei ihm alles aus einer einzigen großen Quelle. Und wie das Ganze gut war, so war das Einzelne gut, er mochte tun und treiben, was er wollte. Übrigens kamen ihm zur Führung des Regiments besonders drei Dinge zu statten. Er hatte die Gabe, Geister und Charaktere zu unterscheiden und jeden an seinen Platz zu

stellen. Das war sehr viel. Dann hatte er noch etwas, was ebenso viel war, wo nicht noch mehr: er war beseelt von dem edelsten Wohlwollen, von der reinsten Menschenliebe, und wollte mit ganzer Seele nur das Beste. Er dachte immer zuerst an das Glück des Landes und ganz zuletzt erst ein wenig an sich selber. Edeln Menschen entgegenzukommen, gute Zwecke befördern zu helfen, war seine Hand immer bereit und offen. Es war in ihm viel Göttliches. Er hätte die ganze Menschheit beglücken mögen. Liebe aber erzeugt Liebe. Wer aber geliebt ist, hat leicht regieren.

„Und drittens: er war größer als seine Umgebung. Neben zehn Stimmen, die ihm über einen gewissen Fall zu Ohren kamen, vernahm er die elfte, bessere in sich selber. Fremde Zuflüsterungen glitten an ihm ab, und er kam nicht leicht in den Fall, etwas Unfürstliches zu begehen, indem er das zweideutig gemachte Verdienst zurücksetzte und empfohlene Lumpe in Schutz nahm. Er sah überall selber, urteilte selber und hatte in allen Fällen in sich selber die sicherste Basis. Dabei war er schweigsamer Natur, und seinen Worten folgte die Handlung."

„Wie leid tut es mir", sagte ich, „daß ich nicht viel mehr von ihm gekannt habe als sein Äußeres; doch das hat sich mir tief eingeprägt. Ich sehe ihn noch immer auf seiner alten Droschke, im abgetragenen grauen Mantel und Militärmütze und eine Zigarre rauchend, wie er auf die Jagd fuhr, seine Lieblingshunde nebenher. Ich habe ihn nie anders fahren sehen als auf dieser unansehnlichen alten Droschke, auch nie anders als zweispännig. Ein Gepränge mit sechs Pferden und Röcke mit Ordenssternen scheint nicht sehr nach seinem Geschmack gewesen zu sein."

„Das ist", erwiderte Goethe, „jetzt bei Fürsten überhaupt kaum mehr an der Zeit. Es kommt jetzt darauf an, was einer auf der Wage der Menschheit wiegt; alles übrige ist eitel. Ein Rock mit dem Stern und ein Wagen mit sechs Pferden imponiert nur noch allenfalls der rohesten Masse, und kaum dieser. Übrigens hing die alte Droschke des Großherzogs kaum in Federn. Wer mit ihm fuhr, hatte verzweifelte Stöße auszuhalten. Aber das war ihm eben

recht. Er liebte das Derbe und Unbequeme und war ein Feind aller Verweichlichung."

„Spuren davon", sagte ich, „sieht man schon in Ihrem Gedicht ‚Ilmenau', wo Sie ihn nach dem Leben gezeichnet zu haben scheinen."

„Er war damals sehr jung", erwiderte Goethe; „doch ging es mit uns freilich etwas toll her. Er war wie ein edler Wein, aber noch in gewaltiger Gärung. Er wußte mit seinen Kräften nicht, wo hinaus, und wir waren oft sehr nahe am Halsbrechen. Auf Parforcepferden über Hecken, Gräben und durch Flüsse und bergauf bergein sich tagelang abarbeiten, und dann nachts unter freiem Himmel kampieren, etwa bei einem Feuer im Walde: das war nach seinem Sinne. Ein Herzogtum geerbt zu haben, war ihm nichts, aber hätte er sich eins erringen, erjagen und erstürmen können, das wäre ihm etwas gewesen."

„Das Ilmenauer Gedicht", fuhr Goethe fort, „enthält als Episode eine Epoche, die im Jahre 1783, als ich es schrieb, bereits mehrere Jahre hinter uns lag, so daß ich mich selber darin als eine historische Figur zeichnen und mit meinem eigenen Ich früherer Jahre eine Unterhaltung führen konnte. Es ist darin, wie Sie wissen, eine nächtliche Szene vorgeführt, etwa nach einer solchen halsbrechenden Jagd im Gebirge. Wir hatten uns am Fuße eines Felsens kleine Hütten gebaut und mit Tannenreisern gedeckt, um darin auf trockenem Boden zu übernachten. Vor den Hütten brannten mehrere Feuer, und wir kochten und brieten, was die Jagd gegeben hatte. Knebel, dem schon damals die Tabakspfeife nicht kalt wurde, saß dem Feuer zunächst und ergötzte die Gesellschaft mit allerlei trockenen Späßen, während die Weinflasche von Hand zu Hand ging. Seckendorf, der schlanke mit den langen, feinen Gliedern, hatte sich behaglich am Stamm eines Baumes hingestreckt und summte allerlei Poetisches. Abseits in einer ähnlichen kleinen Hütte lag der Herzog im tiefen Schlaf. Ich selber saß davor, bei glimmenden Kohlen, in allerlei schweren Gedanken, auch in Anwandlungen von Bedauern über mancherlei Unheil, das meine Schriften angerichtet. Knebel

und Seckendorf erscheinen mir noch jetzt gar nicht schlecht gezeichnet, und auch der junge Fürst nicht in diesem düstern Ungestüm seines zwanzigsten Jahres:

Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
Kein Fels ist ihm zu schroff, kein Steg zu schmal;
Der Unfall lauert an der Seite
Und stürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die schmerzlich überspannte Regung
Gewaltsam ihn bald da, bald dort hinaus,
Und von unmutiger Bewegung
Ruht er unmutig wieder aus.
Und düster wild an heitern Tagen,
Unbändig, ohne froh zu sein,
Schläft er, an Seel' und Leib verwundet und zerschlagen,
Auf einem harten Lager ein.

„So war er ganz und gar. Es ist darin nicht der kleinste Zug übertrieben. Doch aus dieser Sturm- und Drangperiode hatte sich der Herzog bald zu wohltätiger Klarheit durchgearbeitet, so daß ich ihn zu seinem Geburtstage im Jahre 1783 an diese Gestalt seiner frühern Jahre sehr wohl erinnern mochte.

„Ich leugne nicht, er hat mir anfänglich manche Not und Sorge gemacht. Doch seine tüchtige Natur reinigte sich bald und bildete sich bald zum Besten, so daß es eine Freude wurde, mit ihm zu leben und zu wirken."

„Sie machten", bemerkte ich, „in dieser ersten Zeit mit ihm eine einsame Reise durch die Schweiz."

„Er liebte überhaupt das Reisen", erwiderte Goethe; „doch war es nicht sowohl, um sich zu amüsieren und zu zerstreuen, als um überall die Augen und Ohren offen zu haben und auf allerlei Gutes und Nützliches zu achten, das er in seinem Lande einführen könnte. Ackerbau, Viehzucht und Industrie sind ihm auf diese Weise unendlich viel schuldig geworden. Überhaupt waren seine Tendenzen nicht persönlich, egoistisch, sondern rein produktiver Art, und zwar produktiv für das allgemeine Beste. Dadurch hat er sich denn auch einen Namen gemacht, der über dieses kleine Land weit hinausgeht."

„Sein sorgloses, einfaches Äußere", sagte ich, „schien anzudeuten, daß er den Ruhm nicht suche, und daß er sich wenig aus ihm mache. Es schien, als sei er berühmt geworden ohne sein weiteres Zutun, bloß wegen seiner stillen Tüchtigkeit."

„Es ist damit ein eigenes Ding", erwiderte Goethe. „Ein Holz brennt, weil es Stoff dazu in sich hat, und ein Mensch wird berühmt, weil der Stoff dazu in ihm vorhanden. Suchen läßt sich der Ruhm nicht, und alles Jagen danach ist eitel. Es kann sich wohl jemand durch kluges Benehmen und allerlei künstliche Mittel eine Art von Namen machen; fehlt aber dabei das innere Juwel, so ist es eitel und hält nicht auf den andern Tag.

„Ebenso ist es mit der Gunst des Volks. Er suchte sie nicht und tat den Leuten keineswegs schön; aber das Volk liebte ihn, weil es fühlte, daß er ein Herz für sie habe."

... Wir sprachen sodann über die Einheit Deutschlands, und in welchem Sinne sie möglich und wünschenswert.

„Mir ist nicht bange", sagte Goethe, „daß Deutschland nicht eins werde; unsere guten Chausseen und künftigen Eisenbahnen werden schon das ihrige tun. Vor allem aber sei es eins in Liebe untereinander, und immer sei es eins, daß der deutsche Taler und Groschen im ganzen Reiche gleichen Wert habe; eins, daß mein Reisekoffer durch alle sechsunddreißig Staaten ungeöffnet passieren könne. Es sei eins, daß der städtische Reisepaß eines weimarischen Bürgers von dem Grenzbeamten eines großen Nachbarstaats nicht für unzulänglich gehalten werde als der Paß eines Ausländers. Es sei von Inland und Ausland unter deutschen Staaten überall keine Rede mehr. Deutschland sei ferner eins in Maß und Gewicht, in Handel und Wandel und hundert ähnlichen Dingen, die ich nicht alle nennen kann und mag.

„Wenn man aber denkt, die Einheit Deutschlands bestehe darin, daß das sehr große Reich eine einzige große Residenz habe und daß diese eine große Residenz wie zum Wohl der Entwickelung einzelner großer Talente so auch

zum Wohl der großen Masse des Volks gereiche, so ist man im Irrtum.

„Man hat einen Staat wohl einem lebendigen Körper mit vielen Gliedern verglichen, und so ließe sich wohl die Residenz eines Staates dem Herzen vergleichen, von welchem aus Leben und Wohlsein in die einzelnen nahen und fernen Glieder strömt. Sind aber die Glieder sehr ferne vom Herzen, so wird das zuströmende Leben schwach und immer schwächer empfunden werden. Ein geistreicher Franzose, ich glaube Dupin, hat eine Karte über den Kulturzustand Frankreichs entworfen und die größere oder geringere Aufklärung der verschiedenen Departements mit hellern oder dunklern Farben zur Anschauung gebracht. Da finden sich nun besonders in südlichen, weit von der Residenz entlegenen Provinzen einzelne Departements, die in ganz schwarzer Farbe daliegen, als Zeichen einer dort herrschenden großen Finsternis. Würde das aber wohl sein, wenn das schöne Frankreich statt des einen großen Mittelpunktes zehn Mittelpunkte hätte, von denen Licht und Leben ausginge?

„Wodurch ist Deutschland groß als durch eine bewundernswürdige Volkskultur, die alle Teile des Reichs gleichmäßig durchdrungen hat? Sind es aber nicht die einzelnen Fürstensitze, von denen sie ausgeht und welche ihre Träger und Pfleger sind? Gesetzt, wir hätten in Deutschland seit Jahrhunderten nur die beiden Residenzstädte Wien und Berlin oder gar nur eine, da möchte ich doch sehen, wie es um die deutsche Kultur stände, ja auch um einen überall verbreiteten Wohlstand, der mit der Kultur Hand in Hand geht. Deutschland hat über zwanzig im ganzen Reiche verteilte Universitäten und über hundert ebenso verbreitete öffentliche Bibliotheken, an Kunstsammlungen und Sammlungen von Gegenständen aller Naturreiche gleichfalls eine große Zahl; denn jeder Fürst hat dafür gesorgt, dergleichen Schönes und Gutes in seine Nähe heranzuziehen. Gymnasien und Schulen für Technik und Industrie sind im Überfluß da, ja es ist kaum ein deutsches Dorf, das nicht seine Schule hätte. Wie steht es aber um diesen letzten Punkt in Frankreich?

„Und wiederum die Menge deutscher Theater, deren Zahl über siebzig hinausgeht und die doch auch als Träger und Beförderer höherer Volksbildung keineswegs zu verachten. Der Sinn für Musik und Gesang und ihre Ausübung ist in keinem Lande verbreitet wie in Deutschland, und das ist auch etwas!

„Nun denken Sie aber an Städte wie Dresden, München, Stuttgart, Kassel, Braunschweig, Hannover und ähnliche; denken Sie an die großen Lebenselemente, die diese Städte in sich selber tragen; denken Sie an die Wirkungen, die von ihnen auf die benachbarten Provinzen ausgehen: und fragen Sie sich, ob das alles sein würde, wenn sie nicht seit langen Zeiten die Sitze von Fürsten gewesen.

„Frankfurt, Bremen, Hamburg, Lübeck sind groß und glänzend, ihre Wirkungen auf den Wohlstand von Deutschland gar nicht zu berechnen: würden sie aber wohl bleiben, was sie sind, wenn sie ihre eigene Souveränetät verlieren und irgend einem großen deutschen Reiche als Provinzialstädte einverleibt werden sollten? Ich habe Ursache, daran zu zweifeln."

88. Mit Eckermann. 16. Dezember 1828.

Ich war heute mit Goethe in seiner Arbeitsstube allein zu Tische; wir sprachen über verschiedene literarische Dinge.

„Die Deutschen", sagte er, „können die Philisterei nicht los werden. Da quengeln und streiten sie jetzt über verschiedene Distichen, die sich bei Schiller gedruckt finden und auch bei mir, und sie meinen, es wäre von Wichtigkeit, entschieden herauszubringen, welche denn wirklich Schillern gehören und welche mir. Als ob etwas darauf ankäme, als ob etwas damit gewonnen würde und als ob es nicht genug wäre, daß die Sachen da sind!

„Freunde wie Schiller und ich, jahrelang verbunden, mit gleichen Interessen, in täglicher Berührung und gegenseitigem Austausch, lebten sich ineinander so sehr hinein, daß überhaupt bei einzelnen Gedanken gar nicht die Rede und Frage sein konnte, ob sie dem einen gehörten oder dem

andern. Wir haben viele Distichen gemeinschaftlich gemacht, oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall, und oft machte Schiller den einen Vers und ich den andern. Wie kann nun da von Mein und Dein die Rede sein! Man müßte wirklich selbst noch tief in der Philisterei stecken, wenn man auf die Entscheidung solcher Zweifel nur die mindeste Wichtigkeit legen wollte."

„Etwas Ähnliches", sagte ich, „kommt in der literarischen Welt häufig vor, indem man z. B. an dieses oder jenes berühmten Mannes Originalität zweifelt und die Quellen auszuspüren sucht, woher er seine Kultur hat."

„Das ist sehr lächerlich", sagte Goethe; „man könnte ebenso gut einen wohlgenährten Mann nach den Ochsen, Schafen und Schweinen fragen, die er gegessen und die ihm Kräfte gegeben. Wir bringen wohl Fähigkeiten mit, aber unsere Entwickelung verdanken wir tausend Einwirkungen einer großen Welt, aus der wir uns aneignen, was wir können und was uns gemäß ist. Ich verdanke den Griechen und Franzosen viel, ich bin Shakespeare, Sterne und Goldsmith Unendliches schuldig geworden. Allein damit sind die Quellen meiner Kultur nicht nachgewiesen; es würde ins Grenzenlose gehen und wäre auch nicht nötig. Die Hauptsache ist, daß man eine Seele habe, die das Wahre liebt und die es aufnimmt, wo sie es findet.

Überhaupt", fuhr Goethe fort, „ist die Welt jetzt so alt, und es haben seit Jahrtausenden so viele bedeutende Menschen gelebt und gedacht, daß wenig Neues mehr zu finden und zu sagen ist."

... Das Gespräch wendete sich hiernächst ganz auf Byron und einzelne seiner Werke, wobei Goethe häufigen Anlaß fand, manche seiner frühern Äußerungen von Anerkennung und Bewunderung jenes großen Talents zu wiederholen.

„In alles, was Euer Exzellenz über Byron sagen", erwiderte ich, „stimme ich von Herzen bei; allein wie bedeutend und groß jener Dichter als Talent auch sein mag, so möchte ich doch sehr zweifeln, daß aus seinen Schriften

für reine Menschenbildung ein entschiedener Gewinn zu schöpfen."

„Da muß ich Ihnen widersprechen", sagte Goethe. „Byrons Kühnheit, Keckheit und Grandiosität, ist das nicht alles bildend? Wir müssen uns hüten, es stets im entschieden Reinen und Sittlichen suchen zu wollen. Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden."

89. Mit Eckermann. 4. Februar 1829.

„Der Mensch soll an Unsterblichkeit glauben, er hat dazu ein Recht, es ist seiner Natur gemäß, und er darf auf religiöse Zusagen bauen. Die Überzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriff der Tätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinem Geist nicht ferner auszuhalten vermag."

90. Mit Eckermann. 24. März 1829.

„Je höher ein Mensch", sagte Goethe, „desto mehr steht er unter dem Einfluß der Dämonen, und er muß nur immer aufpassen, daß sein leitender Wille nicht auf Abwege gerate.

„So waltete bei meiner Bekanntschaft mit Schiller durchaus etwas Dämonisches ob; wir konnten früher, wir konnten später zusammengeführt werden, aber daß wir es gerade in der Epoche wurden, wo ich die italienische Reise hinter mir hatte und Schiller der philosophischen Spekulationen müde zu werden anfing, war von Bedeutung und für beide von größtem Erfolg."

91. Mit Eckermann. 3. April 1829.

Mit Oberbaudirektor Coudray bei Goethe zu Tische. Coudray erzählte von einer Treppe im großherzoglichen Schloß zu Belvedere, die man seit Jahren höchst unbequem gefunden, an deren Verbesserung der alte Herrscher immer gezweifelt habe und die nun unter der Regierung des jungen Fürsten vollkommen gelinge.

Auch von dem Fortgange verschiedener Chausseebauten gab Coudray Nachricht und daß man den Weg über die

Berge nach Blankenhain wegen zwei Fuß Steigung auf die Rute ein wenig hätte umleiten müssen, wo man doch an einigen Stellen noch achtzehn Zoll auf die Rute habe.

Ich fragte Coudray, wieviel Zoll die eigentliche Norm sei, welche man beim Chausseebau in hügeligen Gegenden zu erreichen trachte.

„Zehn Zoll auf die Rute", antwortete er, „da ist es bequem."

„Aber", sagte ich, „wenn man von Weimar aus irgend eine Straße nach Osten, Süden, Westen oder Norden fährt, so findet man sehr bald Stellen, wo die Chaussee weit mehr als zehn Zoll Steigung auf die Rute haben möchte."

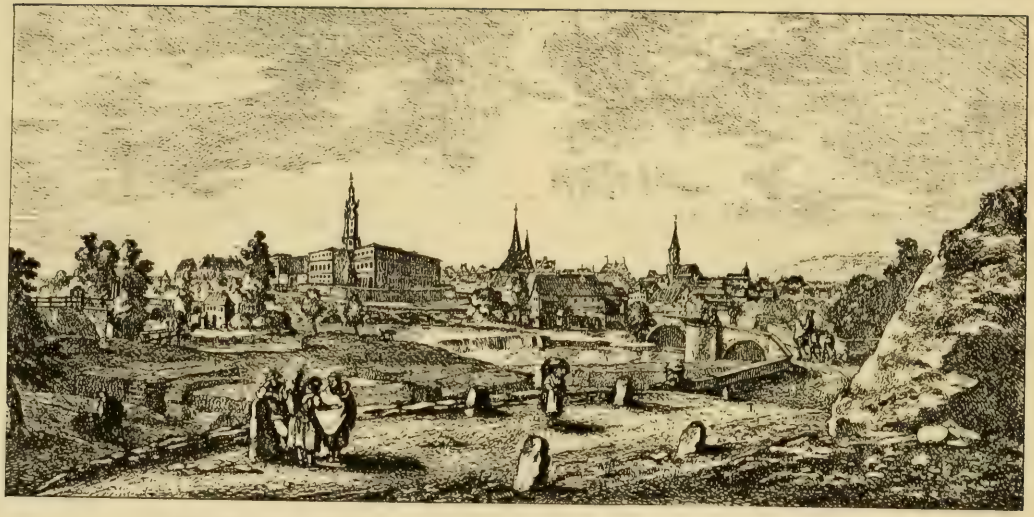
„Das sind kurze unbedeutende Strecken", antwortete Coudray, „und dann geht man oft beim Chausseebau über solche Stellen in der Nähe eines Ortes absichtlich hin, um demselben ein kleines Einkommen für Vorspann nicht zu nehmen." Wir lachten über diese redliche Schelmerei. „Und im Grunde", fuhr Coudray fort, „ist's auch eine Kleinigkeit; die Reisewagen gehen über solche Stellen leicht hinaus, und die Frachtführer sind einmal an einige Plackerei gewöhnt. Zudem, da solcher Vorspann gewöhnlich bei Gastwirten genommen wird, so haben die Fuhrleute zugleich Gelegenheit, einmal zu trinken, und sie würden es einem nicht danken, wenn man ihnen den Spaß verdürbe."

„Ich möchte wissen", sagte Goethe, „ob es in ganz ebenen, flachen Gegenden nicht sogar besser wäre, die gerade Straßenlinie dann und wann zu unterbrechen und die Chaussee künstlich hier und dort ein wenig steigen und fallen zu lassen; es würde das bequeme Fahren nicht hindern, und man gewönne, daß die Straße wegen besserm Abfluß des Regenwassers immer trocken wäre."

„Das ließe sich wohl machen", antwortete Coudray, „und würde sich höchst wahrscheinlich sehr nützlich erweisen." . . .

. . . Wir sprachen darauf über Gegenstände der Weltgeschichte, und Goethe äußerte folgendes über Regenten.

„Um populär zu sein", sagte er, „braucht ein großer Regent weiter keine Mittel als seine Größe. Hat er so



Alt-Weimar; Stich aus dem 18. Jahrhundert von **G. M. Kraus.**

gestrebt und gewirkt, daß sein Staat im Innern glücklich und nach außen geachtet ist, so mag er mit allen seinen Orden im Staatswagen oder er mag im Bärenfelle und die Zigarre im Munde auf einer schlechten Droschke fahren, es ist alles gleich, er hat einmal die Liebe seines Volkes und genießt immer dieselbige Achtung. Fehlt aber einem Fürsten die persönliche Größe und weiß er nicht durch gute Taten bei den Seinen sich in Liebe zu setzen, so muß er auf andere Vereinigungsmittel denken, und da gibt es kein besseres und wirksameres als die Religion und den Mitgenuß und die Mitübung derselbigen Gebräuche. Sonntäglich in der Kirche erscheinen, auf die Gemeinde herabsehen und von ihr ein Stündchen sich anblicken lassen, ist das trefflichste Mittel zur Popularität, das man jedem jungen Regenten anraten möchte, und das, bei aller Größe, selbst Napoleon nicht verschmäht hat."

92. Mit Eckermann. 6. April 1829.

... Goethe fing an, über Guizot zu reden. „Ich gehe in seinen Vorlesungen fort", sagte er, „und sie halten sich trefflich. Die diesjährigen gehen etwa bis ins achte Jahrhundert. Er besitzt einen Tiefblick und Durchblick, wie er mir bei keinem Geschichtschreiber größer vorgekommen. Dinge, woran man nicht denkt, erhalten in seinen Augen die größte Wichtigkeit, als Quellen bedeutender Ereignisse. Welchen Einfluß z. B. das Vorwalten gewisser religiöser Meinungen auf die Geschichte gehabt, wie die Lehre von der Erbsünde, von der Gnade, von guten Werken gewissen Epochen eine solche und eine andere Gestalt gegeben, sehen wir deutlich hergeleitet und nachgewiesen. Auch das römische Recht, als ein fortlebendes, das gleich einer untertauchenden Ente sich zwar von Zeit zu Zeit verbirgt, aber nie ganz verloren geht und immer einmal wieder lebendig hervortritt, sehen wir sehr gut behandelt, bei welcher Gelegenheit denn auch unserm trefflichen Savigny volle Anerkennung zuteil wird.

„Wie Guizot von den Einflüssen redet, welche die Gallier in früher Zeit von fremden Nationen empfangen,

ist mir besonders merkwürdig gewesen, was er von den Deutschen sagt. ‚Die Germanen‘, sagt er, ‚brachten uns die Idee der persönlichen Freiheit, welche diesem Volke vor allem eigen war‘. Ist das nicht sehr artig, und hat er nicht vollkommen recht, und ist nicht diese Idee noch bis auf den heutigen Tag unter uns wirksam? Die Reformation kam aus dieser Quelle wie die Burschenverschwörung auf der Wartburg, Gescheites wie Dummes. Auch das Buntscheckige unserer Literatur, die Sucht unserer Poeten nach Originalität und daß jeder glaubt, eine neue Bahn machen zu müssen, sowie die Absonderung und Verisolierung unserer Gelehrten, wo jeder für sich steht und von seinem Punkte aus sein Wesen treibt: alles kommt daher. Franzosen und Engländer dagegen halten weit mehr zusammen und richten sich nacheinander. In Kleidung und Betragen haben sie etwas Übereinstimmendes. Sie fürchten, voneinander abzuweichen, um sich nicht auffallend oder gar lächerlich zu machen. Die Deutschen aber gehen jeder seinem Kopfe nach, jeder sucht sich selber genug zu tun, er fragt nicht nach dem andern; denn in jedem lebt, wie Guizot richtig gefunden hat, die Idee der persönlichen Freiheit, woraus denn, wie gesagt, viel Treffliches hervorgeht, aber auch viel Absurdes.“

93. **Mit v. Müller.** 18. Mai 1829.

„Die Menge, die Majorität ist notwendig immer absurd und verkehrt; denn sie ist bequem, und das Falsche ist stets viel bequemer als die Wahrheit. Letztere will ernst erforscht und rücksichtslos angeschaut und angewendet sein. Das Falsche aber schmiegt sich an jede träge, bequeme oder törichte Individualitäten, ist wie ein Firnis, mit dem man leicht alles übertüncht.“

94. **Mit Eckermann.** 1. September 1829

Ich erzählte Goethe von einem Durchreisenden, der bei Hegel ein Kollegium über den Beweis des Daseins Gottes gehört. Goethe stimmte mir bei, daß dergleichen Vorlesungen nicht mehr an der Zeit seien.

„Die Periode des Zweifels", sagte er, „ist vorüber; es zweifelt jetzt so wenig jemand an sich selber als an Gott. Zudem sind die Natur Gottes, die Unsterblichkeit, das Wesen unserer Seele und ihr Zusammenhang mit dem Körper ewige Probleme, worin uns die Philosophen nicht weiter bringen. Ein französischer Philosoph der neuesten Tage fängt sein Kapitel ganz getrost folgendermaßen an: ‚Es ist bekannt, daß der Mensch aus zwei Teilen besteht, aus Leib und Seele. Wir wollen demnach mit dem Leibe anfangen und sodann von der Seele reden.' Fichte ging doch schon ein wenig weiter und zog sich etwas klüger aus der Sache, indem er sagte: ‚Wir wollen handeln vom Menschen als Leib betrachtet und vom Menschen als Seele betrachtet.' Er fühlte zu wohl, daß sich ein so eng verbundenes Ganzes nicht trennen lasse. Kant hat unstreitig am meisten genützt, indem er die Grenzen zog, wie weit der menschliche Geist zu dringen fähig sei, und daß er die unauflöslichen Probleme liegen ließ. Was hat man nicht alles über Unsterblichkeit philosophiert! und wie weit ist man gekommen? Ich zweifle nicht an unserer Fortdauer, denn die Natur kann die Entelechie nicht entbehren; aber wir sind nicht auf gleiche Weise unsterblich, und um sich künftig als große Entelechie zu manifestieren, muß man auch eine sein." —

„Während aber die Deutschen sich mit Auflösung philosophischer Probleme quälen, lachen uns die Engländer mit ihrem großen praktischen Verstande aus und gewinnen die Welt. Jedermann kennt ihre Deklamationen gegen den Sklavenhandel, und während sie uns weismachen wollen, was für humane Maximen solchem Verfahren zugrunde liegen, entdeckt sich jetzt, daß das wahre Motiv ein reales Objekt sei, ohne welches es die Engländer bekanntlich nie tun, und welches man hätte wissen sollen. An der westlichen Küste von Afrika gebrauchen sie die Neger selbst in ihren großen Besitzungen, und es ist gegen ihr Interesse, daß man sie dort ausführe. In Amerika haben sie selbst große Negerkolonien angelegt, die sehr produktiv sind und jährlich einen großen Ertrag an Schwarzen liefern. Mit diesen

versehen sie die nordamerikanischen Bedürfnisse, und indem sie auf solche Weise einen höchst einträglichen Handel treiben, wäre die Einfuhr von außen ihrem merkantilischen Interesse sehr im Wege, und sie predigen daher nicht ohne Objekt gegen den inhumanen Handel. Noch auf dem Wiener Kongreß argumentierte der englische Gesandte sehr lebhaft dagegen; aber der portugiesische war klug genug, in aller Ruhe zu antworten, daß er nicht wisse, daß man zusammengekommen sei, ein allgemeines Weltgericht abzugeben oder die Grundsätze der Moral festzusetzen. Er kannte das englische Objekt recht gut, und so hatte auch er das seinige, wofür er zu reden und welches er zu erlangen wußte."

95. Mit Soret. 8. März 1830.

Goethe sagte mir, ohne Schiller, der ihn für die ‚Horen' gewann, wäre er nie dazu gekommen, Balladen zu schreiben. Den größten Teil derselben hatte er im Kopfe, und sie beschäftigten ihn wie schöne Träume, umschwebten ihn mit glänzenden Bildern und mancherlei Einzelheiten, die bei der Darstellung notwendig geopfert oder verstümmelt werden mußten. Daher ergriff er mit Widerwillen die Feder und sagte diesen schönen Phantasien lebewohl, um sie in dürftige Worte zu kleiden mit einem Gefühl des Bedauerns, wie man von einem Freunde scheidet. „In andern Fällen", sagte er, „hatten mich meine Gedichte vorher nicht beschäftigt; dann befriedigten sie mich beim ersten Entwurfe, eine Idee tauchte plötzlich in mir auf; ich hatte kaum Zeit, zur Feder zu greifen oder darauf zu achten, daß das Papier ganz schief lag. Es kam vor, daß ich in der Diagonale schrieb und unter einem Winkel unten ankam, daß mir für das Ende des Verses kein Platz mehr blieb. Ich bedaure, keine solchen Blätter mehr zu besitzen, um als Zeugnis für diese Anfälle poetischer Zerstreutheit dienen zu können."

96. Mit Soret. 14. März 1830.

„Ein politisches Gedicht ist überhaupt im glücklichsten Falle immer nur als Organ einer einzelnen Nation und

in den meisten Fällen nur als Organ einer gewissen Partei zu betrachten, aber von dieser Nation und dieser Partei wird es auch, wenn es gut ist, mit Enthusiasmus ergriffen werden. Auch ist ein politisches Gedicht immer nur als Produkt eines gewissen Zeitzustandes anzusehen, der aber freilich vorübergeht und dem Gedicht für die Folge denjenigen Wert nimmt, den es vom Gegenstande hat. Béranger hatte übrigens gut machen! Paris ist Frankreich, alle bedeutenden Interessen seines großen Vaterlandes konzentrieren sich in der Hauptstadt und haben dort ihr eigentliches Leben und ihren eigentlichen Widerhall. Auch ist er in den meisten seiner politischen Lieder keineswegs als bloßes Organ einer einzelnen Partei zu betrachten, vielmehr sind die Dinge, denen er entgegenwirkt, größtenteils von so allgemein nationalem Interesse, daß der Dichter fast immer als große Volksstimme vernommen wird. Bei uns in Deutschland ist dergleichen nicht möglich. Wir haben keine Stadt, ja wir haben nicht einmal ein Land, von dem wir entschieden sagen könnten: hier ist Deutschland. Fragen wir in Wien, so heißt es: hier ist Österreich; und fragen wir in Berlin, so heißt es: hier ist Preußen. Bloß vor sechzehn Jahren, als wir endlich die Franzosen los sein wollten, war Deutschland überall; hier hätte ein politischer Dichter allgemein wirken können. Allein es bedurfte seiner nicht. Die allgemeine Not und das allgemeine Gefühl der Schmach hatte die Nation als etwas Dämonisches ergriffen; das begeisterte Feuer, das der Dichter hätte entzünden können, brannte bereits überall von selber. Doch will ich nicht leugnen, daß Arndt, Körner und Rückert einiges gewirkt haben."

„„Man hat Ihnen vorgeworfen"", bemerkte ich etwas unvorsichtig, „„daß Sie in jener großen Zeit nicht auch die Waffen ergriffen oder wenigstens nicht als Dichter eingewirkt haben.""

„Lassen wir das, mein Guter!" erwiderte Goethe. „Es ist eine absurde Welt, die nicht weiß, was sie will, und die man muß reden und gewähren lassen. Wie hätte ich die Waffen ergreifen können ohne Haß! Und wie hätte

ich hassen können ohne Jugend! Hätte jenes Ereignis mich als einen Zwanzigjährigen getroffen, so wäre ich sicher nicht der letzte geblieben, allein es fand mich als einen, der bereits über die ersten Sechzig hinaus war.

„Auch können wir dem Vaterlande nicht auf gleiche Weise dienen, sondern jeder tut sein Bestes, je nachdem Gott es ihm gegeben. Ich habe es mir ein halbes Jahrhundert lang sauer genug werden lassen. Ich kann sagen, ich habe in den Dingen, die die Natur mir zum Tagewerk bestimmt, mir Tag und Nacht keine Ruhe gelassen und mir keine Erholung gegönnt, sondern immer gestrebt und geforscht und getan, so gut und so viel ich konnte. Wenn jeder von sich dasselbe sagen kann, so wird es um alle gut stehen."

„„Im Grunde"", versetzte ich begütigend, „„sollte Sie jener Vorwurf nicht verdrießen, vielmehr könnten Sie sich darauf etwas einbilden; denn was will das anders sagen, als daß die Meinung der Welt von Ihnen so groß ist, daß sie verlangt, daß derjenige, der für die Kultur seiner Nation mehr getan als irgend ein anderer, nun endlich alles hätte tun sollen.""

„Ich mag nicht sagen, wie ich denke", erwiderte Goethe. „Es versteckt sich hinter jenem Gerede mehr böser Wille gegen mich, als Sie wissen. Ich fühle darin eine neue Form des alten Hasses, mit dem man mich seit Jahren verfolgt und mir im Stillen beizukommen sucht. Ich weiß recht gut, ich bin vielen ein Dorn im Auge, sie wären mich alle sehr gern los, und da man nun an meinem Talent nicht rühren kann, so will man an meinem Charakter. Bald soll ich stolz sein, bald egoistisch, bald voller Neid gegen junge Talente, bald in Sinnenlust versunken, bald ohne Christentum, und nun endlich gar ohne Liebe zu meinem Vaterlande und meinen lieben Deutschen. Sie kennen mich nun seit Jahren hinlänglich und fühlen, was an all dem Gerede ist. Wollen Sie aber wissen, was ich gelitten habe, so lesen Sie meine ‚Xenien', und es wird Ihnen aus meinen Gegenwirkungen klar werden, womit man mir abwechselnd das Leben zu verbittern gesucht hat.

Ein deutscher Schriftsteller — ein deutscher Märtyrer!

Ja, mein Guter! Sie werden es nicht anders finden. Und ich selbst kann mich kaum beklagen; es ist allen andern nicht besser gegangen, den meisten sogar schlechter, und in England und Frankreich ganz wie bei uns. Was hat nicht Molière zu leiden gehabt, und was nicht Rousseau und Voltaire! Byron ward durch die bösen Zungen aus England getrieben und würde zuletzt ans Ende der Welt geflohen sein, wenn ein früher Tod ihn nicht den Philistern und ihrem Haß enthoben hätte.

Und wenn noch die bornierte Masse höhere Menschen verfolgte! Nein, ein Begabter und ein Talent verfolgt das andere. Platen ärgert Heine und Heine Platen, und jeder sucht den andern schlecht und verhaßt zu machen, da doch zu einem friedlichen Hinleben und Hinwirken die Welt groß und weit genug ist, und jeder schon an seinem eigenen Talent einen Feind hat, der ihm hinlänglich zu schaffen macht!

Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen — das wäre meine Art gewesen! Aus dem Biwak heraus, wo man nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört, da hätte ich es mir gefallen lassen. Aber das war nicht mein Leben und nicht meine Sache, sondern die von Theodor Körner. Ihn kleiden seine Kriegskleider auch ganz vollkommen. Bei mir aber, der ich keine kriegerische Natur bin und keinen kriegerischen Sinn habe, würden Kriegslieder eine Maske gewesen sein, die mir sehr schlecht zu Gesicht gestanden hätte.

Ich habe in meiner Poesie nie affektiert. Was ich nicht lebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen. Liebesgedichte habe ich nur gemacht, wenn ich liebte. Wie hätte ich nun Lieder des Hasses schreiben können ohne Haß! Und, unter uns, ich haßte die Franzosen nicht, wiewohl ich Gott dankte, als wir sie los waren. Wie hätte auch ich, dem nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen können, die zu den kultiviertesten der Erde gehört und der ich einen so großen Teil meiner eigenen Bildung verdankte!

„Überhaupt", fuhr Goethe fort, „ist es mit dem Ne

tionalhaß ein eigenes Ding. Auf den untersten Stufen der Kultur werden Sie ihn immer am stärksten und heftigsten finden. Es gibt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet und wo man gewissermaßen über den Nationen steht, und man ein Glück oder ein Wehe seines Nachbarvolks empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet. Diese Kulturstufe war meiner Natur gemäß, und ich hatte mich darin lange befestigt, ehe ich mein sechzigstes Jahr erreicht hatte."

97. Mit v. Müller. 7. Mai 1830.

„Geoffroy de St. Hilaire hat mit seinem Urtypus aller Organisationen und mit seinem Système d'analogie ganz recht gegen Cuvier, der doch nur ein Philister ist. Ich verfiel längst auf jenen einfachen Urtypus; kein organisches Wesen ist ganz der Idee, die zugrunde liegt, entsprechend; hinter jedem steckt die höhere Idee. Das ist mein Gott, das ist der Gott, den wir alle ewig suchen und zu erschauen hoffen, aber wir können ihn nur ahnen, nicht schauen!"

98. Mit Soret. 2. August 1830.

Die Nachrichten von der begonnenen Julirevolution gelangten heute nach Weimar und setzten alles in Aufregung. Ich ging im Laufe des Nachmittags zu Goethe. „Nun", rief er mir entgegen, „was denken Sie von dieser großen Begebenheit? Der Vulkan ist zum Ausbruch gekommen; alles steht in Flammen, und es ist nicht ferner eine Verhandlung bei geschlossenen Türen!"

„„Eine furchtbare Geschichte!"" erwiderte ich. „„Aber was ließ sich bei den bekannten Zuständen und bei einem solchen Ministerium anderes erwarten, als daß man mit der Vertreibung der bisherigen königlichen Familie endigen würde.""

„Wir scheinen uns nicht zu verstehen, mein Allerbester", erwiderte Goethe. „Ich rede garnicht von jenen Leuten; es handelt sich bei mir um ganz andere Dinge. Ich rede von dem in der Akademie zum öffentlichen Ausbruch gekommenen, für die Wissenschaft so höchst bedeutenden Streit zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire!"

Diese Äußerung Goethes war mir so unerwartet, daß

ich nicht wußte, was ich sagen sollte, und daß ich während einiger Minuten einen völligen Stillstand in meinen Gedanken verspürte.

„Die Sache ist von der höchsten Bedeutung", fuhr Goethe fort, „und Sie können sich keinen Begriff machen, was ich bei der Nachricht von der Sitzung des 19. Juli empfinde. Wir haben jetzt an Geoffroy de Saint-Hilaire einen mächtigen Alliierten auf die Dauer. Ich sehe aber zugleich daraus, wie groß die Teilnahme der französischen wissenschaftlichen Welt an dieser Angelegenheit sein muß, indem trotz der furchtbaren politischen Aufregung die Sitzung des 19. Juli dennoch bei einem gefüllten Hause stattfand. Das Beste aber ist, daß die von Geoffroy in Frankreich eingeführte synthetische Behandlungsweise der Natur jetzt nicht mehr rückgängig zu machen ist. Die Angelegenheit ist durch die freien Diskussionen in der Akademie, und zwar in Gegenwart eines großen Publikums, jetzt öffentlich geworden, sie läßt sich nicht mehr an geheime Ausschüsse verweisen und bei geschlossenen Türen abtun und unterdrücken. Von nun an wird auch in Frankreich bei der Naturforschung der Geist herrschen und über die Materie Herr sein. Man wird Blicke in große Schöpfungsmaximen tun, in die geheimnisvolle Werkstatt Gottes! Was ist auch im Grunde aller Verkehr mit der Natur, wenn wir auf analytischem Wege bloß mit einzelnen materiellen Teilen uns zu schaffen machen und wir nicht das Atmen des Geistes empfinden, der jedem Teile die Richtung vorschreibt und jede Ausschweifung durch ein inwohnendes Gesetz bändigt oder sanktioniert!

Ich habe mich seit fünfzig Jahren in dieser großen Angelegenheit abgemüht; anfänglich einsam, dann unterstützt und zuletzt zu meiner großen Freude überragt durch verwandte Geister. Als ich mein erstes Aperçu vom Zwischenknochen an Peter Camper schickte, ward ich zu meiner innigsten Betrübnis völlig ignoriert. Mit Blumenbach ging es mir nicht besser, obgleich er nach persönlichem Verkehr auf meine Seite trat. Dann aber gewann ich Gleichgesinnte an Sömmerring, Oken, D'Alton, Carus und andern gleich trefflichen Männern. Jetzt ist nun auch

Geoffroy de Saint-Hilaire entschieden auf unserer Seite und mit ihm alle seine bedeutenden Schüler und Anhänger Frankreichs. Dieses Ereignis ist für mich von ganz unglaublichem Wert, und ich juble mit Recht über den endlich erlebten allgemeinen Sieg einer Sache, der ich mein Leben gewidmet habe und die ganz vorzüglich auch die meinige ist."

99. Mit v. Müller. 1. Hälfte August 1830.

Und jetzt noch ein Wort über Frankreich! Der Eindruck, den diese blitzschnelle Revolution auch hier gemacht, ist unbeschreiblich. Keine größere Krisis haben wir gehabt. Goethe spricht: er könne sich nur dadurch darüber beruhigen, daß er sie für die größte Denkübung ansehe, die ihm am Schlusse seines Lebens habe werden können.

100. Mit v. Müller. Um 10. November 1830.

Sein Sohn ist zu Rom am 27. Oktober plötzlich durch einen Schlagfluß hinweggerafft worden.

— — —

Sie [Rochlitz] können leicht ermessen, welche bittere Aufgabe es für mich war, solche Schreckenskunde dem ehrwürdigen Vater beizubringen. Doch er empfing sie mit großer Fassung und Ergebung. „Non ignoravi me mortalem genuisse!" rief er aus, als seine Augen sich mit Tränen füllten.

101. Mit v. Müller. 5. Januar 1831.

Ich war von 6—8 Uhr abends bei ihm. Er genehmigte den letzten Testamentsentwurf und zeigte sich sehr dankbar dafür, daß ich ihm diese große Sorge von der Brust nähme. . . . Merkwürdiger Kondolenzbrief [zum Tode von Goethes Sohn] des Kaufmanns Meßow in Calbe an Goethe und dessen Dankbrief an Vogel. Goethe meinte: es müsse doch ein innerlicher, empfindungswarmer Mensch sein.

„Ja, ja, es leben doch hier und da noch gute Menschen, die durch meine Schriften erbaut worden. Wer sie und mein Wesen überhaupt verstehen gelernt, wird doch bekennen müssen, daß er eine gewisse innere Freiheit gewonnen. Die Abende in Calbe mögen manchmal lang sein; da freut sich denn so einer, wenn er eine Ahnung

bekommt, was eigentlich im Menschen steckt. Aber was hilft es ihm wohl? Zum rechten Durchdringen kommt es doch nicht leicht. Ach, es ist unsäglich, wie sich die armen Menschen auf der Erde abquälen!" Es schien ihm Bedürfnis, diesen Abend recht viel, was mir interessant sein möchte, mitzuteilen. „Man sollte das öfter tun", sagte er, „oft kann man damit einem Freunde Freude machen, und mancher gute Gedanke keimt dabei auf. Nun, wenn ich nur erst meine Testamentssorge vom Herzen habe, dann wollen wir wieder frisch auftreten. Zehn neue Bände meiner Schriften sind fast schon parat. Vom zweiten Teil des ‚Faust' der fünfte Akt und der zweite fast ganz; der vierte muß noch gemacht werden, doch im Notfall könnte man ihn sich selbst konstruieren, da der Schlußpunkt im fünften Akt gegeben ist."

102. Mit Eckermann. 2. März 1831.

Heute bei Goethe zu Tische kam das Gespräch bald wieder auf das Dämonische, und er fügte zu dessen näherer Bezeichnung noch folgendes hinzu.

„Das Dämonische", sagte er, „ist dasjenige, was durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen ist. In meiner Natur liegt es nicht, aber ich bin ihm unterworfen."

„Napoleon", sagte ich, „scheint dämonischer Art gewesen zu sein."

„Er war es durchaus", sagte Goethe, „im höchsten Grade, so daß kaum ein anderer ihm zu vergleichen ist. Auch der verstorbene Großherzog war eine dämonische Natur, voll unbegrenzter Tatkraft und Unruhe, so daß sein eigenes Reich ihm zu klein war und das größte ihm zu klein gewesen wäre. Dämonische Wesen solcher Art rechneten die Griechen unter die Halbgötter."

„Erscheint nicht auch", sagte ich, „das Dämonische in den Begebenheiten?"

„Ganz besonders", sagte Goethe, „und zwar in allen, die wir durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen vermögen. Überhaupt manifestiert es sich auf die verschiedenste Weise in der ganzen Natur, in der unsichtbaren wie in der sichtbaren. Manche Geschöpfe sind ganz dämonischer Art, in manchen sind Teile von ihm wirksam."

„Hat nicht auch", sagte ich, „der Mephistopheles dämonische Züge?"

„Nein", sagte Goethe; „der Mephistopheles ist ein viel zu negatives Wesen, das Dämonische aber äußert sich in einer durchaus positiven Tatkraft.

„Unter den Künstlern", fuhr Goethe fort, „findet es sich mehr bei Musikern, weniger bei Malern. Bei Paganini zeigt es sich im hohen Grade, wodurch er denn auch so große Wirkungen hervorbringt."

103. Mit Eckermann. 8. März 1831.

Heute mit Goethe zu Tische . . .

. . . Wir sprachen über den vierten Band der Biographie und waren im Hin- und Widerreden über das Dämonische begriffen, ehe wir es uns versahen.

„In der Poesie", sagte Goethe, „ist durchaus etwas Dämonisches und zwar vorzüglich in der unbewußten, bei der aller Verstand und alle Vernunft zu kurz kommt, und die daher auch so über alle Begriffe wirkt.

„Desgleichen ist es in der Musik im höchsten Grade, denn sie steht so hoch, daß kein Verstand ihr beikommen kann, und es geht von ihr eine Wirkung aus, die alles beherrscht und von der niemand imstande ist, sich Rechenschaft zu geben. Der religiöse Kultus kann sie daher auch nicht entbehren; sie ist eins der ersten Mittel, um auf die Menschen wunderbar zu wirken.

„So wirft sich auch das Dämonische gern in bedeutende Individuen, vorzüglich wenn sie eine hohe Stellung haben, wie Friedrich und Peter der Große.

„Beim verstorbenen Großherzog war es in dem Grade, daß niemand ihm widerstehen konnte. Er übte auf die Menschen eine Anziehung durch seine ruhige Gegenwart, ohne daß er sich eben gütig und freundlich zu erweisen brauchte. Alles, was ich auf seinen Rat unternahm, glückte mir, so daß ich in Fällen, wo mein Verstand und meine Vernunft nicht hinreichte, ihn nur zu fragen brauchte, was zu tun sei, wo er es denn instinktmäßig aussprach und ich immer im voraus eines guten Erfolgs gewiß sein konnte.

„Ihm wäre zu gönnen gewesen, daß er sich meiner

Ideen und höheren Bestrebungen hätte bemächtigen können; denn wenn ihn der dämonische Geist verließ und nur das Menschliche zurückblieb, so wußte er mit sich nichts anzufangen und er war übel daran.

„Auch in Byron mag das Dämonische in hohem Grade wirksam gewesen sein, weshalb er auch die Attraktiva in großer Masse besessen, so daß ihm denn besonders die Frauen nicht haben widerstehen können."

„In die Idee vom Göttlichen", sagte ich versuchend, „scheint die wirkende Kraft, die wir das Dämonische nennen, nicht einzugehen."

„Liebes Kind", sagte Goethe, „was wissen wir denn von der Idee des Göttlichen, und was wollen denn unsere engen Begriffe vom höchsten Wesen sagen! Wollte ich es, gleich einem Türken, mit hundert Namen nennen, so würde ich doch noch zu kurz kommen und im Vergleich so grenzenloser Eigenschaften noch nichts gesagt haben."

104. Mit Eckermann. 30. März 1831.

Wir reden wieder über das Dämonische.

„Es wirft sich gern an bedeutende Figuren", sagte Goethe; „auch wählt es sich gern etwas dunkle Zeiten. In einer klaren, prosaischen Stadt wie Berlin fände es kaum Gelegenheit, sich zu manifestieren."

Goethe sprach hierdurch aus, was ich selber vor einigen Tagen gedacht hatte, welches mir angenehm war, so wie es immer Freude macht, unsere Gedanken bestätigt zu sehen.

Gestern und diesen Morgen las ich den dritten Band seiner Biographie, wobei es mir war, wie bei einer fremden Sprache, wo wir nach gemachten Fortschritten ein Buch wieder lesen, das wir früher zu verstehen glaubten, das aber erst jetzt in seinen kleinsten Teilen und Nüancen uns entgegentritt.

„Ihre Biographie ist ein Buch", sagte ich, „wodurch wir in unserer Kultur uns auf die entschiedenste Weise gefördert sehen."

„Es sind lauter Resultate meines Lebens", sagte Goethe, „und die erzählten einzelnen Fakta dienen bloß, um eine allgemeine Beobachtung, eine höhere Wahrheit zu bestätigen."

„Was Sie unter andern von Basedow erwähnten", sagte ich, „wie er nämlich zur Erreichung höherer Zwecke die Menschen nötig hat und ihre Gunst erwerben möchte, aber nicht bedenkt, daß er es mit allen verderben muß, wenn er so ohne alle Rücksicht seine abstoßenden religiösen Ansichten äußert und den Menschen dasjenige, woran sie mit Liebe hängen, verdächtig macht — solche und ähnliche Züge erscheinen mir von großer Bedeutung.

„Ich dächte", sagte Goethe, „es steckten darin einige Symbole des Menschenlebens. Ich nannte das Buch ‚Wahrheit und Dichtung', weil es sich durch höhere Tendenzen aus der Region einer niedern Realität erhebt. Jean Paul hat nun, aus Geist des Widerspruchs, ‚Wahrheit' aus seinem Leben geschrieben. Als ob die Wahrheit aus dem Leben eines solchen Mannes etwas anderes sein könnte, als daß der Autor ein Philister gewesen! Aber die Deutschen wissen nicht leicht, wie sie etwas Ungewohntes zu nehmen haben, und das Höhere geht oft an ihnen vorüber, ohne daß sie es gewahr werden. Ein Faktum unseres Lebens gilt nicht, insofern es wahr ist, sondern insofern es etwas zu bedeuten hatte."

105. Mit Johann Jakob Schmied. Mitte April 1831.

Nun hatte für mich die große Stunde geschlagen, in welcher es mir vergönnt war, vor dem größten Herren zweier Jahrhunderte zu stehen und von Angesicht zu Angesicht den Mann zu sehen, der als Stern erster Größe der Menschheit voranleuchtet und ihr den Pfad zu ihrer Bestimmung erhellt, und wahrlich! knüpfen sich nicht an den Namen Goethe alle die Ideen, zu deren Entwickelung und Realisierung der Mensch geboren ist? gibt es ein Gefühl, das er nicht fühlte, ein Gut, das er nicht suchte, eine Lebenswahrheit, die nicht vor sein Bewußtsein trat und sein Eigentum wurde? Und ist nicht er es, aus welchem Tausende von edlen Menschen die Befriedigung ihrer höchsten Bedürfnisse schöpfen? Diesen Mann zu sehen, über Gegenstände ewigen Interesses mit ihm zu sprechen und ihn mehr als eine halbe Stunde eigen zu besitzen, gewürdigt werden, in freiem, wenn auch bescheidenem Urteile über ihn sich

gegen ihn selbst äußern zu dürfen und mit Liebe behandelt zu werden, das, meine Teure, ist ein Glück, welches unter Millionen von den Mitlebenden kaum einem vom Vater gegeben ist, und dieser eine Glückliche bin ich. Und nun, meine Teilnehmende, nun mache ich Dich noch, damit Du ungefähr wissest, wie wichtig unser Thema war, mit einem Punkte bekannt, den ich seit meinem Besuche bei Goethe gegen gar niemand äußerte, indem man mir ununtersucht den Vorwurf der Eitelkeit machen würde. Denke Dir, wie ernst bei aller Heiterkeit Goethe und ich gestimmt waren. Als ich mit aller Wärme von dem Eindruck sprach, welchen sein ‚Faust' auf mich machte und immer noch macht, da traten ihm, dem greisen Goethe, helle Tränen in sein offenes, schönes Auge, und seine Stimme zeugte von seiner Rührung. Auch mich überwältigte mein Gefühl, und mein Gemüt feierte, als er wieder die Rede ergriff. Dies ist der dritte Sohn Gottes, der in mein Gemüt herabstieg; der erste war — o den vergeß ich nicht —! der Augenblick der Konfirmation, der zweite — der Augenblick, als ich das Gebet vor meiner ersten Predigt begann, und der dritte — jene Minute, auf eine solche Weise Goethe gegenüber. Beim Abschied ergriff er meine Hand, drückte sie mit den beiden seinigen und sprach: „Leben Sie wohl, geleitet von Gott und Ihrem Genius des Guten. Fügt es sich, daß Sie bei meinem Leben noch einmal nach Weimar kommen, so besuchen Sie mich, ohne sich vorher anmelden zu lassen." Eine solche Auszeichnung war nun noch die Krone des Ganzen und, ebenso stolz als demütig, begab ich mich zu meiner Reisegesellschaft, die aus lauter gemeinen Menschen bestand. O wollte Gott, daß ich nur noch ein einziges Mal seine Stirne sehen könnte und mein Geist sich weidete am Anblicke seines herrlichen Geistes!

106. Mit Eckermann. 6. Juni 1831.

„Der Faust, wie er im fünften Akt erscheint", sagte Goethe, „soll nach meiner Intention gerade hundert Jahre alt sein, und ich bin nicht gewiß, ob es nicht etwa gut wäre, dieses irgendwo ausdrücklich zu bemerken."

Wir sprachen sodann über den Schluß, und Goethe machte mich auf die Stelle aufmerksam, wo es heißt:

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen,
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die selige Schar
Mit herzlichem Willkommen.

„In diesen Versen", sagte er, „ist der Schlüssel zu Fausts Rettung enthalten: in Faust selber eine immer höhere und reinere Tätigkeit bis ans Ende, und von oben die ihm zu Hilfe kommende ewige Liebe. Es steht dieses mit unserer religiösen Vorstellung durchaus in Harmonie, nach welcher wir nicht bloß durch eigene Kraft selig werden, sondern durch die hinzukommende göttliche Gnade.

„Übrigens werden Sie zugeben, daß der Schluß, wo es mit der geretteten Seele nach oben geht, sehr schwer zu machen war, und daß ich bei so übersinnlichen, kaum zu ahnenden Dingen mich sehr leicht im Vagen hätte verlieren können, wenn ich nicht meinen poetischen Intentionen durch die scharf umrissenen christlich-kirchlichen Figuren und Vorstellungen eine wohltätig beschränkende Form und Festigkeit gegeben hätte."

107. Mit v. Müller. Zwischen 1812 und 1832.

a.

„Ich lasse" — hörte ich ihn einst sagen — „die Gegenstände ruhig auf mich einwirken, beobachte dann diese Wirkung und bemühe mich, sie treu und unverfälscht wiederzugeben; dies ist das ganze Geheimnis, was man Genialität zu nennen beliebt."

b.

„Es gibt nur zwei Wege" — hörte ich ihn oftmals behaupten — „ein bedeutendes Ziel zu erreichen und Großes zu leisten: Gewalt und Folge. Jene wird leicht verhaßt, reizt zu Gegenwirkung auf und ist überhaupt nur wenigen Begünstigten verliehen; Folge aber, beharrliche, strenge,

kann auch vom Kleinsten angewendet werden und wird selten ihr Ziel verfehlen, da ihre stille Macht im Laufe der Zeit unaufhaltsam wächst. Wo ich nun nicht mit Folge wirken, fortgesetzt Einfluß üben kann, ist es geratener, garnicht wirken zu wollen, indem man außerdem nur den natürlichen Entwickelungsgang der Dinge, der in sich selbst Heilmittel mit sich führt, stört, ohne für die bessere Richtung Gewähr leisten zu können."

108. Mit Soret. 17. Februar 1832.

„Das größte Genie würde nicht sehr weit kommen, wenn es alles aus sich schöpfen sollte. Was ist denn ein Genie, wenn es nicht die Fähigkeit besitzt, alles, was ihm nahekommt, sich nutzbar zu machen, von hier den Marmor, von dort das Erz für die Fertigstellung eines Gebäudes zu nehmen? Wenn man mir nicht sagte, daß Mirabeau die glücklichsten Gedanken anderer sich anzueignen gewußt hätte, würde ich kaum an die Geschichte seines Einflusses glauben. Der talentvollste junge Maler, der seiner Phantasie ganz allein vertrauen zu müssen glaubt, würde — wenn er ein Genie wäre — nicht in dieses Zimmer treten können und die Bilder an den Wänden ansehen, ohne von hier mit einem viel reicheren Vorrat von Ideen wegzugehen. Was bin ich denn selbst, was habe ich geleistet? Alles, was ich gesehen, gehört und beobachtet, habe ich gesammelt und ausgenutzt. Meine Werke sind von unzähligen verschiedenen Individuen genährt worden, von Ignoranten und Weisen, Leuten von Geist und von Dummköpfen: die Kindheit, das reife und das Greisenalter, alle haben mir ihre Gedanken entgegengebracht, ihre Fähigkeiten, Hoffnungen und Lebensansichten; ich habe oft geerntet, was andere gesät haben, mein Werk ist das eines Kollektivwesens, das den Namen Goethe trägt.

So war seinem Wesen nach auch Mirabeau: er hatte das Genie der Rednerbühne, der Einsammlung und Beobachtung; er durchschaute das Talent, fesselte es an sich, nützte alles, was gut war, ohne sich für verpflichtet zu halten, seine Quellen anzugeben, und seine große Kunst war, sich in einer großen Zahl vorzüglicher Gebiete zu bewegen."

109. Mit Eckermann. Anfang März 1832.

Wir sprachen über die tragische Schicksalsidee der Griechen.

„Dergleichen", sagte Goethe, „ist unserer jetzigen Denkungsweise nicht mehr gemäß, es ist veraltet und überhaupt mit unsern religiösen Vorstellungen in Widerspruch. Verarbeitet ein moderner Poet solche frühere Ideen zu einem Theaterstück, so sieht es immer aus wie eine Art von Affektation. Es ist ein Anzug, der längst aus der Mode gekommen ist, und der uns, gleich der römischen Toga, nicht mehr zu Gesicht steht.

„Wir Neuern sagen jetzt besser mit Napoleon: die Politik ist das Schicksal. Hüten wir uns aber, mit unsern Literatoren zu sagen, die Politik sei die Poesie oder sie sei für den Poeten ein passender Gegenstand. Der englische Dichter Thomson schrieb ein sehr gutes Gedicht über die Jahreszeiten, allein ein sehr schlechtes über die Freiheit, und zwar nicht aus Mangel an Poesie im Poeten, sondern aus Mangel an Poesie im Gegenstande.

„Sowie ein Dichter politisch wirken will, muß er sich einer Partei hingeben, und sowie er dieses tut, ist er als Poet verloren; er muß seinem freien Geiste, seinem unbefangenen Überblick Lebewohl sagen und dagegen die Kappe der Borniertheit und des blinden Hasses über die Ohren ziehen.

„Der Dichter wird als Mensch und Bürger sein Vaterland lieben, aber das Vaterland seiner poetischen Kräfte und seines poetischen Wirkens ist das Gute, Edle und Schöne, das an keine besondere Provinz und an kein besonderes Land gebunden ist, und das er ergreift und bildet, wo er es findet. Er ist darin dem Adler gleich, der mit freiem Blick über Ländern schwebt und dem es gleichviel ist, ob der Hase, auf den er herabschießt, in Preußen oder in Sachsen läuft.

„Und was heißt denn: sein Vaterland lieben, und was heißt denn: patriotisch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, schädliche Vorurteile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volks aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen und dessen Ge-

sinnungs- und Denkweise zu veredeln: was soll er denn da Besseres tun? und wie soll er denn da patriotischer wirken? An einen Dichter so ungehörige und undankbare Anforderungen zu machen, wäre ebenso, als wenn man von einem Regimentschef verlangen wollte: er müsse, um ein rechter Patriot zu sein, sich in politische Neuerungen verflechten und darüber seinen nächsten Beruf vernachlässigen. Das Vaterland eines Regimentschefs aber ist sein Regiment, und er wird ein ganz vortrefflicher Patriot sein, wenn er sich um politische Dinge garnicht bemüht, als soweit sie ihn angehen, und wenn er dagegen seinen ganzen Sinn und seine ganze Sorge auf die ihm untergebenen Bataillone richtet und sie so gut einzuexerzieren und in so guter Zucht und Ordnung zu erhalten sucht, daß sie, wenn das Vaterland einst in Gefahr kommt, als tüchtige Leute ihren Mann stehen.

„Ich hasse alle Pfuscherei wie die Sünde, besonders aber die Pfuscherei in Staatsangelegenheiten, woraus für Tausende und Millionen nichts als Unheil hervorgeht.

„Sie wissen, ich kümmere mich im ganzen wenig um das, was über mich geschrieben wird, aber es kommt mir doch zu Ohren, und ich weiß recht gut, daß, so sauer ich es mir auch mein Lebenlang habe werden lassen, all mein Wirken in den Augen gewisser Leute für nichts geachtet wird, eben weil ich verschmäht habe, mich in politische Parteiungen zu mengen. Um diesen Leuten recht zu sein, hätte ich müssen Mitglied eines Jakobinerklubs werden und Mord und Blutvergießen predigen! — Doch kein Wort mehr über diesen schlechten Gegenstand, damit ich nicht unvernünftig werde, indem ich das Unvernünftige bekämpfe."

Gleicherweise tadelte Goethe die von andern so sehr gepriesene politische Richtung in Uhland. „Geben Sie Acht", sagte er, „der Politiker wird den Poeten aufzehren. Mitglied der Stände sein und in täglichen Reibungen und Aufregungen leben, ist keine Sache für die zarte Natur eines Dichters. Mit seinem Gesange wird es aus sein, und das ist gewissermaßen zu bedauern. Schwaben besitzt Männer genug, die hinlänglich unterrichtet, wohlmeinend, tüchtig

und beredt sind, um Mitglied der Stände zu sein, aber es hat nur einen Dichter der Art wie Uhland."

110. Mit Eckermann. 11. März 1832.

Abends ein Stündchen bei Goethe in allerlei guten Gesprächen. Ich hatte mir eine englische Bibel gekauft, in der ich zu meinem großen Bedauern die apokryphischen Bücher nicht enthalten fand; und zwar waren sie nicht aufgenommen als nicht für echt gehalten und als nicht göttlichen Ursprungs. Ich vermißte den durch und durch edeln Tobias, dieses Musterbild eines frommen Wandels, ferner die Weisheit Salomonis und Jesus Sirach: alles Schriften von so großer geistiger und sittlicher Höhe, daß wenig andere ihnen gleichkommen. Ich sprach gegen Goethe mein Bedauern aus über die höchst enge Ansicht, wonach einige Schriften des Alten Testaments als unmittelbar von Gott eingegeben betrachtet werden, andere gleich treffliche aber nicht; und als ob denn überhaupt etwas Edles und Großes entstehen könne, das nicht von Gott komme und das nicht eine Frucht seiner Einwirkung.

„Ich bin durchaus Ihrer Meinung", erwiderte Goethe. „Doch gibt es zwei Standpunkte, von welchen aus die biblischen Dinge zu betrachten. Es gibt den Standpunkt einer Art Urreligion, den der reinen Natur und Vernunft, welcher göttlicher Abkunft. Dieser wird ewig derselbige bleiben und wird dauern und gelten, solange gottbegabte Wesen vorhanden. Doch ist er nur für Auserwählte und viel zu hoch und edel, um allgemein zu werden. Sodann gibt es den Standpunkt der Kirche, welcher mehr menschlicher Art. Er ist gebrechlich, wandelbar und im Wandel begriffen; doch auch er wird in ewiger Umwandlung dauern, solange schwache menschliche Wesen sein werden. Das Licht ungetrübter göttlicher Offenbarung ist viel zu rein und glänzend, als daß es den armen, gar schwachen Menschen gemäß und erträglich wäre. Die Kirche aber tritt als wohltätige Vermittlerin ein, um zu dämpfen und zu ermäßigen, damit allen geholfen und damit vielen wohl werde. Dadurch, daß der christlichen Kirche der Glaube beiwohnt, daß sie als Nachfolgerin Christi von der Last

menschlicher Sünde befreien könne, ist sie eine sehr große Macht. Und sich in dieser Macht und diesem Ansehen zu erhalten und so das kirchliche Gebäude zu sichern, ist der christlichen Priesterschaft vorzügliches Augenmerk.

„Sie hat daher weniger zu fragen, ob dieses oder jenes biblische Buch eine große Aufklärung des Geistes bewirke und ob es Lehren hoher Sittlichkeit und edler Menschennatur enthalte, als daß sie vielmehr in den Büchern Mose auf die Geschichte des Sündenfalls und die Entstehung des Bedürfnisses nach dem Erlöser Bedeutung zu legen, ferner in den Propheten die wiederholte Hinweisung auf Ihn, den Erwarteten, sowie in den Evangelien sein wirkliches irdisches Erscheinen und seinen Tod am Kreuze, als unserer menschlichen Sünden Sühnung, im Auge zu halten hat. Sie sehen also, daß für solche Zwecke und Richtungen und auf solcher Wage gewogen so wenig der edle Tobias als die Weisheit Salomonis und die Sprüche Sirachs einiges bedeutende Gewicht haben können.

„Übrigens, e c h t oder u n e c h t sind bei Dingen der Bibel gar wunderliche Fragen. Was ist echt als das ganz Vortreffliche, das mit der reinsten Natur und Vernunft in Harmonie steht und noch heute unserer höchsten Entwicklung dient! Und was ist unecht als das Absurde, Hohle und Dumme, was keine Frucht bringt, wenigstens keine gute! Sollte die Echtheit einer biblischen Schrift durch die Frage entschieden werden, ob uns durchaus Wahres überliefert worden, so könnte man sogar in einigen Punkten die Echtheit der Evangelien bezweifeln, wovon Markus und Lukas nicht aus unmittelbarer Ansicht und Erfahrung, sondern erst spät nach mündlicher Überlieferung geschrieben, und das letzte, von dem Jünger Johannes, erst im höchsten Alter. Dennoch halte ich die Evangelien alle vier für durchaus echt, denn es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging und die so göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen, so sage ich: Durchaus! Ich beuge mich vor ihm als der göttlichen Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit. Fragt man mich, ob es

in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren, so sage ich abermals: Durchaus! Denn sie ist gleichfalls eine Offenbarung des Höchsten, und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind, und alle Pflanzen und Tiere mit uns. Fragt man mich aber, ob ich geneigt sei, mich vor einem Daumenknochen des Apostels Petri oder Pauli zu bücken, so sage ich: Verschont mich und bleibt mir mit euern Absurditäten vom Leibe!

„Wir wissen gar nicht", fuhr Goethe fort, „was wir Luthern und der Reformation im allgemeinen alles zu danken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Borniertheit, wir sind infolge unserer fortwachsenden Kultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christentum in seiner Reinheit zu fassen. Wir haben wieder den Mut, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegabten Menschennatur zu fühlen. Mag die geistige Kultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen!

„Je tüchtiger aber wir Protestanten in edler Entwicklung voranschreiten, desto schneller werden die Katholiken folgen. Sobald sie sich von der immer weiter um sich greifenden großen Aufklärung der Zeit ergriffen fühlen, müssen sie nach, sie mögen sich stellen wie sie wollen und es wird dahin kommen, daß endlich alles nur eins ist.

„Auch das leidige protestantische Sektenwesen wird aufhören, und mit ihm Haß und feindliches Ansehen zwischen Vater und Sohn, zwischen Bruder und Schwester. Denn sobald man die reine Lehre und Liebe Christi, wie sie ist, wird begriffen und in sich eingelebt haben, so wird man sich als Mensch groß und frei fühlen und auf ein bischen so oder so im äußern Kultus nicht mehr sonderlichen Wert legen.

„Auch werden wir alle nach und nach aus einem

Christentum des Worts und Glaubens immer mehr zu einem Christentum der Gesinnung und Tat kommen."

Das Gespräch wendete sich auf große Menschen, die vor Christus gelebt, unter Chinesen, Indiern, Persern und Griechen, und daß die Kraft Gottes in ihnen ebenso wirksam gewesen als in einigen großen Juden des Alten Testaments. Auch kamen wir auf die Frage, wie es mit Gottes Wirkungen stehe in großen Naturen der jetzigen Welt, in der wir leben.

„Wenn man die Leute reden hört", sagte Goethe, „so sollte man fast glauben, sie seien der Meinung, Gott habe sich seit jener alten Zeit ganz in die Stille zurückgezogen, und der Mensch wäre jetzt ganz auf eigene Füße gestellt und müsse sehen, wie er ohne Gott und sein tägliches unsichtbares Anhauchen zurechtkomme. In religiösen und moralischen Dingen gibt man noch allenfalls eine göttliche Einwirkung zu, allein in Dingen der Wissenschaft und Künste glaubt man, es sei lauter Irdisches und nichts weiter als ein Produkt rein menschlicher Kräfte.

„Versuche es aber doch nur einer und bringe mit menschlichem Wollen und menschlichen Kräften etwas hervor, das den Schöpfungen, die den Namen Mozart, Rafael oder Shakespeare tragen, sich an die Seite setzen lasse. Ich weiß recht wohl, daß diese drei Edeln keineswegs die einzigen sind und daß in allen Gebieten der Kunst eine Unzahl trefflicher Geister gewirkt hat, die vollkommen so Gutes hervorgebracht als jene Genannten. Allein, waren sie so groß als jene, so überragten sie die gewöhnliche Menschennatur in eben dem Verhältnis und waren ebenso gottbegabt als jene.

„Und überall, was ist es und was soll es? — Gott hat sich nach den bekannten imaginierten sechs Schöpfungstagen keineswegs zur Ruhe begeben, vielmehr ist er noch fortwährend wirksam wie am ersten. Diese plumpe Welt aus einfachen Elementen zusammenzusetzen und sie jahraus jahrein in den Strahlen der Sonne rollen zu lassen, hätte ihm sicher wenig Spaß gemacht, wenn er nicht den Plan gehabt hätte, sich auf dieser materiellen Unterlage eine Pflanzschule für eine Welt von Geistern zu gründen. So

ist er nun fortwährend in höhern Naturen wirksam, um die geringern heranzuziehen."

III. Am letzten Tage. 22. März 1832.

Morgens gegen 6 Uhr ließ Goethe sich im Lehnstuhl aufrichten und ging aus seinem Schlafkabinette einige Schritte in sein Arbeitszimmer. Hier, wo sie sich die Nacht hindurch verborgen gehalten, traf er seine Schwiegertochter an, zu welcher er freundlich sagte: „Ei, ei, Frauenzimmerchen! Bist Du denn auch schon wieder heruntergekommen?" — Er ging jedoch, sich sehr matt fühlend, sogleich wieder auf den Lehnstuhl in seinem Schlafzimmer zurück. . . . Obgleich der Arzt bestimmt erklärt hatte, daß keine Hoffnung vorhanden sei, ihn von dem zurückgetretenen Katarrhalfieber zu retten, so wollten doch nicht alle in dem vorderen Zimmer anwesende Freunde dieser schmerzlichen Mitteilung Glauben beimessen, zumal da das Barometer seit gestern bedeutend gestiegen war und sie aus Erfahrung wußten, welchen starken Einfluß der Zustand der Luft auf Goethes Gesundheit ausübe. Auch der Kranke selbst sprach am Morgen gegen seine Schwiegertochter die Hoffnung auf Wiedererlangung seiner Gesundheit und Kräfte aus, indem er sagte: der April brächte zwar Stürme, aber auch schöne Tage, an denen er sich durch Bewegung in der freien Natur wieder stärken wolle; ja, den Arzt bat er, er möchte ihm keine Arznei mehr geben; es gehe ja so gut.

Gegen Sonnenaufgang verschlimmerte, wie der Arzt vorausgesagt, der Zustand sich bedeutend, und die Kräfte sanken mehr und mehr. Man hatte das Zimmer ganz dunkel gelassen, um den Kranken dadurch ruhiger zu erhalten, allein er sagte: „Gebt mir Licht; die Dunkelheit ist unangenehm." Bald aber schienen seine Augen zu leiden; denn er hielt wiederholt die Hand wie einen Schirm über dieselben, als wenn er sie schützen oder etwas in der Ferne sehen wollte, so daß man ihm den grünen Schirm gab, welchen er abends bei dem Lesen zu tragen pflegte. Er forderte dann seine Schwiegertochter auf, sich neben ihn zu setzen, ergriff ihre Hand und hielt sie lange in der seinigen.

Gegen 9 Uhr verlangte Goethe, Wasser mit Wein vermischt zu trinken, und als ihm dieses gebracht wurde,

richtete er sich im Lehnstuhle auf, ergriff das Glas mit fester Hand und trank es aus, jedoch erst nach der Frage: „Es wird doch nicht zu viel Wein darunter sein?“ Dann rief er John herbei, und unterstützt von diesem und seinem Bedienten stand er vom Stuhle ganz auf. Vor demselben stehend, fragte er: welchen Tag im Monat man habe, und auf die Antwort, daß es der 22. sei, erwiderte er: „Also hat der Frühling begonnen, und wir können uns um so eher erholen.“ Er setzte sich dann wieder in den Armstuhl und verfiel in einen sanften Schlaf mit angenehmen Träumen; denn er sprach unter anderm: „Seht den schönen weiblichen Kopf — mit schwarzen Locken — in prächtigem Kolorit — auf dunklem Hintergrunde.“ Überhaupt schien ihn ganz und gar die Kunst zu beschäftigen; denn er äußerte kurz darauf: „Friedrich, gib mir die dort stehende Mappe mit Zeichnungen!“ Da keine Mappe, sondern ein Buch an der bezeichneten Stelle stand, reichte ihm der Bediente dieses, allein der Kranke versetzte darauf: „Nicht das Buch, sondern das Portefeuille!“ Der Diener versicherte, es sei kein Portefeuille, sondern nur ein Buch da, und nun ermunterte sich Goethe ganz aus dem Halbschlaf und sagte scherzend: „Nun, so war es ja wohl ein Gespenst.“

Kurz darauf verlangte er kaltes Geflügel zum Frühstück. Man brachte ihm dieses; er nahm etwas davon in den Mund und wünschte zu trinken. Friedrich reichte ihm ein Glas mit Wasser und Wein, von welchem er aber nur wenig trank und die Frage an den Bedienten richtete: „Du hast mir doch keinen Zucker in den Wein getan, der mir schadet?“ Er bestellte darauf, was er zu Mittag essen wollte, und überdies für den Sonnabend [den 24. März], an welchem Tage der Hofrat Vogel bei ihm speisen sollte, ein Lieblingsgericht desselben. So war er bis zum letzten Augenblicke liebend für seine Freunde besorgt. . . . Goethe ließ sich abermals von seinem Kopisten John und Friedrich aufrichten, um in sein Arbeitszimmer zu gehen, allein er kam nur bis an den Eingang, wankte und setzte sich bald wieder in den Lehnstuhl.

Als er hier ein Weilchen saß, forderte er ein Manuskript von Kotzebue. Es war keins zu finden, und man eröffnete

ihm dieses. Er erwiderte darauf: es müsse dann entwendet worden sein. Es fand sich später, daß dieses Verlangen nach dem Kotzebueschen Manuskripte nicht durch eine bloße Phantasie erzeugt worden sei; er hatte sich nämlich vor wenigen Tagen mit seiner Bearbeitung von Kotzebues „Schutzgeist" — einem Stücke, das er sehr liebte — beschäftigt und es seinem Enkel Wolf geschenkt. Man fand es später auf dem Schreibtische des letzteren liegen. Sein Geist beschäftigte sich darauf mit seinem vorausgegangenen Freund Schiller. Als er nämlich ein Blatt Papier an dem Boden liegen sah, fragte er: warum man denn Schillers Briefwechsel hier liegen lasse; man möge denselben doch ja aufheben. Gleich darauf rief er Friedrich zu: „Macht doch den zweiten Fensterladen in der Stube auch auf, damit mehr Licht hereinkomme!" Dies sollen seine letzten Worte gewesen sein.

Als nun das Sprechen ihm immer schwerer wurde und er doch noch Darstellungs- und Mitteilungsdrang fühlte, zeichnete er erst mit gehobener Hand in die Luft, wie er auch in gesunden Tagen zu tun pflegte; dann schrieb er mit dem Zeigefinger der Rechten in die Luft einige Zeilen. Da die Kraft abnahm und der Arm tiefer sank, so schrieb er etwas tiefer und zuletzt — wie es schien, dasselbe — auf dem seine Beine bedeckenden Oberbette zu wiederholten Malen. Man bemerkte, daß er genau Interpunktionszeichen setzte, und den Anfangsbuchstaben erkannte man deutlich für ein großes W; die übrigen Züge vermochte man nicht zu deuten.

Da die Finger anfingen blau zu werden, so nahm man ihm den grünen Arbeitsschirm von den Augen und fand, daß sie schon gebrochen waren. Der Atem wurde von Augenblick zu Augenblick schwerer, ohne jedoch zum Röcheln zu werden; der Sterbende drückte sich, ohne das geringste Zeichen des Schmerzes, bequem in die linke Seite des Lehnstuhls, und die Brust, die eine Welt in sich erschuf und trug und hegte, hatte ausgeatmet.

Anmerkungen.

Nr.

1. Trooſt, ein Chirurg aus Elberfeld, wie die andern Goethes Tiſchgenoſſe — Jung, genannt Stilling, der das Geſpräch berichtet, war zuerſt Schneider, dann Lehrer geweſen, ehe er in Straßburg Medizin ſtudierte; ſpäter wurde er Profeſſor der Staatswirtſchaft. Er ſchrieb ſeine Selbſtbiographie als Heinrich Stillings Lebensgeſchichte, er gehörte zu den „Stillen im Lande". — Der Mediziner Waldberg aus Wien war nach Jung „in ſeinem ganzen Weſen ein Genie, zeigte aber zugleich ein Herz voll Spott gegen die Religion". — Doktor Salzmann, der Präſident der Tiſchgeſellſchaft, war Aktuar am Vormundſchaftsgericht. Vgl. Goethes „Dichtung und Wahrheit" B. 9.
2. Keſtner, ſeit 1767 Legationsſekretär bei der hannöverſchen Geſandtſchaft zur Kammergerichts-Viſitation in Wetzlar, Bräutigam und ſpäter Gatte der Charlotte Buff, iſt das Urbild des Albert in den „Leiden des jungen Werther". Vgl. „Dichtung und Wahrheit" B. 12.
3. Joh. Kaspar Lavater 1741—1801, Prediger in Zürich, der Verfaſſer der Phyſiognomiſchen Fragmente. Goethe begleitete ihn auf der Lahn- und Rheinreiſe 1774. Vgl. „Dichtung und Wahrheit" beſonders B. 14.
4. Anna Amalia, geb. Prinzeſſin von Braunſchweig, iſt die Mutter des Herzogs Karl Auguſt. — Joh. Daniel Falk lebte als Legationsrat in Weimar und widmete ſich ſpäter der Erziehung verwahrloſter Knaben. — Über Gleim, deſſen Hauptruhm die „Kriegslieder eines preußiſchen Grenadiers" ausgemacht hatten, urteilt ſpäter Goethe in „Dichtung und Wahrheit" B. 10: „Er hätte ebenſowohl des Atemholens entbehrt als des Dichtens und Schenkens, und indem er bedürftigen Talenten aller Art über frühere oder ſpätere Verlegenheiten hinaus- und dadurch wirklich der Literatur zu Ehren half, gewann er ſich ſo viele Freunde, Schuldner und Abhängige, daß man ihm ſeine breite Poeſie gerne gelten ließ."
5. Dietmar war Lehrer an Salzmanns philanthropiſcher Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal.
6. Frau v. Schardt iſt die Schwägerin von Charlotte v. Stein. Das Geſpräch fand in Rudolſtadt in der Familie v. Lengefeldt ſtatt. Goethe war ſeit dem 18. Juni 1788 nach der italieniſchen Reiſe wieder in Weimar. — Angelika Kauffmann lebte als Malerin in Rom, ſeit 1782 mit dem Maler Antonio Zucchi verheiratet. Sie ſtellte u. a. Szenen aus Goethes „Iphigenie" dar.

Nr.

7. Goethes „Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären", erschien 1790. Er führt darin alle sog. Anfangsgebilde oder Seitenorgane der Pflanzenachse, wie Samenblatt, Stengelblatt, Kelchblatt, Blumenblatt, Staubfäden auf ein Grundorgan zurück, das er Blatt nennt. Schon auf der Italienischen Reise, z. B. im Botanischen Garten zu Palermo, sucht er nach der „Urpflanze", einer solchen, an der man erkennen könnte, daß dieses oder jenes Gebilde eine Pflanze sei, da sie doch alle nach einem Muster gebildet seien (s. 17. April 1787).

8. Anne Germaine Baronin von Stael-Holstein 1766—1817, geb. Necker, französische Schriftstellerin. Auf Grund ihrer Reisen in Deutschland schrieb sie De l'Allemagne. A. W. v. Schlegel war längere Zeit ihr literarischer Beirat.

11. Joh. Heinr. Meyer 1759—1832, ein geb. Schweizer, war Maler und Altertumsforscher. Goethe lernte ihn in Rom kennen und machte ihn von 1792 ab zu seinem Hausgenossen und dann zum Direktor der Weimarer Zeichenakademie. Als Autorität in Kunstsachen war er auch Mitarbeiter an Goethes Zeitschrift „Kunst und Altertum".

12. Joh. Jos. Gall 1758—1822, Arzt in Wien, Begründer der Schädellehre, nach der die Form des Schädels sich nach der Oberfläche des Gehirns bestimmt, deren Beschaffenheit wiederum von dem Umfang der einzelnen Teile, der sog. Organe, abhängt. Die moderne Medizin verhält sich gegen diese Lehre als einer anatomisch-physiologischen Basis entbehrend, ablehnend.

17. Scheidekunst soviel wie Chemie.

21. Das ἡγεμονικόν = was dem Anführer eignet, als philosophischer Fachausdruck = das leitende Prinzip, z. B. bei Cicero De natura deorum 2, 11.

23. Ludovico Ariosto 1474—1533, Schöpfer des romantischen Epos „Der rasende Roland", das sich vor allem durch die großartige Manier auszeichnet, das Wunderbare und Wunderliche mit dem Ironischen, Ernsten und Erhabenen zu verbinden. — Miguel de Cervantes Saavedra 1547—1616, berühmter spanischer Lustspieldichter und vor allem Verfasser des „Don Quichote", der zunächst eine Satire auf die Ritterromane, im höhern Sinne aber eine Allegorie ist, welche die Gegensätze zwischen Geist und Materie, Ideal und Wirklichkeit, Poesie und Prosa zur Darstellung bringt.

24. Der erste Teil des Gesprächs fand während des Fürsten-Kongresses in Erfurt statt, der zweite, von „doch bald wieder auf das Trauerspiel zurückkommend" auf dem Hofball in Weimar am 6. Oktober, der sich an die Aufführung von Voltaires Mort de César anschloß. — „Werthers Leiden" führte Napoleon auf dem ägyptischen Feldzug bei sich. — Voilà un homme! = Das ist doch noch ein Mann!

Nr.

25. Der Garten ist Goethes Hausgarten hinter seinem Stadthause am Frauenplan. — Frau v. Goethe ist die geb. Christiane Vulpius. — Die als Heilmittel gegen Kopfleiden gebrauchte Nieswurz (Helleborus) wuchs besonders in Anticyra am Korinthischen Meerbusen. — Cocon, ein Gehäuse, das Raupen anfertigen, um sich darin zu verpuppen. — far niente ital. das Nichtstun.

27. Nihil contra Deum nisi Deus ipse, Wort von unbekanntem Ursprung, von Goethe als Motto zu „Dichtung und Wahrheit" Teil 4 verwendet und im 20. Buch selbst von ihm erläutert. — Halloren, die Arbeiter an den Salinen in Halle a. S., durch eigentümliche Tracht und althergebrachte Sitten ausgezeichnet.

28. Die Monadenlehre des Philosophen Leibniz (1646 bis 1716), stellt eine Vielheit von substanziellen Einzelwesen auf, die die Grundlagen aller Realität, die Grundwesen des ganzen physischen wie geistigen Universums sind. Ihr Wesen macht die tätige Kraft aus und jede von ihnen ist ein Mikrokosmus, ein Zentrum und Spiegel des Universums. Eine solche Monade höherer Gattung ist die menschliche Seele. — Unter dem Urphänomen versteht Goethe das letzte Erkennbare, das allen Einzelerscheinungen zugrunde liegt, Grundformen der Dinge, „eminente Fälle, die in der charakteristischen Mannigfaltigkeit als Repräsentanten von vielen andern dastehen und somit eine gewisse Totalität in sich schließen" (an Schiller 17. VIII. 1797). — Konstellation = Stellung von Sternen, besonders der Planeten, gegeneinander, von der Erde aus betrachtet. Vgl. Urworte. Orphisch Str. 1. Gedankenlyrik Schulausgabe Nr. 35 Seite 93.

29. Heinrich Luden 1780—1847, seit 1806 Professor der Geschichte in Jena, Vertreter der moralisch-pragmatischen Geschichtschreibung. — „Ein Pferd, ein Pferd usw.". Zitat aus Shakespeares Richard III.

31. Ponte Molle, der alte Pons Mulvius, — eine Brücke über den Tiber oberhalb Roms an der Flaminischen Heerstraße.

32. Joh. Baptist Bertram, Kunstsammler und Genosse der Boisserées chen Bestrebungen. Sulpice und Melchior Boisserée, 1783—1854 und 1786—1851, Kunstforscher in Heidelberg, später in Bonn. Der ältere begründete die Wiederherstellung des Kölner Domes. Ihre Gemäldesammlung, in der besonders ältere deutsche Malschulen vertreten waren, wurde von Ludwig I. von Bayern erworben und in der alten Pinakothek untergebracht. Goethe lernte die Bilder auf der von ihm selbst beschriebenen „Reise am Rhein, Main und Neckar" kennen und gewann dadurch wieder sein altes freundliches Verhältnis zu der alten deutschen Kunst zurück. Den Anregungen der B. ist daher auch die Würdigung des Straßburger Münsters in „Dichtung und Wahrheit" zu verdanken.

Nr.

— Hubrecht und Jan van Eyck, Begründer der Flandrischen Malerschule im 15. Jahrhundert. Sie gelten als Erfinder der Ölmalerei. Ihr berühmtestes Werk sind die zum Teil in Museen zerstreuten Gemälde des Genter Altars.

34. Georg Friedr. Creuzer 1771—1858, Professor der Philologie in Heidelberg. — Parthey, Enkel Nikolais, des Freundes Lessings. — Die Blätter des Gingko biloba, eines in Japan heimischen Baumes, sind nach oben verbreitert und gelappt, nach der Basis in einen langen Stiel auslaufend und abfallend.

35. K. F. E. Frommann, Buchhändler in Jena, in dessen Familie Schiller und Goethe gerne verkehrten. Seine Pflegetochter Minna Herzlieb ist das Urbild der Ottilie in Goethes „Wahlverwandtschaften". — R. . . .s Rede: Der damalige Student Ludwig Rödiger hatte auf dem Wartburgfest am 18. Oktober 1817 eine freiheitliche Rede gehalten. Die Vorgänge dabei benutzte die wieder erwachende Reaktion als Anlaß zur Verfolgung der Burschenschaften.

36. Dornburg, weimarisches Städtchen und Schloß im Saaletal. — Caroline und Julie v. Egloffstein, zeichnerisch und musikalisch begabte Töchter der Henriette v. Egloffstein, Damen der Weimarer Hofgesellschaft. Vgl. Nr. 59.

38. Karl Ludwig v. Knebel, ehemaliger Hofmeister des weimarischen Prinzen Konstantin, seit 1804 als Major in Jena, Goethes „Urfreund" seit der ersten Begegnung in Frankfurt 1774, erfolgreicher Übersetzer lateinischer Dichter, der „weise Grämling" in „Ilmenau".

42. Humboldt = Alexander v. Humboldt, der berühmte Naturforscher, Verfasser des „Kosmos". — Wilhelm Rehbein, Leibarzt des Großherzogs von Weimar und Goethes Hausarzt, gest. 1825. — Bei Goethes „Indischen Gedichten" ist zunächst an die Balladen-Trilogie „Paria" zu denken: Des Paria Gebet — Legende — Dank des Paria aus dem Jahre 1817, deren religionsgeschichtliche Grundmotive auch die 1797 entstandene Ballade „Der Gott und die Bajadere" ausspricht.

43. Friedr. Theod. Kräuter, Sekretär an der Bibliothek und Rat zu Weimar; er machte 1822 ein Repertorium über Goethes sämtliche Werke und ungedruckte Schriften. — Karl Friedr. Zelter 1758—1833, ursprünglich Maurermeister, später Direktor der Singakademie und Prof. der Tonkunst in Berlin. Er komponierte Goethesche Lieder, wechselte bedeutsame Briefe mit ihm und trat seit seinen Besuchen in Weimar 1802 und 1803 in ein vertrautes Freundschaftsverhältnis zu ihm. — Karl Leberecht Immermann 1796—1840, der Dichter des „Münchhausen" und der „Epigonen", war damals Auditeur in Münster, später Landgerichtsrat in Düsseldorf. — Frl. Ulrike v. Pogwisch ist die jüngere Schwester von Goethes Schwiegertochter Ottilie, der Gattin seines einzigen Sohnes August. —

Nr.

Friedr. Aug. Wolf 1759—1824, berühmter deutscher Philologe, Begründer der „Homerischen Frage", d. h. der Frage nach der Entstehung von Ilias und Odyssee. Über Wolf vgl. auch Nr. 47.

46. Christoph Aug. Tiedge 1742—1841, Dichter der „Urania", eines Lehrgedichts über die Unsterblichkeit auf Kantischer und rationalistischer Grundlage, das von der Masse der Halbgebildeten mit Begeisterung aufgenommen wurde.

47. August Graf von Platen-Hallermund 1796—1835, bekämpfte in seinen Dramen die Schicksalsdichtung und pflegte in den Gedichten die romanischen und antiken Formen mit seltenem Wohllaut. Sein Grab liegt in Syrakus. — Don Pedro Calderon de la Barca 1600—1681, bedeutendster Dramatiker der Spanier.

49. Georg Friedr. Händel 1685—1759, lebte lange in England, Hauptschöpfer protestantischer Kirchenmusik. Sein Oratorium „Messias" entstand 1741. — Frl. Froriep ist die Tochter eines Ober-Medizinalrats in Weimar. — Frau v. Pogwisch ist die Mutter von Goethes Schwiegertochter Ottilie, s. Nr. 43.

54. Robert Doolan, Engländer, Freund Eckermanns, der mit ihm viel in der Natur umherschweifte und das Schießen mit Pfeil und Bogen übte.

55. Benvenuto Cellini, berühmter Goldschmied und Bildhauer des 16. Jahrhunderts; mit seiner Selbstbiographie machte Goethe in einer trefflichen Übersetzung die Deutschen zuerst bekannt.

56. Lord Byron, größter englischer Dichter des 19. Jahrhunderts, 1824 im Freiheitskampfe der Griechen gestorben, von Goethe als Euphorion im 2. Teil des „Faust" verherrlicht.

58. Friedrich Preller 1804—1878, Landschaftsmaler, besonders bekannt durch seinen Zyklus aus der „Odyssee" im Museum zu Weimar. Mit Unterstützung des Großherzogs ging er zu seiner Ausbildung nach Italien. — Nicolas Poussin, berühmter Maler des 17. Jahrhunderts. Sein Ruhm knüpft sich vor allem an seine den Geist der Antike atmenden Landschaften. — Claude Gelée, genannt Lorrain, mit Poussin Hauptvertreter der „idealen" Landschaftsmalerei in Frankreich.

59. Karl August hatte, mit 18 Jahren mündig geworden, am 3. Sept. 1775 die Regierung übernommen; am 7. Novbr. 1775 war Goethe nach Weimar gekommen. Ilmenau war vor allem der Schauplatz des „genialen" Treibens des „Sturmes und Dranges" gewesen, der in K. A. den Thron bestiegen hatte. — Tiefurt in der Nähe von Weimar, Lieblingsaufenthalt der Herzogin Anna Amalia, wo auf einem Naturtheater unter Goethes Leitung Aufführungen stattfanden.

Nr.

61. Encheiresin naturae „Handgriff" der Natur bei der Verbindung der Substanzen, Faust I Vers 1586.

62. Stoiker, eig. „Philosophen der Halle" (gr. στοά), so genannt, weil Zeno diese Philosophenschule um 300 v. Chr. in der „Bunten Halle" in Athen eröffnete. — Platoniker, Philosophenschule, die sich nach Platon nennt. — Epikureer nach ihrem Stifter Epikur 342—270 v. Chr. genannt. — Aristippos, Schüler des Sokrates aus Kyrene in Nordafrika, gründete die Schule der Hedoniker (von ἡδονή Freude, Lust). — Eklektiker von ἐκλέγειν auslesen, Name derjenigen Philosophen, die kein bestimmtes eigenes System aufstellen, sondern aus den vorhandenen diejenigen Lehren auswählen, die ihnen die meiste Wahrheit zu enthalten scheinen. — Friedr. Heinr. Jacobi 1743—1819, Philosoph, der als das Element aller menschlichen Erkenntnis den Glauben aufstellte, da, um nicht in Fatalismus oder Atheismus zu verfallen, dem Beweisen eine Grenze gesetzt werden müsse. Goethe wurde mit J. auf der Rheinreise bekannt, die er 1774 mit Basedow und Lavater machte. Vgl. „Dichtung und Wahrheit" B. 14.

67. Joh. Heinr. Pestalozzi 1746—1827, der einflußreichste Pädagoge der neueren Zeit: er führte allen Unterricht auf die Grundlage der Anschauung zurück und forderte eine naturgemäße Entwickelung in jedem Lehrfach. — Pythagoreer, Anhänger des Philosophen Pythagoras im 6. Jahrhundert v. Chr.

68. Gérard, bedeutender Geschichtsmaler, 1770 bis 1837. — Madame Pankoucke, Gemahlin eines reichen Buchhändlers in Paris.

69. v. Kotzebue 1761—1819, fruchtbarer, aber vielfach seichter Lustspieldichter.

70. An dem Durchstich der Landenge von Panama wird seit 1876 mit Unterbrechungen gearbeitet. — Die Verbindung von Donau und Rhein ist durch den Ludwigskanal hergestellt, der 1836 bis 1845 gebaut worden ist. — Der Kanal von Suez ist von 1859—1869 gebaut worden.

73. Robert Burns, hervorragender schottischer Volksdichter des 18. Jahrhunderts.

77. Parthey s. z. Nr. 39. — Die Lehre Fichtes, daß es nur Erscheinungen, keine „Dinge an sich" gäbe, ist erkenntnistheoretischer Idealismus. Goethe kennzeichnet das Übertriebene daran in dem Baccalaureus des 2. Teils des Faust: „Die Welt, sie war nicht, eh' ich sie erschuf." Für Fichtes Patriotismus kommen vor allem seine „Reden an die deutsche Nation" in Betracht, die er im Winter 1807—1808 während der französischen Besetzung in Berlin hielt. — Bei Schelling hat die Natur ein eigenes, ihr innewohnendes, begriffsmäßig wirkendes Prinzip, die „Weltseele". — Identitätsphilosophie ist die Lehre von dem Zusammenfallen von Subjekt und Objekt im Unend-

Nr.

lichen, Absoluten (nach Schelling); nach Hegel ist nicht nur alles Wirkliche vernunft-notwendig, sondern auch die Vernunft notwendig wirklich, Denken und Sein identisch.

78. Ludwig I., der kunstsinnige, leutselige König von Bayern (1825—1848), überraschte Goethe zu seinem 78. Geburtstage mit seinem Besuch und ließ im nächsten Jahre durch den Maler Stieler das berühmte Goethebild für die Neue Pinakothek in München malen, auf dem der Dichter ein Blatt mit Versen des Königs in der Hand hält. — Nagler, dem das Gesetz gegen den Nachdruck verdankt wird, war General-Postmeister seit 1823, Minister seit 1836, er starb 1846.

80. Der „bekannte Dichter" ist Wilhelm Müller, der Dichter der Griechenlieder. — Durch seine Farbenlehre ist Goethe, trotz des Irrtums in der physikalischen Deutung gegenüber Newton, zum Begründer der neuen Wissenschaft von der physiologischen Optik geworden.

81. Die Plutonisten behaupten den feurigen Ursprung der Mehrzahl der aus Kieselsäureverbindungen bestehenden Gesteine vom Granit bis zum Basalt, die Neptunisten ihre „ruhige", durch höhern oder tiefern Wasserstand bedingte Ablagerung. — Jarno im „Wilhelm Meister" wird in den Wanderjahren Bergmann; er ist der Typus des grob-realistischen, einseitigen Berufsmenschen des 19. Jahrhunderts, als den ihn besonders seine unwirschen Reden kennzeichnen.

82. Das Lied des Divan steht im „Schenkenbuche": „So lang man nüchtern ist, gefällt das Schlechte; wie man getrunken hat, weiß man das Rechte." — Lorenz Oken, Naturphilosoph, Professor in Jena seit 1807, später in Zürich, trat zu Goethe als Morphologe bei der Lehre von der Umbildung der Rückenwirbel zu Schädelknochen in heftigen Gegensatz. — Goldsmith 1728—1774, der Dichter des „Vicar of Wakefield" (1766), vgl. „Dichtung und Wahrheit" B. 9. — Der Kronprinz von Preußen ist der spätere König Friedrich Wilhelm IV. — Aperçu = das Wahrgenommene, dann kurzer Überblick, geistreiche Bemerkung.

84. Großherzog Karl August starb am 14. Juni 1828 auf der Rückreise von Berlin in Graditz bei Torgau. Seine Gemahlin Luise ist die Großherzogin-Mutter (gest. 14. Dezember 1830), ihr Sohn, der Nachfolger Karl Augusts, ist Karl Friedrich. Er war seit 1804 mit der Großfürstin Maria Paulowna von Rußland vermählt und regierte von 1828—1853. Die Kaiserin Augusta, Wilhelms I. Gemahlin, ist seine Tochter. — Wilhelmstal, auf dem Wege von Eisenach nach Ruhla über den Wachstein, ist noch heute der gewöhnliche Sommeraufenthalt des großherzoglichen Hofes. — Über Goethes Schwiegertochter s. zu Nr. 43. Seine Enkel waren Walther Wolfgang 1818—1885 und Wolfgang Maximilian 1820—1844. Für den älteren vgl.

Nr.

auch Nr. 112; er betätigte sich auf dem Gebiet der Musik, der jüngere auf dem der Dichtkunst. Goethes Enkeltochter Alma starb als 10jähriges Mädchen in Wien.

85. Prof. Abeken 1780—1866, Hauslehrer von Schillers Kindern, später Gymnasialdirektor in Osnabrück.

86. Nöggerath, Professor der Mineralogie und Bergwerkswissenschaften in Bonn; mit ihm stand Goethe schon längere Zeit in wissenschaftlichem Verkehr. Als jene Versammlung von Naturforschern in Berlin Goethes Worte aus dem Gedicht „Eins und Alles": „Denn alles muß zu nichts zerfallen, wenn es im Sein beharren will" in goldenen Buchstaben ausgestellt hatte, ärgerte er sich über das dadurch offenbar gewordene Mißverständnis seiner Meinung und dichtete das ‚Vermächtnis', das mit den Worten beginnt: „Kein Wesen kann zu nichts zerfallen" (Februar 1829). — Der Apollo-Tempel zu Phigalia im alten Arkadien ist von Iktinos, dem Schöpfer des Parthenon, erbaut. Die Reliefs seines Frieses stellen Amazonen- und Kentaurenkämpfe dar und zeugen von unvergleichlichem Reichtum der Erfindung. — Die 2 antiken Pferdeköpfe gehören zu dem reichen Schatz der Parthenon-Skulpturen des Phidias im Britischen Museum zu London, die durch Lord Elgin im Jahre 1814 aus Griechenland entführt wurden.

87. Meteorologie = Witterungskunde. Goethe, der die meteorologischen Arbeiten Howards in Deutschland bekannt machte, schrieb in „Gott und Welt" mehrere darauf bezügliche Gedichte: Atmosphäre, Howards Ehrengedächtnis, Stratus, Cumulus, Cirrus, Nimbus, Wohl zu merken! — Geognosie ist die Kenntnis der Bestandteile der Erdrinde, während es die Geologie mit der Erforschung der Ursachen ihrer Entstehung zu tun hat. — Dupin, François Pierre Charles, französischer Staatsmann und Polytechniker, 1784—1873, schrieb unter anderem die von Goethe besonders geschätzten Voyages dans la Grande-Bretagne u. Forces commerciales et productives de la France.

88. Lawrence Sterne 1713—1768, hervorragender englischer Humorist. Er schrieb „Tristam Shandys Leben und Meinungen" und „Yoricks empfindsame Reise durch Frankreich und Italien", das nebst Goethes „Werther" der klassische literarische Ausdruck der Europa im 18. Jahrhundert beherrschenden Epoche der Empfindsamkeit ist (Lessing prägte in Bodes Übersetzung von Yoricks Reise für sentimental das deutsche empfindsam).

91. Belvedere. Lustschloß in der Nähe von Weimar, häufiger Ausflugsort in Goethes Gedicht „Die Lustigen von Weimar" gepriesen. — Coudray 1775—1845, Oberbaudirektor in Weimar, früher in Frankfurt.

92. Guizot, François Pierre Guillaume, hervorragender französischer Staatsmann und Schriftsteller, 1787—1874, Minister

Nr.

des Auswärtigen vor der Februar-Revolution. Er schrieb unter sehr vielem andern: „Cours d'histoire moderne" 1828—1830.

94. Entelechie, Begriff aus der Philosophie des Aristoteles, womit die Seele als dasjenige Prinzip bezeichnet wird, das dem Körper erst wirklich Leben und Empfindung verleiht und ihn daher auch überdauert. E. ist das — nach Goethe — was Leibniz Monade nannte, s. zu Nr. 28.

97. George Cuvier 1769 bis 1832 und Geoffroy de St. Hilaire 1772—1844, Naturforscher; in dem damals ausgebrochenen Streit der beiden über die Organisation der Tiere stand Goethe auf Seiten St. H.'s, dessen Gedanken sich mit Goethes eigener seit 40 Jahren vertretenen Entwickelungslehre berührten, während Cuvier die alte Anschauung von den fertigen, unveränderten Arten vertrat. Die Forscher Camper, Sömmerring, Oken, d'Alton, Carus standen entschieden auf Goethes Seite.

100. Goethes einziger Sohn August, geb. am 25. Dezember 1789, bekleidete das Amt eines Kammerrats in Weimar. Sein unbefriedigtes, leidenschaftliches Wesen führte bei dem frühzeitig aufgeriebenen Körper auf einer mit Eckermann unternommenen Reise nach Italien am 27. Oktober 1830 in Rom seinen Tod herbei. Sein Grab befindet sich auf dem protestantischen Friedhof bei der Pyramide des Cestius.

101. Hofrat Dr. Karl Vogel ist der Nachfolger Rehbeins, s. auch Nr. 112.

102. Paganini, berühmter Violinvirtuos, 1784—1840. Seine Kompositionen, zumal die Variationen auf der G-Saite, erregten ungewöhnliches Aufsehen.

104. Jean Paul Friedrich Richters (1763—1825), des klassischen deutschen Humoristen Fragment seiner Selbstbiographie: „Wahrheit aus Jean Pauls Leben" erschien seit 1826.

105. Joh. Jakob Schmied 1809—1888, Schweizer Geistlicher, der als Kandidat auf seiner Reise nach Berlin Goethe aufsuchte und an Zelter empfohlen wurde.

107. Radotieren = albern reden, faseln.

109. Baron Karl v. Spiegel, Sohn des Oberhofmarschalls. — Incognito, ital. = ungekannt, unerkannt; das I. = Namens- oder Standesverbergen.

112. C. F. John, Goethes Sekretär seit Juli 1819. Der Bericht über Goethes letzten Lebenstag stammt von K. W. Müller, der 1832 ein Buch über „Goethes letzte literarische Tätigkeit, Verhältnis zum Auslande und Scheiden" herausgab.

Inhalt.

Einleitung 3

Gespräche. Seite

1. Mit Jung-Stilling. 19. Sept. 1770 19
2. „ Kestner. Mai—Juni 1772 19
3. „ Lavater. Ende Juni 1774 21
4. Bei der Herzogin Amalia. Ende Juni 1777 21
5. Mit Dietmar. 24. Juli 1786 23
6. „ Schiller. 7. September 1788 23
7. „ „ Mai 1794 25
8. „ Heinrich Voß. 13.—20. Februar 1804 26
9. „ „ „ Ende März, Anfang April 1804 27
10. „ „ „ 6. Mai 1804 28
11. „ „ „ Anfang Mai 1805 29
12. Über Gall. August 1805 30
13. Bei der Herzogin Amalia. 16. Januar 1806 31
14. Mit Riemer. 10. Mai 1806 32
15. „ „ 18. November 1806 32
16. „ „ November 1806 33
17. „ „ 3. Februar 1807 33
18. „ „ 19. März 1807 34
19. „ „ August 1807 35
20. „ „ 18. August 1807 35
21. „ „ Oktober—November 1807 36
22. „ „ 27. August 1808 36
23. „ „ 28. August 1808 37
24. „ Napoleon. 2. Oktober 1808 38
25. „ Falk. 14. oder 30. Juni 1809 41
26. „ Riemer. 24. Juli 1809 47
27. „ „ 3. Juli 1810 47
28. „ Falk. 25. Januar 1813 47
29. „ Luden. November 1813 60
30. „ Riemer. 26. März 1814 62
31. „ v. Müller. 30. Mai 1814 62
32. „ Bertram. 24. September u. 9. Oktober 63
33. „ Boisserée. 8. September 1815 64
34. „ Creuzer. Ende September 1815 64
35. „ Frommanns. Anfang Dezember 1817 65
36. „ v. Müller. 29. April 1818 65
37. Gesellschaft bei Goethe. 28. April 1819 69

			Seite
38.	Mit	Knebel. 24. August 1820	69
39.	„	v. Müller. 8. Juni 1821	70
40.	„	v. Müller und Riemer. 31. März 1823	71
41.	„	Eckermann. 29. Oktober 1823	72
42.	„	„ 14. November 1823	73
43.	„	„ 4. Dezember 1823	75
44.	„	„ 4. Januar 1824	77
45.	„	„ 27. Januar 1824	81
46.	„	„ 25. Februar 1824	82
47.	„	„ 30. März 1824	84
48.	„	v. Müller und Riemer. 3. April 1824	85
49.	„	Eckermann. 14. April 1824	85
50.	„	„ 2. Mai 1824	88
51.	„	Soret. 3. Juni 1824	89
52.	„	v. Müller u. Riemer. 6. Juni 1824	89
53.	„	Soret. 18. Juli 1824	90
54.	„	Eckermann. 24. November 1824	90
55.	„	„ u. Riemer. 18. Januar 1825	91
56.	„	„ 24. Februar 1825	94
57.	„	„ 27. April 1825	96
58.	„	„ 5. Juni 1825	99
59.	„	Großherzog Karl August. 3. September 1825	102
60.	„	Eckermann. 15. Oktober 1825	102
61.	„	Falk. Vor 1826	103
62.	„	„ Vor 1826	104
63.	„	„ Vor 1826	107
64.	„	Eckermann. 29. Januar 1826	108
65.	„	„ 16. Februar 1826	109
66.	„	v. Müller u. Boisserée. 17. Mai 1826	110
67.	„	v. Müller. 18. Juni 1826	111
68.	„	Eckermann. 17. Januar 1827	111
69.	„	„ 18. Januar 1827	117
70.	„	„ 21. Februar 1827	120
71.	„	„ 1. April 1827	121
72.	„	„ 18. April 1827	126
73.	„	„ 3. Mai 1827	130
74.	„	„ 6. Mai 1827	132
75.	„	„ 5. Juli 1827	133
76.	„	v. Müller. 23. August 1827	134
77.	„	Parthey. 28. August 1827	135
78.	„	„ 29. August 1827	136
79.	„	v. Müller. 30. August 1827	136
80.	„	Eckermann. 24. September 1827	137
81.	„	v. Müller u. Meyer. 6. März 1828	140
82.	„	Eckermann. 11. März 1828	142
83.	„	„ 12. März 1828	150
84.	„	„ Juli—August 1828	153

		Seite
85.	Mit Eckermann. 11. September 1828	154
86.	„ Nöggerath u. Eckermann. 20. Oktober 1828	155
87.	„ Eckermann. 23. Oktober 1828	157
88.	„ „ 16. Dezember 1828	167
89.	„ „ 4. Februar 1829	169
90.	„ „ 24. März 1829	169
91.	„ „ 3. April 1829	169
92.	„ „ 6. April 1829	171
93.	„ v. Müller. 18. Mai 1829	172
94.	„ Eckermann. 1. September 1829	172
95.	„ Soret. 8. März 1830	174
96.	„ „ 14. März 1830	174
97.	„ v. Müller. 7. Mai 1830	178
98.	„ Soret. 2. August 1830	178
99.	„ v. Müller. 1. Hälfte August 1830	180
100.	„ „ 10. November 1830	180
101.	„ „ 5. Januar 1831	180
102.	„ Eckermann. 2. März 1831	181
103.	„ „ 8. März 1831	182
104.	„ „ 30. März 1831	183
105.	„ Schmied. Mitte April 1831	184
106.	„ Eckermann. 6. Juni 1831	185
107.	„ v. Müller. Zwischen 1812 u. 1832	186
108.	„ Soret. 17. Februar 1832	187
109.	„ Eckermann. Anfang März 1832	188
110.	„ „ 11. März 1832	190
111.	Am letzten Tage, 22. März 1832	194
Anmerkungen		197

Anhaltische Buchdruckerei Gutenberg, e. G. m. b. H., Dessau.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU, Boston